

Materialiensammlung



Österreichisches Institut für Familienforschung
Austrian Institute for family studies



8. Interdisziplinäres Symposium „Familienforschung“ – Strobl 2000

Fertilität – Informationsgesellschaft

Referate und Statements

Reiner Buchegger
&
Brigitte Cizek
(Herausgeber)

Heft 11

Wien 2002, ISBN 3-901668-21-1

Reiner Buchegger, Brigitte Cizek (Hrsg.)
8. Interdisziplinäres Symposium „Familienforschung“ – Strobl 2000
Fertilität – Informationsgesellschaft
22.-24. November 2000, Strobl am Wolfgangsee
Referate und Statements

Österreichisches Institut für Familienforschung
Materialiensammlung Heft 11, Wien 2002
ISBN 3-901668-21-1

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF);
Geschäftsführerin: Dr. Brigitte Cizek;
Mit der Herausgabe beauftragt: Brigitte Cizek, Irene Kernthaler-Moser;
Alle: Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien;
Lektorat: Dr. Martin Voracek, 1090 Wien;
Gestaltung, Layout und Grafik: Edith Vosta, 1050 Wien;
Druck: Wiener Zeitung, 1100 Wien

Das Österreichische Institut für Familienforschung (ÖIF) ist ein unabhängiges, gemeinnütziges Institut zur interdisziplinären wissenschaftlichen und anwendungsbezogenen Erforschung und Darstellung der Vielfalt und Veränderungen familialer Lebenswelten aus Sicht von Kindern, Frauen und Männern.

Zu beziehen bei:
Österreichisches Institut für Familienforschung;
Gonzagagasse 19/8, A-1010 Wien; Tel.: 5351454, Fax: 5351455

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums für soziale Sicherheit und Generationen sowie der Länder Burgenland, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg und Wien

Vorwort

Vor fünfzehn Jahren trafen in Strobl zum ersten Male WissenschaftlerInnen verschiedener Disziplinen und PraktikerInnen aus unterschiedlichen Arbeitsbereichen zum gemeinsamen Thema Familie zusammen. Das im zweijährigen Rhythmus durchgeführte Interdisziplinäre Symposium Familienforschung fand im November 2000 somit bereits zum achten Male statt.

Dem bisherigen Format folgend gab es eingeladene Referate zu diesmal drei Schwerpunkten sowie sechs Arbeitskreise. Mit einem für die Familienforschung traditionellen Thema befasste sich der erste Schwerpunkt zur Fertilität. Dabei wurden jedoch zwei ganz spezielle Fragestellungen erörtert und empirisch untersucht, nämlich interkulturelle Differenzen im generativen Verhalten und in den Generationenbeziehungen aus soziologischer Sichtweise einerseits und die Probleme ungewollt kinderloser Paare aus psychologischem Blickwinkel andererseits.

Der zweite Schwerpunkt widmete sich einer für Familien immer bedeutender werdenden Thematik, den Wechselwirkungen zwischen den Medien in einem sehr weiten Sinn und der Familie. Der Bogen reichte hier von sehr grundlegend theoretischen Betrachtungen über Medieneinsatz in der Schule und deren Bezug zur Familie bis hin zu verschiedenen Facetten der Telearbeit als neuer Form der Heimarbeit.

Eine für Strobl neue Dimension brachte die Vorstellung der beim Österreichischen Institut für Familienforschung eingerichteten EU-Beobachtungsstelle für Familienangelegenheiten sowie die Präsentation des neuesten EU-Sozialberichts.

Alle drei Schwerpunkte stießen bei den TeilnehmerInnen auf großes Interesse, was aus den sehr umfassenden und intensiven Diskussionen geschlossen werden darf. In bewährter Tradition endeten diese nicht im Vortragssaal, sondern setzten sich in den Pausen und vor allem in den Gesprächen beim abendlichen Zusammensein fort.

Statements und Diskussionen gab es auch in den sechs Arbeitskreisen, von den einer das Thema Familie und Medien vertiefte. Dem leider immer wieder aktuellen Thema Arbeitslosigkeit waren gleich zwei Arbeitskreise gewidmet. Die weiteren drei Arbeitskreise befassten sich mit für die Familienforschung charakteristischen Aspekten wie familialen Lebensverläufen, der Kinderbetreuung und der Paarbeziehung.

Wir wollen an dieser Stelle unseren Dank an alle Mitwirkenden, Vortragenden, ArbeitskreisleiterInnen, ModeratorInnen und TeilnehmerInnen aussprechen, durch deren Zusammenwirken das Symposium mit Leben und Inhalt erfüllt wurde. Ganz besonders sei Frau Ilse Baro Beck für die organisatorische Vorbereitung und Durchführung sowie Herrn Mag. Rudolf Karl Schipfer für die Begleitung des Symposiums von seiner Konzeption bis zur Erstellung dieser Dokumentation gedankt.

Es ist uns auch ein Anliegen, dem ‚Vater‘ des Strobl Symposiums, Herrn Prof. Dipl.-Ing. Dr. Helmuth Schattovits, ganz herzlich für seine langjährige Arbeit bei der Vorbereitung und Gestaltung von acht Symposien zu danken. Wenn er auch als Geschäftsführer des ÖIF ausscheidet, so hoffen wir doch, ihn zumindest als Teilnehmer weiterer Veranstaltungen in Strobl begrüßen zu dürfen.

Last not least gilt unser Dank allen Institutionen, die durch ihre Förderung das Symposium und die Herausgabe dieser Dokumentation erst ermöglichten, nämlich dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, dem Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen und der Oberösterreichischen Landesregierung.

Wien und Linz, im Februar 2002

Reiner Buchegger & Brigitte Cizek

Inhalt

Referate

FERTILITÄT

- Bernhard Nauck: Value of Children – ein Forschungsprogramm zur Erklärung interkultureller Unterschiede im generativen Verhalten und in den Generationenbeziehungen 5
- Corinna Onnen-Isemann: Belastungen und Bewältigungsstrategien von ungewollt kinderlosen Paaren 20

INFORMATIONSGESELLSCHAFT UND FAMILIE

- Friedrich Oswald: Informationsgesellschaft? – die „Verschiedenheit der Köpfe“ (J. F. Herbart) wird größer 33
- Heinz Mandl: Medienkompetenz in der Wissensgesellschaft – Herausforderung für Familie und Schule 40
- Gerald Steinhardt: Telearbeit und familiärer Alltag: Auswirkungen – Risiken – Chancen 50

EU-SOZIALBERICHT

- Rudolf Richter: Der Sozialbericht der EU in Bezug auf familienrelevante Fragen 61

Arbeitskreise

AK 1: MEDIEN UND FAMILIE

- Zusammenfassung: Rudolf Karl Schipfer 71
- Statement Jürgen Barthelmes: Auf der Reise in die Medienwelten – wo aber bleibt der Vater? 73

AK 2: DISKONTINUITÄTEN IN FAMILIALEN LEBENSVERLÄUFEN

- Zusammenfassung: Maria Steck 85
- Statement Helene Wagner: Soziale Treue 87

AK 3: JUGENDARBEITSLOSIGKEIT UND FAMILIE

- Zusammenfassung: Johannes Pflegerl 89

AK 4: ELTERNARBEITSLOSIGKEIT UND FAMILIE

- Zusammenfassung: Christoph Arpa 93
- Statement Brigitte Ettl: „Aus dem Rahmen gefallen“ – Ein Bildungsangebot für Paare, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind 96
- Statement Paloma Fernández de la Hoz und Johannes Pflegerl: Erwerbslosigkeit und ihre Auswirkungen auf Familien 99

AK 5: VORSCHULISCHE KINDERBETREUUNG

- Zusammenfassung: Christoph Arpa 109
- Statement Doris Bichler und Manuela Kendler: Family Business 113

AK 6: AUTONOMIE IN DER PAARBEZIEHUNG

- Zusammenfassung: Ilse Barbeck 115
- Maria Brigitta Beghella: Paarberatung – neue Beziehungsgestaltungsmöglichkeiten?! 116
- Karl Wörister: Optionen für eine eigenständige Absicherung von Frauen im Alter 119

- Programm** 124
- Referent/innen und Moderator/innen** 125
- Teilnehmerliste** 126

FERTILITÄT

Value of Children - ein Erklärungsprogramm für interkulturelle Unterschiede im generativen Verhalten

BERNHARD NAUCK

Seit Thomas R. Malthus 1798 seinen berühmten „Essay on the Principle of Population, as it affects the Future Improvement of Society“ veröffentlichte, haben Ökonomen, Bevölkerungswissenschaftler ebenso wie Familiensoziologen und Familienpsychologen immer wieder eine Antwort auf die Frage gesucht: warum haben manche Menschen viele Kinder, andere dagegen eher wenige und wieder andere gar keine? In einem soziologisch präziseren Sinne ist es dabei zumeist allerdings um das Explanandum der Geburten*rate* gegangen, d. h. um die Beantwortung der Frage, warum in manchen Gesellschaften bzw. in manchen historischen Epochen einer Gesellschaft vergleichsweise viele Nachkommen geboren werden, in anderen dagegen wenige. Entsprechend richten sich solche Erklärungen darauf, Kausalbeziehungen zwischen den Merkmalen einer Gesellschaft einerseits und den in ihr beobachteten Geburtenraten andererseits herzustellen.

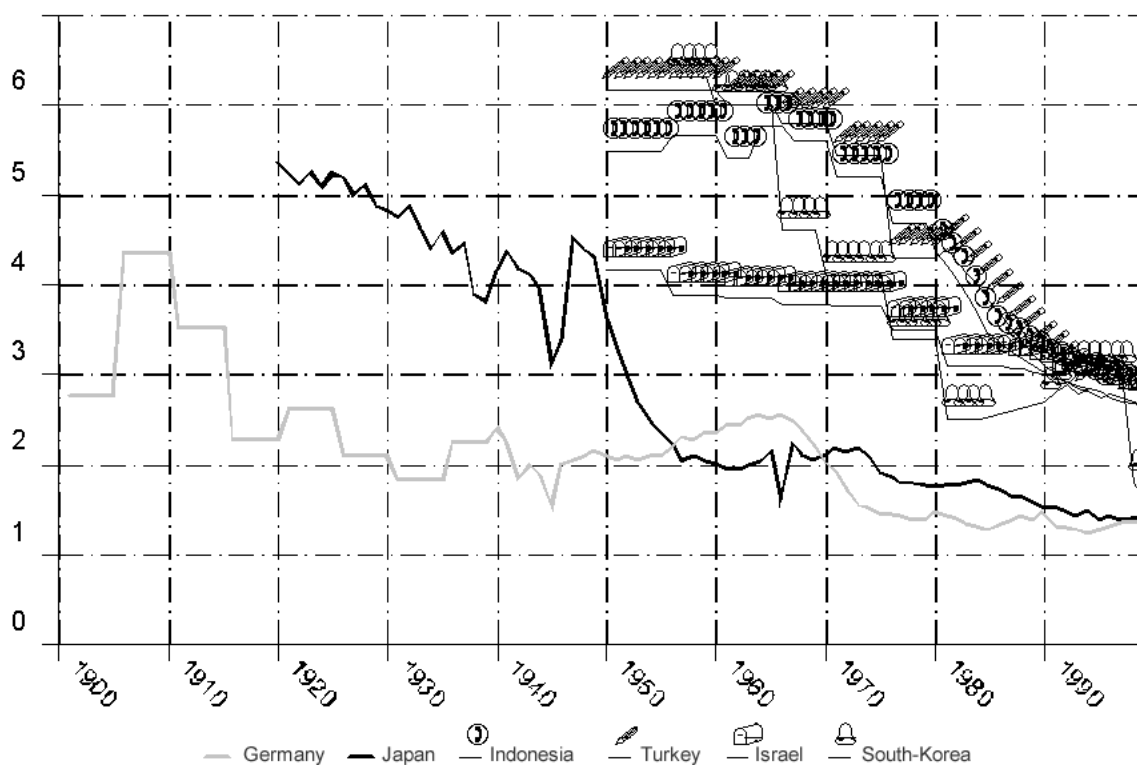
Es handelt sich dabei nicht nur um ein „einfaches“, d. h. leicht zu beobachtendes und in aller Regel selbst für weiter zurückliegende Epochen und für alle Gesellschaften gut dokumentiertes Explanandum, das sich deshalb als Prüfstein für die Erklärungskraft und Prognosefähigkeit sozialwissenschaftlicher Theoriebildung besonders gut eignet. Vielmehr handelt es sich zugleich um ein Explanandum, dessen jeweiliger Wert außerordentlich konsequenzenreich für die jeweilige Gesellschaft ist, ganz gleich auf welcher Ebene soziologischer Analyse man sich befindet. Auf der Ebene des Gesellschaftsvergleichs wird dies an der gegenläufigen Entwicklung einer Bevölkerungsexplosion in Armutsgesellschaften und einer Bevölkerungsimplosion in Wohlstandsgesellschaften überdeutlich. Innerhalb jeder Gesellschaft hängt die Stabilität und Gerechtigkeit in den Generationenbeziehungen und in den aus ihnen entstandenen kollektiven Sicherungssystemen ganz entscheidend von der sich aus den Geburtenraten entwickelnden Altersstruktur ab. Auf der individuellen Ebene ist die Entscheidung für oder gegen Kinder mehr als die Wahl eines Berufes, eines Lebenspartners oder eines Wohnortes zu der wichtigsten, ‚unbedingten‘ Entscheidung im Lebensverlauf geworden, die ein außerordentlich hohes Maß an zumeist lebenslanger Selbstbindung impliziert.

Umso erstaunlicher ist, dass soziologische oder psychologische Erklärungsversuche des generativen Verhaltens in der sozialwissenschaftlichen Forschung des letzten halben Jahrhunderts stetig an Bedeutung eingebüßt haben (D. J. van de Kaa 1997), während ökonomische Modelle zusehends eine Monopol- und Hegemonialstellung entwickeln konnten: Die ‚new home economics‘ sind in diesem Forschungsgebiet zum dominanten Erklärungsparadigma geworden, das insbesondere bei der Erklärung des Geburtenrückgangs in Wohlstandsgesellschaften faszinierende Einsichten eröffnet hat. Gleichwohl weist die Neue Haushaltsökonomie einige Annahmen auf, die wegen ihrer auf die Wohlstandsgesellschaften beschränkten Gültigkeit zu einer strukturellen Relativierung auffordern. Der ‚values-of-children-approach‘ liefert wichtige theoretische Argumente für eine Gehaltserweiterung. Bevor dieser Ansatz beschrieben wird, soll deshalb kurz auf einige Probleme der ‚new home economics‘ eingegangen werden.

1. Probleme der Erklärung generativen Verhaltens mit der ‚Neuen Haushaltsökonomie‘

Beschreibungsmodelle der konventionellen Demografie zum „demografischen Übergang“ (G. Mackenroth 1951; 1955; P. Marschalck 1979; D. J. van de Kaa 1987) haben zwar eine empirisch zutreffende Darstellung des Bevölkerungsprozesses mit Hilfe von Aggregatdaten-Zeitreihen abgeben, jedoch selbst keine vollständige Erklärung dieses Prozesses liefern können. Da allenfalls Kovariationen mit weiteren Makro-Trends konstatiert und als Ergebnis anderer sozialstruktureller Veränderungen wie Säkularisierung, Modernisierung, Urbanisierung u. ä. m. interpretiert werden, verbleiben solche „Erklärungen“ auf der Makro-Ebene und sind somit als solche unvollständig (vgl. Abbildung 2). Wie Abbildung 1 zunächst zeigt, lassen sich die Prozesse des demografischen Wandels in überraschender Gleichförmigkeit, wenn auch von unterschiedlichen Ausgangsniveaus ausgehend und sich mit unterschiedlicher Geschwindigkeit vollziehend, auch in allen Gesellschaften beobachten, die Gegenstand der vergleichenden Replikationsstudie sind.

Abbildung 1: Total Fertility Rates in Japan, Korea, Indonesien, Israel, der Türkei und in Deutschland



Mit der korrekten Benennung eines solchen Trends als demografischer Übergang ist jedoch für dessen Erklärung noch nichts gewonnen, da eine Antwort auf die seit Malthus aufgeworfene Warum-Frage dadurch nicht gegeben wird. Demgegenüber erfüllen die ‚new home economics‘ alle Kriterien, die an eine Erklärung zu stellen sind, recht gut: sie basieren auf wenigen, gehaltvollen Grundannahmen, aus denen eine Serie von empirisch prüfbar Hypothesen deduzierbar und bedingungsabhängiges individuelles Verhalten prognostizierbar ist. Gary S. Becker hat als Begründer dieses Erklärungsansatzes diesen selbst außer auf Heiraten und Scheidungen auch auf generatives Verhalten angewendet (G. S. Becker 1982; 1991; 1996). Anders als z. B. austauschtheoretische Ansätze fasst er Familienhaushalte nicht ausschließlich als Verteilungs- und Konsum-

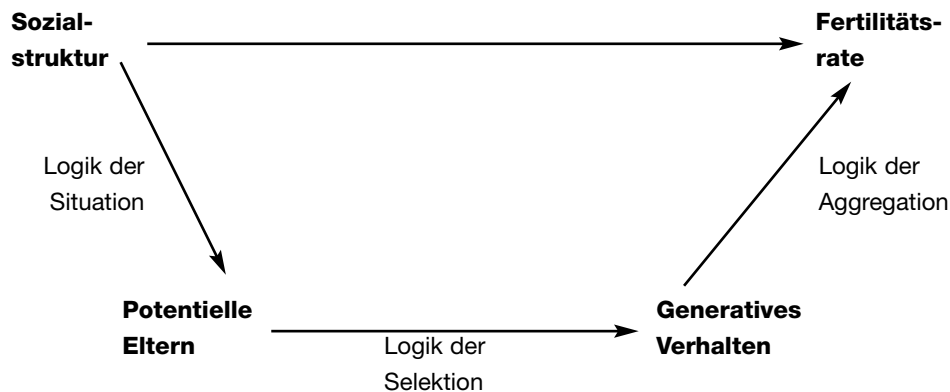
einheiten von marktmäßig erwerbbaaren Gütern sondern vielmehr auch als *Produktionseinheiten* auf, in dem nicht-marktmäßig erwerbbaare ‚commodities‘ erst einmal hervorgebracht werden müssen. Zu solchen ‚commodities‘ zählen neben Liebe, Zuneigung, Unterstützung, Dienstleistungen auch: gemeinsame *Kinder*. Kinder sind in diesem Modell als ‚consumer durables‘ modelliert, Haushalte (nicht Individuen) als Akteure mit *konstanten Präferenzen*, die ihr Verhalten entsprechend dem jeweiligen Preis des jeweiligen Gutes, d. h. den damit verbundenen direkten Kosten, Zeitinvestitionen und Opportunitätskosten, optimieren.

Die Nutzenproduktion des Haushalts wird von zwei Restriktionen begrenzt: es ist nur ein beschränktes Budget vorhanden (z. B. Haushaltseinkommen) und es steht nur eine bestimmte Zeitmenge zur Verfügung. Mit zunehmender Anzahl der bereits vorhandenen Kinder nimmt die *new home economics* einen relativ sinkenden Nutzenzuwachs an, d. h. der Grenznutzen von Kindern sinkt mit zunehmender Anzahl. Quantität und Qualität (d. h. ihr Humanvermögen als Resultat der elterlichen Investitionen in Bildung und Erziehung) von Kindern (G. S. Becker & H. G. Lewis 1973; G. S. Becker & N. Tomes 1976; D. N. de Tray 1973; E. A. Hanushek 1992) stehen in einer inversen Beziehung zueinander, da beide von Budgetrestriktionen betroffen sind. Die Kinderzahl hängt zum einen vom Familieneinkommen, zum anderen jedoch von den Schattenpreisen der Kinder und den Schattenpreisen anderer Güter und Dienstleistungen ab.

Viele soziale Prozesse im Zusammenhang mit generativem Verhalten können vergleichsweise elegant (und entsprechend sparsam) mit den *new home economics* modelliert werden: sie erklären z. B. zureichend, warum gut ausgebildete Frauen mit größerer Wahrscheinlichkeit auf Kinder verzichten als schlecht ausgebildete (sie haben höhere Opportunitätskosten aus entgangenem Nutzen eigener Erwerbstätigkeit, d. h. der Schattenpreis der Kinder steigt bei ihnen stärker als bei weniger qualifizierten Müttern). Sie halten auch eine Antwort auf die Frage bereit, warum mit steigendem Wohlstand zwar die Konsumtion anderer ‚consumer durables‘ zunimmt, die Kinderzahl dagegen abnimmt:

„Children remain consumer durables providing nonspecific immanent goods, but, unlike refrigerators or automobiles, children are time-intensive. In view of this point, the opportunity costs of having children are affected crucially by shifts in the value of parents' time. ... If children are more time-intensive than the average consumption commodity, and if the real value of human time increases, then the price of children will increase in relation to other goods. ... Further, if child care is more intensive in the mother's time than in the father's, and if the value of women's time increases in relation to the value of men's time, then children will be more expensive and fewer children will be sought“ (D. Friedman, M. Hechter & S. Kanazawa 1994, S. 379).

Die methodologischen Vorzüge dieses Erklärungsansatzes sind insbesondere darin zu sehen, dass er sich ohne Probleme in ein Mehrebenen-Modell integrieren lässt, in dem Verhaltensaggregate (Geburtenraten) durch individuelles Entscheidungsverhalten unter restriktiven Kontextbedingungen erklärt werden und in dem – wie bei jedem mikro-ökonomischen Modell – als nomologischer Kern nutzenmaximierendes Verhalten angenommen wird. Damit kann dieser Ansatz als Spezialfall der individualistisch-strukturtheoretischen Sozialtheorie verstanden werden (J. S. Coleman 1990), in der jede vollständige sozialwissenschaftliche Erklärung grundsätzlich aus den drei Teilerklärungen der ‚Logik der Situation‘, der ‚Logik der Selektion‘ und der ‚Logik der Aggregation‘ zusammengesetzt wird (H. Esser 1993). Diese Sozialtheorie gibt damit zugleich einen geeigneten Bezugspunkt für die Beurteilung der Spezialtheorie der *new home economics* ab (R. Mackensen 1997).

Abbildung 2: Die Logik der Erklärung generativen Verhaltens

Wenn eingeräumt werden kann, dass es sich bei Geburtenraten um ein aus den anfallenden Geburten einfach zu aggregierendes Phänomen handelt und wenn die Annahmen über das absichtsvolle, an Nutzenoptimierung unter gegebenen Restriktionen und Alternativen orientierte individuelle Verhalten als Kern einer Handlungstheorie für die ‚Logik der Selektion‘ unproblematisiert bleiben können, dann zeigt sich schnell, dass theoretische Kontroversen über eine angemessene Modellierung am ehesten im Bereich der ‚Logik der Situation‘ zu erwarten sind. Tatsächlich arbeitet das Modell der new home economics hier mit einigen „heroischen“ Vereinfachungen:

1. Die Modellierung mit einem *Haushalt* als „Akteur“ unterstellt, dass die Handlungssituation und die Präferenzen von (potentiellen) Vätern und Müttern (1) grundsätzlich gleich sind, (2) ihre Selektionsstrategien wechselseitig substituierbar sind und (3) untereinander nur Nutzen und keine Kosten verursachen. Wenn aber gleichzeitig die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau als ein sehr effizienter Produktionsmodus von commodities angesehen wird, bleibt zumindest das Erklärungsproblem, wie sich aus den Individualentscheidungen *unter allen Umständen* die Wohlfahrtsproduktion des Haushalts erhöht.
2. Die Modellierung von *konstanten* Präferenzen unterstellt, dass Kinder in allen Handlungssituationen und -kontexten einen gleichen Wert für (potentielle) Mütter und Väter haben. Diese Präferenzen werden selbst nicht durch das Modell erklärt, sondern als exogener Faktor eingeführt. Wenn spezifische Annahmen über die Variabilität der Preise von Kindern mit Handlungssituationen und -kontexten gemacht werden, bleibt aber das Erklärungsproblem, warum sich unter denselben variablen Bedingungen Präferenzen durch Stabilität auszeichnen. Umgekehrt bleibt unerklärt, warum Akteure in gleichen Handlungssituationen und -kontexten unterschiedlich viele Kinder haben.
3. Die Modellierung von Kindern als *consumer durables* unterstellt, dass Kinder im Haushaltskontext ausschließlich als Konsumenten und als Objekt der Konsumtion gesehen werden. Diese Annahme ist aber keineswegs selbstverständlich. So lässt sich für die Mehrzahl der Gesellschaften belegen, dass Kinder ein außerordentlich wichtiger Haushaltsfaktor der Produktion von commodities darstellen. Zwar geht auch G. S. Becker (1982, S. 192) davon aus, dass Kinder prinzipiell auch Produktionsgüter sein können, er verfolgt dies in seiner Argumentation jedoch nicht weiter. Insofern bleibt das Erklärungsproblem, unter welchen Randbedingungen Kinder für (potentielle) Eltern ihren Wert als *consumer durables* gewinnen.

Lässt sich das erste Erklärungsproblem noch relativ leicht durch die Einführung einer dritten Ebene lösen, indem in einer verhandlungstheoretischen Modellierung generative Entscheidungen als das aggregierte Produkt der Verhandlung zwischen den beteiligten (potentiellen) Eltern ergeben (N. Ott 1989; A. Kohlmann & J. Kopp 1997), so machen die beiden übrigen Erklärungsprobleme grundsätzlichere Überlegungen notwendig.

Zwar hat R. A. Easterlin (1966; 1980; R. A. Easterlin, R. A. Pollak & M. L. Wachter 1980) einen interessan-

ten Lösungsvorschlag zum zweiten Erklärungsproblem der Endogenisierung von Werten in ökonomischen Modellen des Wandels im generativen Verhalten vorgelegt, doch konstatieren D. Friedman, M. Hechter & S. Kanazawa (1994) zusammenfassend, dass sowohl das Modell der new home economics als auch das Modell von Easterlin dieses Erklärungsproblem nicht haben lösen können, da beide Modelle ihrer Meinung nach Kinder allein mit instrumentellen Werten verknüpfen:

„Models based on instrumental values are effective in explaining the decline of fertility in developed societies, but they cannot explain why anyone under current circumstances would choose to have a child, absent significant state-provided pronatalist incentives. ... Thus the interesting question for instrumental models of fertility is *why do people in developed countries have any children at all when the prevailing constraints are inconsistent with this choice?*“ (D. Friedman, M. Hechter & S. Kanazawa 1994, S. 380; Hervorhebung im Original.)

So richtig die Diagnose ist, dass das Modell der new home economics seine Stärken in der Erklärung des Geburtenrückgangs hat, während die Entscheidung für Kinder unerklärt bleibt, so beruht sie doch auf einem Missverständnis: nimmt man die Unterscheidung von D. Friedman, M. Hechter & S. Kanazawa zur Grundlage, dann haben ‚consumer durables‘ nur unter sehr spezifischen Bedingungen einen instrumentellen Wert (etwa im Sinne des ‚demonstrativen Konsums‘ bei T. Veblen 1971), im übrigen jedoch einen immanenten Wert („... that are desired purely for their own sake“, D. Friedman, M. Hechter & S. Kanazawa 1994, S. 377) für den Konsumenten. In diesem Sinne sind bei G. S. Becker und R. A. Easterlin generative Entscheidungen in Wohlstandsgesellschaften jedoch nicht mit instrumentellen sondern genauso mit immanenten Werten von Kindern verknüpft wie der Erklärungsvorschlag von D. Friedman, M. Hechter & S. Kanazawa, die einen inhaltlichen (und zugleich immanenten) Wert von Kindern einführen: die Reduktion von Unsicherheit („The uncertainty reduction assumption asserts that rational actors will always seek to reduce uncertainty“, 1994, S. 381). Damit aber unterscheidet sich das Modell von D. Friedman, M. Hechter & S. Kanazawa (1994) in dieser Hinsicht nicht prinzipiell von denen von G. S. Becker und R. A. Easterlin. Die inhaltliche Spezifikation von immanenten Werten von Kindern, die sowohl bei G. S. Becker als auch bei R. A. Easterlin fehlt, ist jedoch eine zwingende Voraussetzung, „to explain why some people in advanced societies have no children, while others have at least one child“ (D. Friedman, M. Hechter & S. Kanazawa 1994, S. 381), wenn die Voraussetzung zutrifft, dass der instrumentelle Wert von Kindern in diesen Gesellschaften unter keinen Umständen deren Kosten aufwiegen.

Das gemeinsame Erklärungsproblem dieser Modelle bleibt jedoch, dass sie durchweg mit immanenten Werten von Kindern arbeiten. Es fehlt entweder ein theoretisches Argument, warum generative Entscheidungen unter keinen Bedingungen mit instrumentellen Werten von Kindern verknüpft werden oder eine systematische Variation von immanenten und instrumentellen Werten von Kindern. Eine Theorie generativer Entscheidungen hätte in diesem Falle zu benennen, unter welchen Kontextbedingungen generative Entscheidungen mit instrumentellen und immanenten Werten von Kindern verknüpft werden.

Einen Ansatzpunkt, diese letzte Lücke in den Erklärungsproblemen einer individualistisch-strukturtheoretischen Theorie generativen Verhaltens zu schließen, bietet die Forschungstradition des ‚values-of-children-approach‘, der hier nachfolgend beschrieben werden soll. Durch die Betonung des Kulturvergleichs mit Blick auf eine breite Spanne unterschiedlicher Gesellschaften werden hier Kinder nicht von vornherein als ‚consumer durables‘ mit immanentem Wert für (potentielle) Eltern konzeptualisiert, vielmehr werden Kinder auch als Investivgüter betrachtet, die selbst zur Produktion von commodities beitragen können – und dies in der Mehrzahl der Gegenwartsgesellschaften auch nach wie vor tun. Damit lässt sich das Erklärungsmodell in zweierlei Hinsicht vervollständigen und endogenisieren: (1) es können Bedingungen spezifiziert werden, unter welchen die verschiedenen Mitglieder des Familienhaushalts als Produzenten und Konsumenten von commodities agieren. Letztlich braucht von dieser Frage keine Position im Haushalt angenommen zu werden, d. h. es lassen sich auch Bedingungen angeben, unter denen Ehegatten (beiderlei Geschlechts) zu ‚consumer durables‘ oder Produzenten von commodities werden (B. Nauck 2001). (2) Implikationen, die sich aus dem instrumentellen Wert von Kindern bzw. aus dem immanenten Wert von

Kindern für ihre (potentiellen) Eltern ergeben, können systematisch variiert werden. Hierbei steht zu erwarten, dass sich diese Implikationen nicht allein auf differentielle reproduktive Strategien beschränken, sondern zugleich die Strategien elterlichen Investments und die institutionelle Ausgestaltung von Generationenbeziehungen in einer Gesellschaft strukturieren.

2. Die Ausgangsfragestellung der ‚value-of-children-studies‘

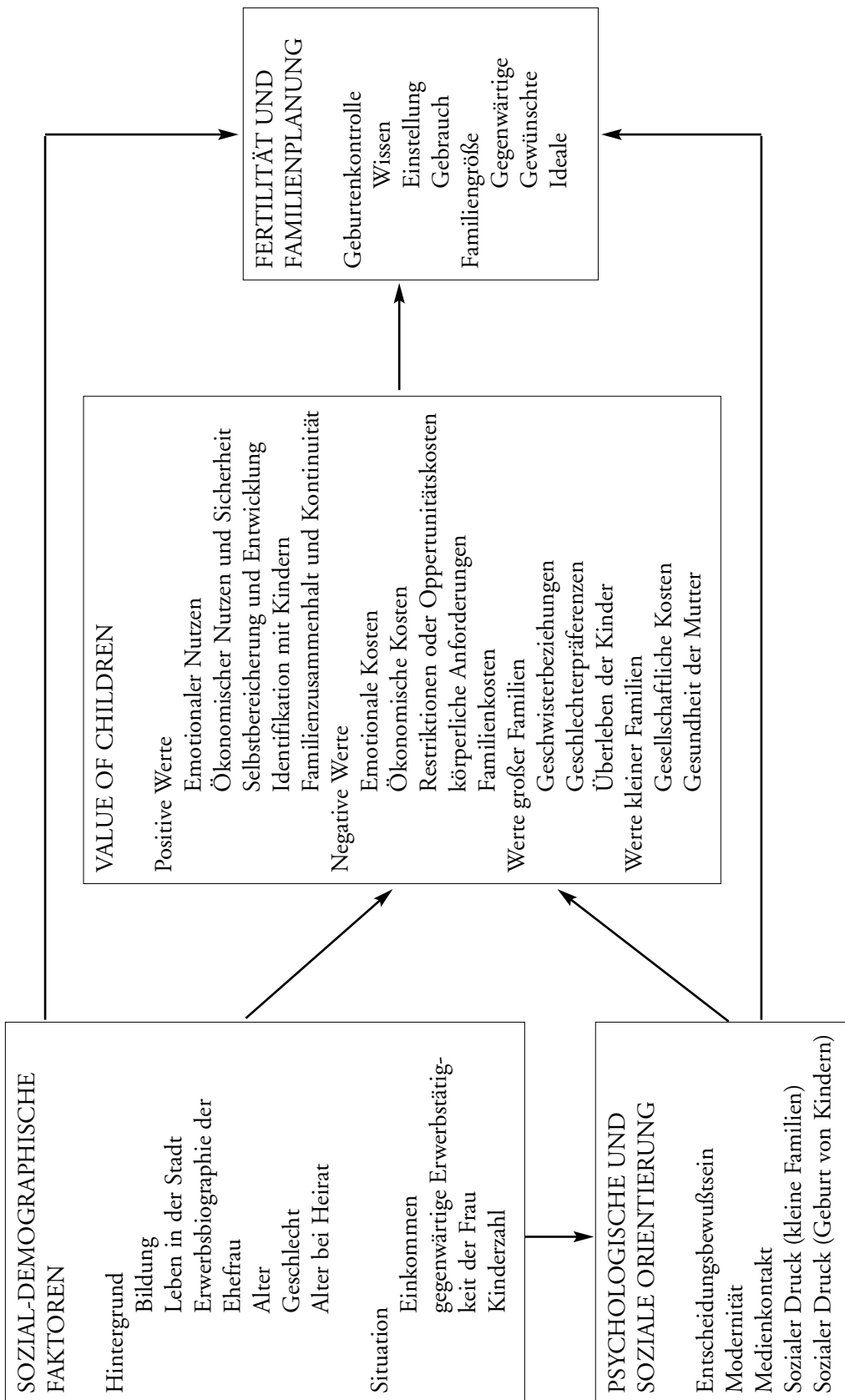
Das Konzept „Value of Children“ (VOC) geht auf Arbeiten von L. W. Hoffman & M. L. Hoffman (1973) zurück. Mit der expliziten Berücksichtigung von kulturell bedingten Variationen in den Determinanten der Fertilitätsentscheidung lieferten sie den ersten – und bislang einzigen – Ansatz zu nationen- bzw. kulturvergleichenden Analysen. Angestrebt wurde ein Ansatz, der also sowohl „objektive“ ökonomische und normative Momente, aber auch deren Auswirkungen auf psychologische Aspekte bei der Fertilitätsentscheidung berücksichtigt. Diese psychologischen Aspekte wurden dann als entscheidende Determinanten für Geburten von Kindern angesehen. ‚Value of children‘ wird als zentrale Moderator-Variable auf der Individualebene verstanden, die in Abhängigkeit von gesamtgesellschaftlichem Wandel und sozial-kulturellem Kontext variiert und ihrerseits Fertilität und Verhalten gegenüber Kindern beeinflusst: „Values of children refers to the functions they serve or the needs they fulfil for parents“ (L. W. Hoffman & M. L. Hoffman 1973, S. 20). Hierbei wird also der Wert von Kindern für ihre Eltern thematisiert. Dieser Ausgangspunkt trägt der grundsätzlichen Asymmetrie in den Eltern-Kind-Beziehungen Rechnung, die darin besteht, dass nur sie die Wahl haben, eine solche Beziehung einzugehen (also Kinder zu bekommen), d. h. es handelt sich hier entscheidungslogisch um eine unbedingte Entscheidung, wohingegen nachfolgende Entscheidungen in den Eltern-Kind-Beziehungen zunehmend zu bedingten Entscheidungen werden (auf die wechselseitig Einfluss genommen wird).

Zur Ermittlung der einzelnen Komponenten dieses Werts von Kindern für ihre Eltern greifen L. W. Hoffman & M. L. Hoffman (1973, S. 46f.) zunächst induktiv auf verschiedene Untersuchungen zurück und kategorisieren sie wie folgt:

1. Erwachsenenstatus und soziale Identität
2. Fortleben der eigenen Person in den Kindern
3. Religiöse, ethische und soziale Normen
4. Familiäre Bindung
5. Suchen neuer Erfahrungen
6. Kreativität und Leistung
7. Macht und Einfluss
8. Sozialer Vergleich und Wettbewerb
9. Ökonomischer Nutzen

Diese neun Kategorien des *Wertes von Kindern* werden in ein Modell integriert, das weitere Einflussfaktoren berücksichtigt: alternative Quellen des Werts der Kinder, Kosten der Kinder, Barrieren und Anreize. Zentrale Annahme dieses Ansatzes ist, dass der Wert der Kinder nach Gesellschaftstypus variiert und weitreichende Konsequenzen für generative Entscheidungen und die Ausgestaltung der Eltern-Kind-Beziehungen hat. *Alternative Quellen* des Werts sehen L. W. Hoffman & M. L. Hoffman in Personen und Institutionen, die für die Betroffenen das gleiche Resultat erbringen, so z. B. die gesetzliche Alterssicherung für den ökonomischen Wert der Kinder. *Kosten* entstehen den Eltern sowohl direkt (finanzielle Kosten) als auch indirekt durch den Verzicht auf Güter wegen der Kinder (Opportunitätskosten). *Barrieren* sind definiert als Faktoren, die es erschweren, den angestrebten Wert von Kindern zu erreichen, wie z. B. Armut der Familie, schlechte Wohnsituation, Krankheit der Mutter. *Anreize* für Kinder stellen Faktoren dar, die es erleichtern, den angestrebten Wert von Kindern zu erreichen, wie z. B. ökonomisches Wohlergehen, ausreichender Wohnraum, Unterstützung durch die Familie, aber auch positive Einstellungen zu Kindern.

Abbildung 3: Konzeptuelles Modell der VOC-Studies



In den 70er Jahren ist auf der Basis des VOC-Approach in einer größeren ländervergleichenden Studie das generative Verhalten in verschiedenen Kulturen empirisch analysiert worden, in denen Zusammenhänge zwischen Kultur, sozial-ökologischem Kontext, individuellen Werten von Kindern für ihre Eltern und generatives Verhalten untersucht worden sind (F. Arnold, R. A. Bulatao, C. Buripakdi, B. J. Chung, J. T. Fawcett, T. Iritiani, S. J. Lee & T. S. Wu 1975). In diesem Forschungsprogramm, in das neben den fernöstlichen Ländern Taiwan (T. S. Wu 1977), Japan (T. Iritani 1977), Republik Korea (S. J. Lee 1975), Philippinen (R. A. Bulatao 1975), Thailand (C. Buripakdi 1977), Indonesien (R. K. Darroch, P. A. Meyer & M. Singarimbun 1981), Singapur auch die Türkei (C. Kagıtcıbası 1982), die USA (F. Arnold & J. T. Fawcett 1975) und Deutschland (A. Urdze & M. S. Rerrich 1981) einbezogen waren, sind für jede Kultur sowohl Opportunitätsstrukturen (durch die Einbeziehung von städtischen und ländlichen Kontexten) als auch familiäre Ressourcen (durch eine Stratifizierung der Stichproben nach Schichtzugehörigkeit) systematisch variiert worden. In allen teilnehmenden Ländern wurde von dem in Abbildung 3 dargestellten empirischen Modell ausgegangen (F. Arnold, R. A. Bulatao, C. Buripakdi, B. J. Chung, J. T. Fawcett, T. Iritiani, S. J. Lee & T. S. Wu 1975, S. 8). Die Datenerhebungen der VOC-Studies wurden – unter Leitung des East-West Population Institute in Honolulu, Hawaii – in zwei Phasen durchgeführt.

Der „value-of-children-approach“ war konzipiert worden, um für interkulturell vergleichende Analysen ein Instrument zu entwickeln, mit dem sich maßgebliche Einflüsse auf die Fertilitätsentscheidungen der Eltern analysieren lassen, indem unterschiedliche Phänomene in mehreren Ländern auf eine Variation *derselben* Determinanten zurückführbar sind. Damit liegt ein Versuch zu einer möglichst sparsamen Modellierung komplexer Zusammenhänge vor. Ein internationaler Vergleich von Fruchtbarkeitsniveaus wird dadurch möglich, dass unterschiedliche Kosten, Barrieren und Anreize, aber auch Werte von Kindern („Value of Children“ = VOC) angenommen werden, die je nach den spezifischen Randbedingungen in den Kulturen variieren. In dem Modell werden damit Aspekte der Erklärung des generativen Verhaltens aus verschiedenen Disziplinen berücksichtigt und integriert (J. T. Fawcett 1976) und auf überraschende Weise bereits wesentliche Elemente moderner sozialwissenschaftlicher Erklärungsmodelle vorweggenommen (J. S. Coleman 1990); insbesondere liefert es alle wesentlichen Ansatzpunkte für eine *handlungstheoretische Modellierung von generativem Verhalten*. Der VOC-Approach kann deshalb nicht als *Kontrast* zu konkurrierenden Erklärungen betrachtet werden, vielmehr liegt damit ein interdisziplinär übergreifender Erklärungsansatz vor, der wesentliche Komponenten anderer theoretischer Modelle in sich vereinigt. Er bietet einen konzeptionellen Rahmen, in den die zentralen Elemente der verschiedenen Ansätze integriert und zu einer kohärenten und im methodologischen Sinne vollständigen Erklärung (auch) von interkulturellen Unterschieden im generativen Verhalten ausgearbeitet werden können. Außer im integrativen Potential dieses Ansatzes ist dessen besonderer Vorzug darin zu sehen, dass erstmalig individuell-akteursbezogene Komponenten mit einer strukturbezogenen Betrachtung von generativem Verhalten verknüpft werden. Diese Eigenschaften machen es möglich, ihn in eine umfassende individualistisch-strukturtheoretische Erklärung des generativen Verhaltens zu integrieren.

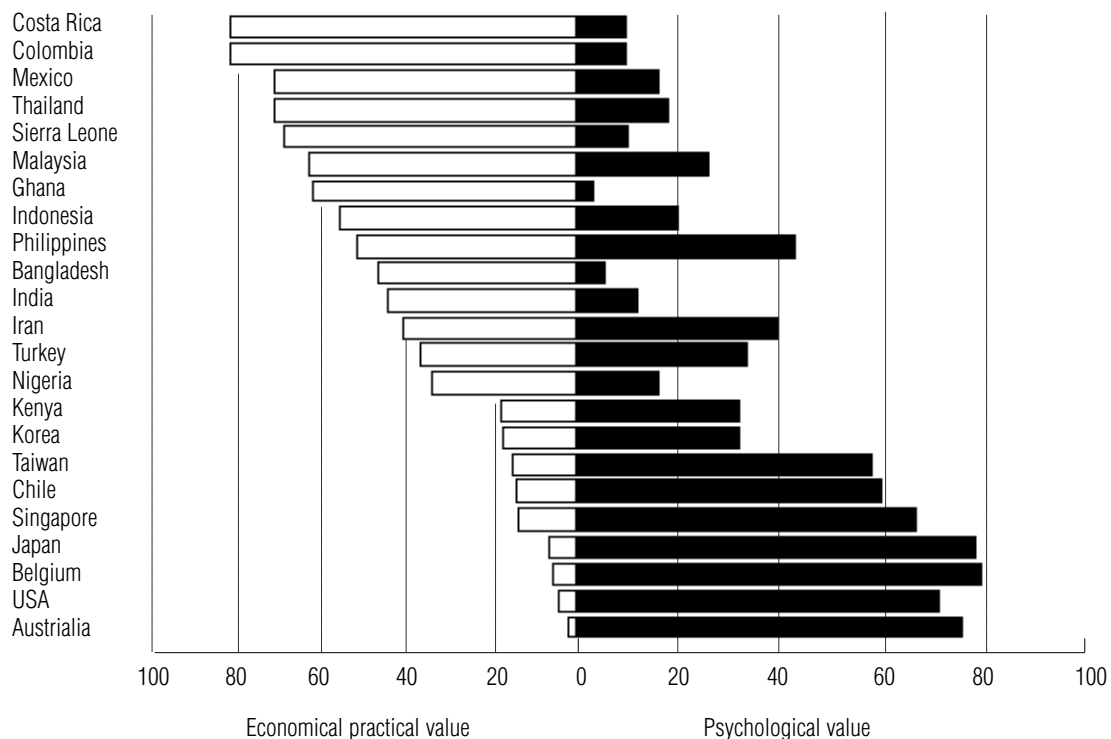
Hierbei stellen sich allerdings eine ganze Reihe bislang ungelöster konzeptueller, objekttheoretischer, meßtheoretischer und methodisch-technischer Einzelprobleme: So verwenden die VOC-Studies z. B. für ihre theoretischen Konstrukte die Sprache der Theorietradition der kulturvergleichenden Motivationspsychologie und sind in sehr starkem Maße einem empiristischen Induktivismus verhaftet; entsprechend müssen diese Termini in solche der individualistisch-strukturtheoretischen Handlungstheorie übersetzt werden. Weiterhin sind die bislang vorliegenden empirischen Arbeiten innerhalb der VOC-Studies hinsichtlich der theoretischen Modellierung kaum über eine plausible Variablenanordnung im Sinne des in Abbildung 3 wiedergegebenen Blockmodells hinausgelangt, das in dieser Form allenfalls als Leitlinie für die empirische Analyse mit Hilfe von multiplen, schrittweisen Regressionsmodellen dienen kann. Zur theoretischen Erklärung von generativem Verhalten trägt dies jedoch noch nichts bei. Die in dem Blockmodell verwendete Liste der ‚value of children‘ ist induktiv aus vorliegenden Untersuchungsbefunden gewonnen und nicht etwa deduktiv theoretisch abgeleitet worden (D. Friedman, M. Hechter & S. Kanazawa 1994). Die VOC sind deshalb modellexogen und ihr theoretischer Status zunächst ungeklärt, zumal völlig offen ist, ob es sich bei dieser Liste um ein (im Sinne der theoretischen Modellbildung) geschlossenes Werte-System han-

delt oder ob sie beliebig erweiterbar ist. Versuche zur Validierung der verwendeten Indikatoren sind nur ansatzweise innerhalb der (intrakulturellen) Länderstudien erfolgt (insbesondere durch C. Kagitcibasi & Y. Esmer 1980). Als empirisch bedeutsam erwies sich dabei insbesondere die Unterscheidung zwischen

- *ökonomisch-utilitaristischen VOC* (d. h. Beiträge zum Familienhaushalt durch Arbeit und zusätzliche Einkommen; Alterssicherung) und
- *psychologisch-affektiven VOC* (d. h. Stärkung der affektiven Gruppenbindung; expressive Stimulation durch den Umgang mit Kindern).

Diese beiden VOC lassen sich theoretisch genau als das interpretieren, was mit den instrumentellen Werten von Kindern (als Produzenten von commodities im Familienhaushalt) einerseits und den immanenten Werten von Kindern (als consumer durables) andererseits im Sinne der ökonomischen Theorie generativen Verhaltens gemeint ist. Diese Unterscheidung ist in einer Reihe von Folgeuntersuchungen aufgegriffen worden. Wie Abbildung 4 belegt, gibt es hinsichtlich dieser beiden VOC nicht nur eine außerordentlich große Streuung zwischen den verschiedenen Gesellschaften, vielmehr scheinen sie sich nach diesen Befunden in der Prävalenz gegenseitig auszuschließen, d. h. je stärker die Prävalenz ökonomisch-utilitaristische VOC, desto geringer ist die Bedeutung psychologisch-emotionaler VOC, wobei beides in starkem Maße vom Modernisierungsprozess beeinflusst scheint. Analoge Befunde ergeben sich für intragesellschaftliche Vergleiche: in der Türkei betragen die Differenzen zwischen den Regionen mit dem höchsten bzw. niedrigsten Entwicklungsstand und den ökonomisch-utilitaristischen bzw. psychologisch-emotionalen VOC jeweils ca. 40% (C. Kagitcibasi 1982; B. Nauck 1997).

Abbildung 4: Value of Children im internationalen Vergleich



The World Bank 1986

Solche Zusammenhänge sind jedoch bislang ausschließlich auf der Aggregatebene beschrieben worden, wohingegen ein vollständiger Test des Mehrebenenmodells im Rahmen der VOC-Studies ebenso unterblieben ist wie eine interkulturelle Validierung der Konstrukte. Schließlich sind die jeweiligen VOC nicht systematisch auf die mit den jeweiligen sozialen Kontexten verbundenen Opportunitätsstrukturen und Handlungsbarrieren bezogen worden, d. h. es fehlen die notwendigen *Brückenhypothesen* der Verknüpfung von sozialen Handlungskontexten und Akteursebene.

3. Value of Children, oder: Kinder als Zwischengüter in der sozialen Produktionsfunktion

Eine aussichtsreiche Möglichkeit der handlungstheoretischen Neukonzeptualisierung des VOC-Approaches besteht darin, ihn in die allgemeine *Theorie sozialer Produktionsfunktionen* zu integrieren und in der durch Adam Smith begründeten Theorietradition anzunehmen, dass menschliche Akteure „mindestens zwei Dinge maximieren wollen: soziale Wertschätzung und physisches Wohlbefinden“ (S. Lindenberg 1990, S. 271 unter Berufung auf Adam Smith).

- *Soziale Anerkennung* bezeichnet das Ausmaß, in dem der Akteur durch seine Handlungen (für ihn) positive Sanktionen von seinem sozialen Kontext erfährt. Soziale Anerkennung lässt sich nach S. Lindenberg (1984; 1991) und T. Parsons, E. A. Shils & J. Olds (1951) differenzieren in Status, Affekt und Verhaltensbestätigung. *Status* bezieht sich dabei auf den Rang der in einer Gesellschaft erlangten Position, der durch die Verfügung über knappe Ressourcen definiert ist. Je höher die Kontrolle über Zwischengüter in der sozialen Produktionsfunktion, desto höher ist der Status. *Affekt* bezieht sich auf den Austausch von positiven Affekten in emotionalen Beziehungen. *Verhaltensbestätigung* bezieht sich auf die positive Sanktionierung von Handlungen durch ‚signifikante Andere‘. *Je größer die erwartete soziale Anerkennung durch die jeweils gewählte Handlungsalternative, desto eher wird diese Handlung gewählt.*
- *Physisches Wohlbefinden* bezeichnet das Ausmaß, in dem es dem Akteur gelingt, sein (physisches) Überleben zu sichern und sein Wohlbefinden zu steigern. Dies wird durch produktive Arbeit, durch Wettbewerb um knappe Güter auf Märkten und durch effektive Organisation und Kooperation erreicht. *Je größer das erwartete physische Wohlbefinden durch die Wahl einer Handlungsalternative, desto eher wird diese Handlung gewählt.*

Beide Grundbedürfnisse können nun nicht von den Akteuren direkt befriedigt werden sondern über verschiedene Produktionsfaktoren, die ihrerseits erst zur Verfügung gestellt werden. Diese Produktionsfaktoren sind – im Gegensatz zu den beiden Grundbedürfnissen – nicht universell, sondern kontextspezifisch: *Je größer die Effizienz eines Produktionsfaktors für die Befriedigung der Grundbedürfnisse innerhalb des jeweiligen Kontextes, desto eher wird dieser Produktionsfaktor gewählt.* Je dauerhafter die Effizienz eines Produktionsfaktors im jeweiligen Kontext, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit seiner intergenerativen Transmission und seiner Institutionalisierung als kulturelle „Routinelösung“.

Das Erklärungsprogramm der „value-of-children“ besteht nun darin, eine spezielle Theorie darüber zu entwickeln, in welcher Weise und unter welchen Voraussetzungen Kinder als Zwischengüter in die soziale Produktionsfunktion bei (potentiellen) Eltern zur Optimierung ihrer sozialen Anerkennung und ihres physischen Wohlbefindens eingehen. Fertilitätsentscheidungen und die Ausgestaltung von lebenslangen Eltern-Kind-Beziehungen werden entsprechend unter dem Gesichtspunkt der Maximierung des subjektiven Nutzens untersucht und erklärt. Diese Nutzenmaximierung der Akteure geschieht stets vor dem Hintergrund spezifischer wahrgenommener Randbedingungen: Die jeweilige Handlungssituation und sozial-kulturelle ‚frames‘ determinieren, welche Handlungsalternativen dem Akteur zur Erreichung seiner Ziele zur Verfügung stehen und inwiefern Elternschaft eine effiziente Strategie hierbei ist, d. h. eigene Kinder wichtige Zwischengüter darstellen, für die es sich „lohnt“, sie zu bekommen, sie aufzuziehen und zu pflegen, in sie in jeder erdenklichen Weise zu investieren.

Dem Erklärungsprogramm inhärent ist, dass auch die Suche nach und die Auswahl von Handlungsalternativen denselben Verhaltensgesetzmäßigkeiten unterliegt, d. h. beides wird stets auf der Basis von unvollständigen Informationen erfolgen und im Zweifelsfall wird im jeweiligen sozial-kulturellen Kontext „bewährten“ Handlungsalternativen der Vorzug gegeben. Dies gilt umso mehr, als Elternschaft und die Ausgestaltung von Eltern-Kind-Beziehungen eine außerordentlich langfristige Selbstbindung beinhalten. So sind die mit Elternschaft verbundenen Handlungsentscheidungen zwar einerseits außerordentlich konsequenzenreich, andererseits sind aber die Konsequenzen zum Entscheidungszeitpunkt nicht einmal bruchstückhaft absehbar. Sowohl die mit der Langfristigkeit verbundenen Unsicherheiten als auch die Höhe der mit Elternschaft verbundenen (Alternativ-)Kosten und Nutzen geben dieser Entscheidung somit einerseits eine außerordentlich hohe Valenz im Lebensverlauf, andererseits sind mit ihr vergleichsweise hohe, langfristige Risiken verbunden, was deren Nutzen für die sozialen Produktionsfunktionen anbetrifft.

Für die Klärung des Zusammenhangs zwischen den ‚value of children‘ und den sozialen Produktionsfunktionen hat Annette Kohlmann (2000) systematische Überlegungen angestellt. Hierbei lassen sich jeweils kurzfristige Aspekte von langfristigen unterscheiden, die die Generationenbeziehungen in der gesamten Lebensspanne einschließen:

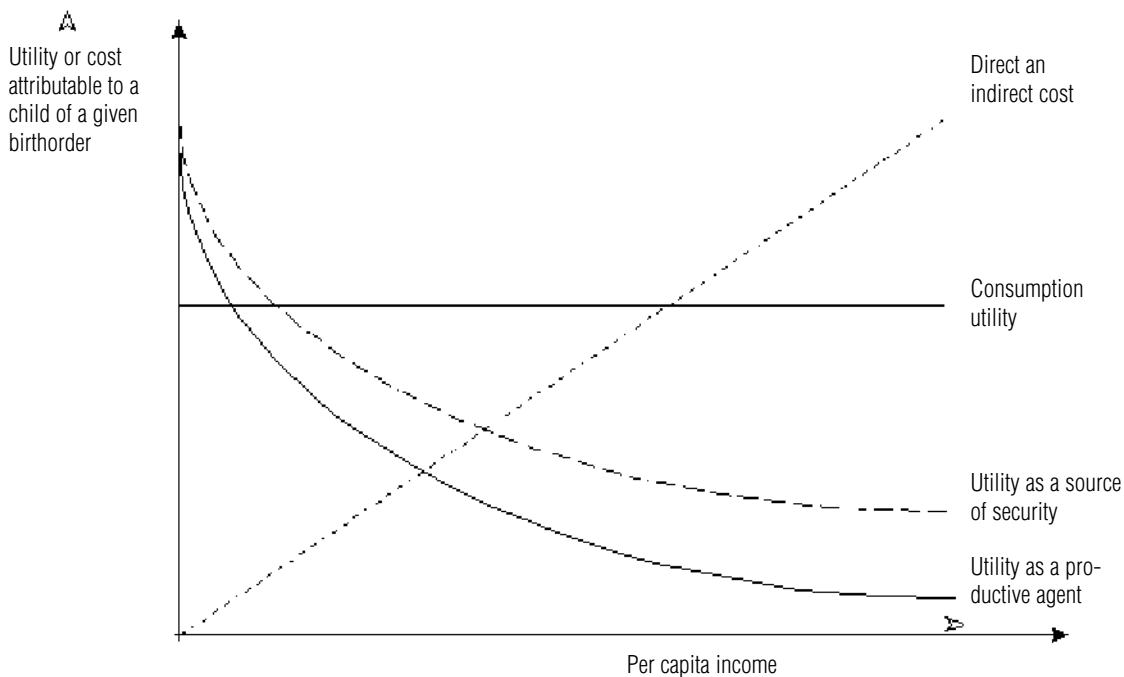
- Kinder können dann zur Steigerung des materiellen Wohlbefindens von Eltern beitragen, wenn sie einen eigenen Beitrag zur Haushaltsproduktion leisten und insofern als produktive und nicht (allein) als konsumptive Güter fungieren. Dies kann einerseits durch Beiträge eigener Wohlfahrtsproduktion zum elterlichen Haushalt und andererseits durch Besteuerung marktmäßig erworbenen Erwerbseinkommens geschehen. Außerdem kann es sich kurzfristig auf die (frühe) Mitwirkung im elterlichen Familienhaushalt und langfristig auf die (spätere) Mitwirkung bei der Absicherung gegen die Risiken des Lebens der Eltern beziehen. Besonders prägnante Beispiele für die Heranziehung von Kindern zur Wohlfahrtsproduktion des Familienhaushaltes sind in der Kinderarbeit in der agrarischen Subsistenzwirtschaft, in der Mithilfe in Familienbetrieben des Handwerks und der Dienstleistung, sowie in der Mithilfe (von Mädchen) bei der Haushaltsführung und der Versorgung von (jüngeren) Kindern zu sehen. Typischerweise ist dieser Nutzen dann besonders offenkundig, wenn Ausbildungsinvestitionen relativ gering sind und damit Kinder schon in relativ frühen Jahren zur Kinderarbeit herangezogen werden können, d. h. dieser Nutzen basiert zumeist auf einer vergleichsweise kurzfristigen Perspektive. Hinsichtlich der Absicherung gegen die Risiken des Lebens, sei es aufgrund von Krankheit, Katastrophen, Arbeitslosigkeit oder Altersschwäche, durch die Familie und gegebenenfalls durch die Verwandtschaft gibt es in vielen Gesellschaften keine institutionellen Alternativen. Intergenerative Absicherung gegen die Risiken des Lebens basiert somit auf einer die gesamte Lebensspanne umfassenden Perspektive, an die dann auch entsprechende Gerechtigkeitsvorstellungen und Reziprozitätserwartungen geknüpft werden. Insgesamt besteht der Nutzen von Kindern für die Optimierung des physischen Wohlbefindens somit in einem möglichen *Einkommensnutzen* und *Versicherungsnutzen*.
- Kinder können sowohl mittelbar als auch unmittelbar zur Optimierung von sozialer Anerkennung der Eltern beitragen. Mittelbar geschieht dies dadurch, dass Kinder (zusätzliche) Beziehungen zu Dritten stiften oder bestehende Beziehungen intensivieren und ihre Qualität erweitern. So können durch Kinder Kontakte zu anderen Eltern entstehen und durch die Gemeinsamkeit der Elternrolle Vergemeinschaftungsprozesse einsetzen und damit eine stärkere soziale Integration (von Müttern) erfolgen. Ebenso wird durch die Elternschaft die Qualität der Ehegattenbeziehung und zu den Eltern und Schwiegereltern verändert. Schließlich können Kinder selbst im jeweiligen Kontext ein Statusmerkmal darstellen, mit dem soziale Anerkennung unmittelbar „produziert“ werden kann. Dieser Statusgewinn kann ein Schwellenwert sein (durch die Geburt eines ersten Kindes oder eines Kindes mit einem bestimmten Geschlecht) oder kumulativ mit der Anzahl der geborenen Kinder steigen. Typischerweise stellt sich dieser Nutzen von Kindern bereits in einer kurzfristigen Perspektive ein. Darüber hinaus tragen Kinder jedoch in genuiner Weise auch zur unmittelbaren Optimierung von sozialer Anerkennung bei. Durch Kinder wird nämlich eine „ursprüngliche“, enge, intime, emotionale, lebenslange, durch hohe Selbstbindung getragene soziale Beziehung geschaffen, die damit in hohem Maße „identitätsstiftend“ zur

persönlichen Fundierung und Selbstvergewisserung beiträgt. Generationenbeziehungen sind in besonderer Weise durch dialogische Interaktion gekennzeichnet (J. Huinink 1995, S. 116ff.). Charakteristisch für diesen Nutzen von Kindern für ihre Eltern ist, dass er auf eine sehr langfristige Perspektive bezogen ist (auch wenn sich eine Reihe von Nutzenaspekten bereits unmittelbar mit der Konstituierung dieser Beziehung einstellen), und dass er in besonderer Weise dem Nebenprodukt-Paradox unterliegt (S. Lindenberg 1990, S. 273; Hervorhebung im Original): „*Viele soziale Normen haben den Effekt, dass man dasjenige, was man will, nur bekommt, wenn man es nicht direkt anstrebt.*“ Insgesamt besteht der Nutzen von Kindern für die Optimierung der sozialen Anerkennung somit in einem möglichen *sozialen Nutzens des Zugewinns an Status* und einem *emotionalen Nutzen* der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung selbst.

Abbildung 5: Value of Children in der sozialen Produktionsfunktion

	<i>physisches Wohlbefinden</i>	<i>soziale Anerkennung</i>
kurzfristig	Arbeitsnutzen	Statuszugewinn
langfristig	Versicherungsnutzen	emotionaler Nutzen

Diese handlungstheoretischen Überlegungen korrespondieren nun auffällig mit den empirischen Argumenten, die im Zusammenhang mit den Analysen zu den VOC-Studies entwickelt worden sind, wodurch sich die – zunächst beträchtlichen – Erklärungsprobleme des VOC-Approach als lösbar erweisen. Durch diese konzeptuelle Äquivalenz ist die größtmögliche theoretische Geschlossenheit erreicht, da zwei unterschiedliche Werte von Kindern im theoretischen Modell enthalten sind, die sich zugleich aus den grundlegenden Unterscheidungen von Werten und aus der zwischen Produktion und Konsumtion in der ökonomischen Theorie ergeben. Die dadurch erzielte Gehaltserweiterung erlaubt es, das generative Verhalten auch in anderen als Wohlstandsgesellschaften zu erklären; sie weist damit insbesondere hohe Gemeinsamkeiten mit dem von H. Leibenstein (1957; 1974) entwickelten ökonomischen Modell der Fertilität auf, in dem grundlegend zwischen der ‚consumption utility‘, der ‚utility as a source of security‘ und der ‚utility as a productive agent‘ von Kindern unterschieden wird, wobei die letzten beiden Nutzenformen sich auch als die wichtigsten empirischen Differenzierungen der ökonomisch-utilitaristischen VOC erwiesen haben. Sie entsprechen dem Arbeitsnutzen und dem Versicherungsnutzen von Kindern in der sozialen Produktionsfunktion zur Steigerung des physischen Wohlbefindens.

Abbildung 6: Kosten und Nutzen von Kindern (H. Leibenstein 1957)

Während die Differenzierung von ökonomisch-utilitaristischen und psychologisch-emotionalen Werten von Kindern somit bereits unter Rückbezug auf mikroökonomische Basisannahmen (wenn auch in Abkehr von den Verengungen der new home economics auf die consumption utilities von Kindern und unter Rückbesinnung auf Kinder als productive agents bei Leibenstein) ausreichende Anknüpfungspunkte für eine theoretische Integration von VOC-Approach und mikroökonomischen Fertilitätstheorien bietet, ist die Einbeziehung von sozial-normativen Werten von Kindern nur im Rahmen der gehaltsreicheren Theorie der sozialen Produktionsfunktionen möglich. Nur sie sieht eine endogene theoretische Lösung des Problems vor, dass Kinder jeweils kontextspezifisch unterschiedliche Zwischengüter darstellen, die dann sehr unterschiedlich für die Maximierung individueller Ziele eingesetzt werden. Im Kontext des ‚values-of-children-approach‘ lassen sich dann relativ präzise Antworten auf die Frage bereitstellen, wie Kinder in soziale Produktionsfunktionen eingehen. Ganz offensichtlich können beide allgemeinen Werte in Generationenbeziehungen maximiert werden; ebenso offensichtlich ist aber auch, dass der Einsatz von Kindern als Zwischengüter nicht idiosynkratisch „gewählt“ werden kann: die kulturellen Institutionalisierungen der Zielerreichung weisen gerade für Familien- und Generationenbeziehungen eine hohe Regelungsdichte auf, was das „Nebenproduktparadox sozialer Güter“ für Generationenbeziehungen weiter verschärft. Entsprechend ist davon auszugehen, dass gerade der kulturelle Code, der den generativen Entscheidungen und Generationenbeziehungen „Sinn“ gibt, keineswegs unmittelbar (utilitaristisch) auf die sozialen Produktionsfunktionen verweisen wird. Außerdem ergeben sich aus den Unterschieden in den sozialen Kontextbedingungen und deren Wandel jeweils (teilweise dramatische) Auswirkungen auf die Effizienz des Zwischengutes „Kind“ für die sozialen Produktionsfunktionen. Institutionelle Regelungen von Generationenbeziehungen und die kontextabhängigen Opportunitätsstrukturen sind deshalb beide gleichermaßen bei einer Erklärung interkultureller Unterschiede des „Wertes von Kindern für ihre Eltern“ zu berücksichtigen.

Literatur

- Arnold, F., Bulatao, R. A., Buripakdi, C., Chung, B. J., Fawcett, J. T., Iritani, T., Lee, S. J. & Wu, T. S. (1975). *The Value of Children. A Cross-National Study*. Honolulu: East-West Center.
- Arnold, F. & Fawcett, J. T. (1975). *The value of Children. A cross-national study: Hawaii*. Honolulu: East-West-Center.
- Becker, G. S. (1982). Die ökonomische Analyse der Fruchtbarkeit. In Becker, G. S. (Hrsg.), *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens* (S. 188-214). Tübingen: Mohr.
- Becker, G. S. (1991). *A Treatise on the Family* (2. Aufl.). Cambridge/London: Harvard University Press.
- Becker, G. S. (1996). *Familie, Gesellschaft und Politik – die ökonomische Perspektive*. Tübingen: Mohr.
- Becker, G. S. & Lewis, H. G. (1973). On the Interaction between Quantity and Quality of Children. *Journal of Political Economy*, 81, 279-288.
- Becker, G. S. & Tomes, N. (1976). Child Endowments and the Quantity and Quality of Children. *Journal of Political Economy*, 84, 143-162.
- Bulatao, R. A. (1975). *The Value of Children. A cross-national study: Philippines*. Honolulu: East-West Center.
- Buripakdi, C. (1977). *The value of Children: Thailand*. Honolulu: East-West-Center.
- Coleman, J. S. (1990). *Foundations of Social Theory*. Cambridge: Harvard University Press.
- Darroch, R. K., Meyer, P. A. & Singarimbun, M. (1981). *Two are not Enough: The Value of Children to Javanese and Sundanese Parents*. Honolulu: East-West Center.
- De Tray, D. N. (1973). Child Quality and the Demand for Children. *Journal of Political Economy*, 81, 70-98.
- Easterlin, R. A. (1966). On the Relation of Economic Factors to Recent and Projected Fertility Changes. *Demography*, 3, 131-153.
- Easterlin, R. A. (1980). *Birth and Fortune: The Impact of Numbers on Personal Welfare*. New York: Basic Books.
- Easterlin, R. A., Pollak, R. A. & Wachter, M. L. (1980). Towards a More General Model of Fertility Determination: Endogenous Preferences and Natural Fertility. In Easterlin, R. A. (Hrsg.), *Population and Economic Change in Less Developed Countries* (S. 81-135). Chicago: University of Chicago Press.
- Esser, H. (1993). *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt/New York: Campus.
- Fawcett, J. T. (1976). *The Value and Cost of Children: Converging Theory and Research*. In Ruzicka, L. T. (Hrsg.), *The Economic and Social Supports for High Fertility* (Bd. 2, S. 91-114). Canberra: N.N.
- Friedman, D., Hechter, M. & Kanazawa, S. (1994). A Theory of the Value of Children. *Demography*, 31, 375-401.
- Hanushek, E. A. (1992). The Trade-off between Child Quantity and Quality. *Journal of Political Economy*, 100, 84-115.
- Hoffman, L. W. & Hoffman, M. L. (1973). *The Value of Children to Parents*. In Fawcett, J. T. (Hrsg.), *Psychological Perspectives on Population* (S. 19-76). New York: Basic Books.
- Huinink, J. (1995). *Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft*. Frankfurt/New York: Campus.
- Iritani, T. (1977). *The value of Children: Japan*. Honolulu: East-West Center.
- Kaa, D. J. v. d. (1987). Europe's Second Demographic Transition. *Population Bulletin*, 42.
- Kaa, D. J. v. d. (1997). Verankerte Geschichten: Ein halbes Jahrhundert Forschung über die Determinanten der Fertilität – Die Geschichte und Ergebnisse. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 22, 3-57.
- Kagitcibasi, C. (1982). *The Changing Value of Children in Turkey*. Honolulu: East-West Center.
- Kagitcibasi, C. & Esmer, Y. (1980). *Development, Value of Children, and Fertility: A Multiple Indicator Approach*. Istanbul: Bogazici University.
- Kohlmann, A. (2000). *Value of Children Revisited – Ökonomische, soziale und psychologische Einflußfaktoren auf Fertilitätsentscheidungen in der BRD, Japan und der Türkei*. Chemnitz: Diss. TU Chemnitz.
- Kohlmann, A. & Kopp, J. (1997). Verhandlungstheoretische Modellierung des Übergangs zu verschiedenen Kinderzahlen. *Zeitschrift für Soziologie*, 26, 258-274.
- Lee, S. J. (1975). *The Value of Children. A cross-national study: Korea*. Honolulu: East-West Center.
- Leibenstein, H. (1957). *Economic Backwardness and Economic Growth. Studies in the Theory of Economic Development*. New York/London: Wiley.

- Leibenstein, H. (1974). An Interpretation of the Economic Theory of Fertility: Promising Path or Blind Alley? *Journal of Economic Literature*, 12, 457-479.
- Lindenberg, S. (1984). Normen und Allokation sozialer Wertschätzung. In Todt, H. (Hrsg.), *Normengeleitetes Verhalten in den Sozialwissenschaften* (S. 169-191). Berlin: Duncker & Humblodt.
- Lindenberg, S. (1990). Rationalität und Kultur. Die verhaltenstheoretische Basis des Einflusses von Kultur auf Transaktionen. In Haferkamp, H. (Hrsg.), *Sozialstruktur und Kultur* (S. 249-287). Frankfurt: Suhrkamp.
- Lindenberg, S. (1991). Social Approval, Fertility and Female Labour Market. In Siegers, J. J., de Jong-Gierveld, J. & Imhoff, E. (Hrsg.), *Female Labour Market Behaviour and Fertility* (S. 32-58). Berlin/Heidelberg: Springer.
- Mackenroth, G. (1951). Die generative Struktur von Bevölkerungen und Sozialschichten. *Weltwirtschaftliches Archiv*, 66, 1-55.
- Mackensen, R. (1997). Bevölkerungswissenschaft: Bringing Man Back In. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 22, 195-215.
- Marschalck, P. (1979). Zur Theorie des demographischen Übergangs. In Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (Hrsg.), *Aussagen, Theorien und Forschungsansätze zum generativen Verhalten* (S. 43-60). Stuttgart/Berlin: Kohlhammer.
- Nauck, B. (1997). Sozialer Wandel, Migration und Familienbildung bei türkischen Frauen. In Nauck, B. & Schönplflug, U. (Hrsg.), *Familien in verschiedenen Kulturen* (S. 162-199). Stuttgart: Enke.
- Nauck, B. (2001). Generationenbeziehungen und Heiratsregimes – theoretische Überlegungen zur Struktur von Heiratsmärkten und Partnerwahlprozessen am Beispiel der Türkei und Deutschlands. In Klein, T. (Hrsg.), *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe* (S. 35-55). Opladen: Leske + Budrich.
- Ott, N. (1989). Familienbildung und familiale Entscheidungsfindung aus verhandlungstheoretischer Sicht. In Wagner, G., Ott, N. & Hoffmann-Nowotny, H. J. (Hrsg.), *Familienbildung und Erwerbstätigkeit im demographischen Wandel* (S. 97-116). Berlin/Heidelberg/New York: Springer.
- Parsons, T., Shils, E. A. & Olds, J. (1951). Values, Motives, and Systems of Action. In Parsons, T. & Shils, E. A. (Hrsg.), *Toward a General Theory of Action* (S. 47-275). New York: Harper & Row.
- Urdze, A. & Rerrich, M. S. (1981). *Frauenalltag und Kinderwunsch: Motive von Müttern für oder gegen ein zweites Kind*. Frankfurt/New York: Campus.
- Veblen, T. (1971). *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Wu, T. S. (1977). *The value of children: Taiwan*. Honolulu: East-West-Center.

Belastungen und Bewältigungsstrategien von ungewollt kinderlosen Paaren – Ergebnisse einer empirischen Studie

CORINNA ONNEN-ISEMANN

Marianne und Klaus Steincke, Hannover

Fast sechs Jahre sind die 34-jährige Marianne, und ihr Mann Klaus, 36 Jahre, nun schon verheiratet. Für beide stand schon lange vor dem Hochzeitstermin fest – und daraus machten sie auch keinen Hehl – dass sie sich mindestens zwei Kinder wünschten und auch gemeinsam groß ziehen wollen würden. Vor ca. zehn Jahren bezogen sie ihre erste Wohnung, eine günstige Drei-Zimmer-Wohnung im Stadtkern von Hannover, und sie nannten das dritte Zimmer ihr „Kinderzimmer“. Als sie zwei Jahre verheiratet waren, Marianne „auf die dreißig“ zuzug und die Verwandtschaft fast unerträglich wurde in ihrem Nachfragen, ob sich denn nun endlich ein Kind einstellen würde, sprach Marianne zum ersten Mal mit ihrem Gynäkologen über ihren starken und bislang unerfüllten Kinderwunsch.

„Irgendwie hatte ich die Gedanken, dass etwas nicht in Ordnung sein könnte, völlig verdrängt – ich wollte sie einfach nicht zulassen... Damals konnte ich das Wort ‚unfruchtbar‘ nicht einmal aussprechen“, sagt sie heute.

Als der Gynäkologe einen Eileiterverschluss diagnostizierte, hatte sie das Gefühl, nur eine „halbe“ Frau zu sein. Klaus reagierte sehr verständnisvoll, jedoch konnten sich beide nicht damit abfinden, niemals eigene Kinder haben zu können, sodass sie sich zu einer In-vitro-Fertilisation (IVF) entschlossen. Dabei wurden Marianne Eizellen entnommen und mit den Samenfäden von Klaus in einer kleinen Glasschale befruchtet. Gelingt es einem Samenfaden, eine Eizelle zu befruchten, werden Marianne die so entstandenen Eizellen wieder eingepflanzt und sie kann eine normale Schwangerschaft erleben und ein Kind austragen. Von etwaigen Risiken, z. B. den Nebenwirkungen der hohen Hormongaben für Marianne oder einer sehr geringen Erfolgsquote überhaupt schwanger zu werden, geschweige denn der Wahrscheinlichkeit ein Kind zu gebären, sprach niemand.

Beide erzählten jedoch niemandem im Freundeskreis und in der Verwandtschaft von dem künstlichen Zeugungsversuch – schließlich wollten sie keinem die komplizierte und peinliche Prozedur erklären und täglich Rede und Antwort stehen müssen. Dieser und noch weitere zwei Versuche innerhalb der folgenden zwei Jahre schlugen fehl, bis das Paar realisierte, dass sie sich wohl auf ein Leben ohne eigene Kinder einstellen müssten.

Seitdem ist Marianne in therapeutischer Behandlung, von der sie sich erhofft, ihre psychischen Probleme wieder in den Griff zu bekommen. Ihr „Kinderzimmer“ haben Marianne und Klaus schon als „Gästezimmer“ umgewidmet.

Fragestellung und theoretischer Rahmen der Studie

Dieses Fallbeispiel ist eines von vielen Schicksalen eines ungewollt kinderlosen Paares. Während auf der einen Seite die Zeitschriften nur so vor Erfolgen der modernen Reproduktionstherapien strotzen, mehren sich gerade wieder in der letzten Zeit fragende Stimmen. Das Oktober-Heft 44/2000 des Magazins *Stern* widmete eine mehrseitige Reportage der Diskussion der Frage, ob „in Deutschland alles erlaubt sein sollte, was in anderen Ländern längst praktiziert wird“ und warnte mit Beispielen wie „Greise, Homosexuelle oder Tote können Mütter oder Väter werden“, dieses allerdings mit unabsehbaren Folgen für die Gesellschaft und – was offensichtlich noch schlimmer zu sein scheint – mit juristischen Folgen. In der Regel befassen sich diese und ähnlich gelagerte Artikel mit gesellschaftlichen Konsequenzen, die sich aus der Anwendung der

medizinischen Therapien ergeben, sie sind höchst normativ geprägt und – sofern überhaupt Beispiele angeführt werden – berichten diese nur von Erfolgen. Was aber mit den Paaren geschieht, die sich einer Reproduktionstherapie unterziehen, wie es dazu kam, wie sie sie erlebten und wie sie sie verarbeiteten, soll Gegenstand des folgenden Berichtes sein. Ich beziehe mich dabei auf eigene empirische Studien (Nave-Herz, Onnen-Isemann & Oßwald 1996; Onnen-Isemann 2000).

Den Ausgangspunkt dieser Studien bildete der Tatbestand, dass Kinderlosigkeit in einer Ehe kein modernes Phänomen ist. Sie wurde zu allen Zeiten der Geschichte als etwas Unnatürliches und Abweichendes wahrgenommen. Meistens war sie organisch bedingt und man begegnete ihr in der Regel mit Skepsis und Geringschätzung (z. B. Mackenroth 1953; Condrau 1969; Hubbard 1983).

Mit zunehmender wissenschaftlicher und technischer Entwicklung wurde die ungewollte Kinderlosigkeit im Laufe der Jahrhunderte immer stärker ein Thema für die Medizin: Nachdem erst im 20. Jahrhundert die biologischen Vorgänge im menschlichen Körper, die zur Zeugung bzw. zur Empfängnis führen, weitestgehend wissenschaftlich erforscht wurden, war der Weg auch geebnet für die Beeinflussung eben dieses Bereiches (vgl. Maaßen & Stauber 1988). So versucht heutzutage die Medizintechnik betroffenen kinderlosen Paaren durch hochtechnisierte Methoden zu ihrem Wunschkind zu verhelfen. Alle Methoden greifen in den natürlichen Zeugungs- oder Befruchtungsvorgang ein, in dem einzelne Abschnitte davon durch medizinisches Personal und Ärzte technisch unterstützt werden. Dieser Zweig der Medizin, der seit Beginn der 80er-Jahre ein großes Wachstum verzeichnen konnte – allein in Deutschland hat sich die Anzahl der hochtechnisierten Reproduktionszentren in diesem Zeitraum verzehnfacht – spiegelt eine hohe Nachfrage nach dieser Technik seitens *ungewollt* kinderloser Paare wider. Bis Ende der 70er-Jahre standen nur operative oder medikamentöse Methoden zur Behandlung von Kinderlosigkeit und die Methode der künstlichen Befruchtung durch Partnerinseminationen zur Verfügung. Zu Beginn der 80er-Jahre begann in der Bundesrepublik Deutschland dann die hochtechnisierte Reproduktionsmedizin mit der Methode der In-vitro-Fertilisation (Reagenzglasbefruchtung). Seitdem erweiterte sich der Behandlungskanon noch um andere spezialisiertere Verfahren:

- 1981 IVF (In-vitro-Fertilisation): Mit dieser Methode wird versucht, unter Laborbedingungen eine Schwangerschaft außerhalb des menschlichen Körpers künstlich herbeizuführen.
- 1985 um GIFT (gamete intrafallopian transfer: Gametentransfer: Einspülung von einigen Eizellen mit vielen Samenfäden unmittelbar nach der Eizellgewinnung in die Eileiter),
- 1986 um TET/ZIFT (tubarer Embryonentransfer/Zygotentransfer: Einbringung des Embryos bzw. seiner Entwicklungsvorstufe, der Zygote, mittels eines Katheders in die Gebärmutter), und
- 1992 um die Mikroinjektion ICSI (intracytoplasmatische Spermatozoeninjektion: Direkteinspritzung des Samenfadens in die Eizelle) sowie deren Spezifizierungen TESE (testicular sperm extraction: Hodenbiopsie) und MESA (microsurgical epididymal sperm aspiration: Nebenhodenpunktion) (um 1995).

Häufig werden die Reproduktionstherapien als letzte Chance von Partnern ausgewählt, um ihren starken, bisher unerfüllten Wunsch nach einem eigenen Kind einzulösen.¹ Sie entschieden sich damit aber für eine Therapie, die – im Gegensatz zu konventionellen Therapien männlicher und weiblicher Sterilität, speziell durch Operation und/oder medikamentöse Behandlung – öffentlich sehr kontrovers diskutiert wird und häufig auf große Ablehnung stößt (vgl. Nave-Herz, Onnen-Isemann & Oßwald 1996). Eine der Ursachen für die Nicht-Akzeptanz dieser Behandlungsmethoden kann in der Trennung von Sexualität, Zeugung und

¹ Selbstverständlich fallen in die Gruppe der Paare, die sich reproduktionsmedizinisch behandeln lassen, auch solche, die bereits ein Kind geboren haben – sei es durch nicht-assistierte oder assistierte Zeugung. Da hinsichtlich der Belastungen durch die medizinischen Behandlungen keine empirisch relevanten Unterschiede feststellbar sind, werden die beiden Gruppen von Ehepaaren – die ungewollt kinderlosen und die ungewollt „zweit- und mehr“ kinderlosen im folgenden unter den Begriff „ungewollt kinderlos“ zusammengefasst.

Schwangerschaft gesehen werden; der üblicherweise als „privat“ erachtete Zeugungsakt wird also zu einer halböffentlichen Angelegenheit. Darüber hinaus beinhaltet die Teilnahme an einer Fertilisierungstherapie hohe Kosten für die betroffenen Frauen und Männer, denn zu den finanziellen Kosten der medizinischen Behandlung² kommen noch weitere subjektive Kosten hinzu, so z. B. ein erheblicher Zeitaufwand während der Fertilisierungstherapien oder aber auch das Ertragen körperlicher und psychischer Belastungen.

Zur Zeit sind noch die Erfolgsquoten dieser Formen der Medizintechnik sehr gering: Nur ca. jede fünfte behandelte Frau in Deutschland kann mit der Geburt eines Kindes rechnen (vgl. Onnen-Isemann 2000).

Die medizinischen Möglichkeiten der Reproduktionstherapien sind die eine Seite der Medaille – auf der anderen Seite stehen aber die betroffenen Kinderwunsch-Paare. Sie wählen die medizinischen Therapien oftmals als letzte Chance, um ihren starken, bisher unerfüllten Wunsch nach einem eigenen Kind einzulösen. In der Durchführung dieses Ziels scheinen sie sich nicht aufhalten zu lassen von der immer noch andauernden öffentlichen teilweise sehr massiven Ablehnung der Methoden. Gerade in letzter Zeit wird die Reproduktionsmedizin oft in Verbindung mit der Pränatal-, der Präimplantationsdiagnostik oder der Gentechnik diskutiert.

Deshalb stellte sich für mich zunächst die Frage, mit welcher Einstellung die Betroffenen an die Reproduktionsmedizin herangehen und was sie mit einem Kind verbinden. Ich vermutete einen direkten Zusammenhang zwischen der Bedeutung eines Kindes für das Paar und der Einschätzung der medizinischen Behandlung. Also: je wichtiger ein Kind für die Paare ist, desto eher ertragen sie die Reproduktionstherapie. Diese Hypothese scheint zunächst plausibel und funktional. Langfristig aber könnte sie dysfunktional sein, wie die folgenden zwei Wege zeigen:

- a) kann nämlich die Idealisierung eines Kindes die Angst vor einer endgültigen Kinderlosigkeit verstärken, wodurch zusätzlich die Akzeptanz der Kinderlosigkeit erschwert würde. Die medizintechnischen Behandlungsmethoden können also einen paradoxen Effekt bewirken: bei den meisten Paaren verstärken sie den Kinderwunsch und können ihn aber – aufgrund der geringen Erfolgsquoten – nicht erfüllen.
- b) könnte andererseits die Therapie – wenn auch erfolglos durchgeführt – auch bewirken, dass mit dem Gefühl „alles getan zu haben“ eine Neubesinnung und Reflexion über das subjektive Lebensziel eingeleitet wird und eine Zielsubstitution erfolgt.

Eine weitere wichtige Frage war, ob die ungewollt kinderlosen Frauen und Männer überhaupt Belastungen empfinden, und: wenn ja, warum sie diese auf sich nehmen. Welche Auswirkungen haben bzw. hatten die Therapien auf die objektive Lebenslage der Betroffenen und ihr subjektives Empfinden? Verändert die Reproduktionstherapie die Lebensplanung – auch bei einem Misserfolg, sodass man sagen könnte: die Entscheidung zur Reproduktionstherapie ist eine „biografische Entscheidung“? Darüber hinaus war die persönliche Situation der Paare von Interesse.

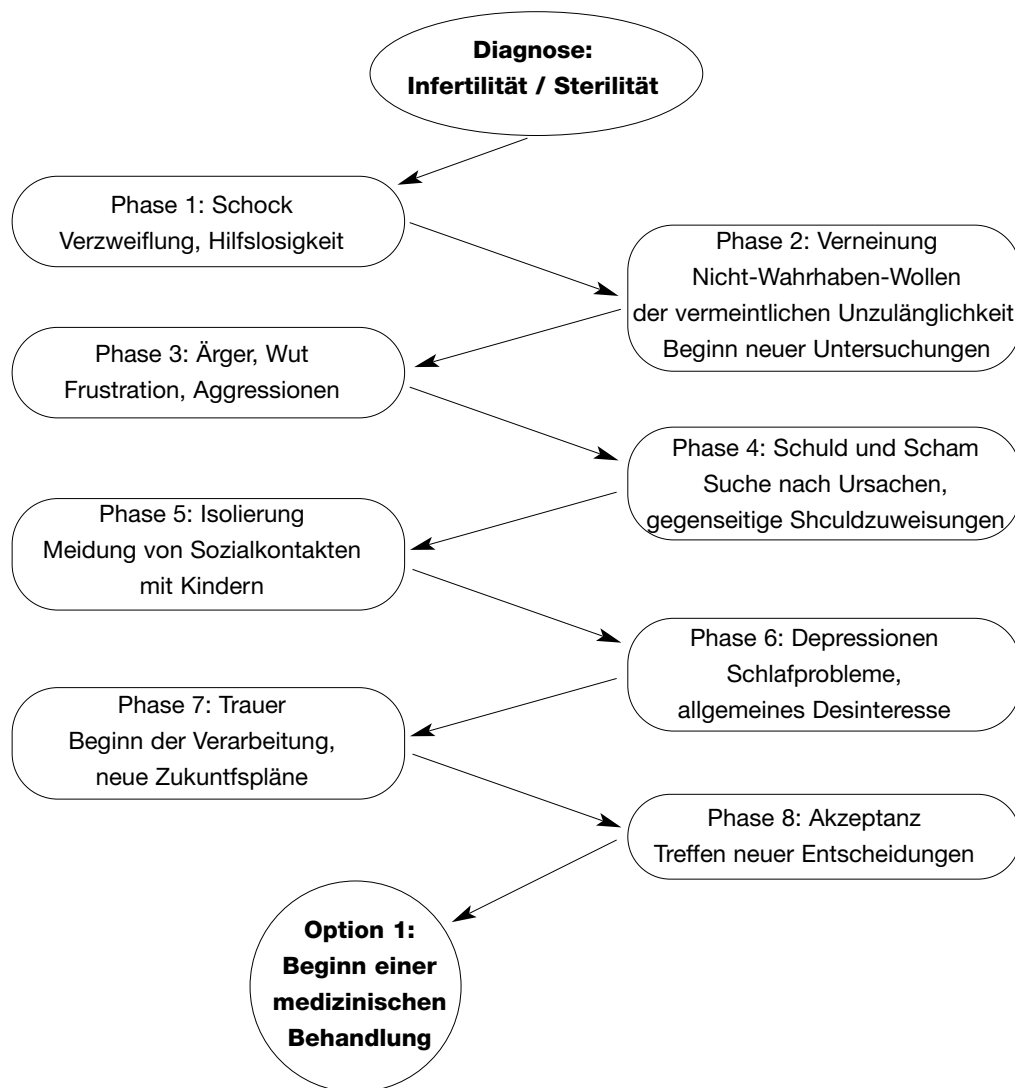
Wie bereits angeführt, stellte sich die Frage, wie die ungewollt kinderlosen Partner die körperlichen, psychischen und finanziellen Belastungen im Rahmen einer reproduktionsmedizinischen Therapie erleben und bewerten. Eine weitere Frage war es, den engen Zusammenhang zwischen internalisierten gesellschaftlichen Normenvorstellungen, dem Bedeutungswandel von Kindern und individuell empfundenem Stress, der wiederum in generalisierbare Verarbeitungsstrategien münden kann, herzustellen.

Allein diese Fragen weisen schon darauf hin, dass die reproduktionsmedizinische Behandlung kein reiner medizinischer Vorgang ist sondern ein soziales Geschehen, das sich auf die objektive Lebenslage ebenso auswirken muss wie auf das subjektive Wohlbefinden der Betroffenen. Fest steht jedenfalls, dass nicht nur die Aufnahme einer reproduktionsmedizinischen Therapie sondern die ungewollte Kinderlosigkeit an sich eine Krise für die betroffenen Paare bedeutet: In einer scheinbar ausweglosen Problemlage muss eine

² Die Kosten für eine Durchführung bzw. einen Versuch mit der Methode „ICSI“ betragen zwischen DM 2200,- und 3300,-; für eine zusätzliche Spermengewinnung durch Hodenbiopsien (TESE) kommen zwischen DM 340,- und 600,- hinzu. Häufig werden diese Spermien außerdem kryokonserviert, dies kostet zusätzlich DM 700,- bis 800,- (vgl. zu den Methoden Onnen-Isemann 2000: 25ff.).

Entscheidung getroffen werden, die eine grundlegende Veränderung hervorruft (Steil 1993: 10). Die damit einher gehenden Belastungen sind als Krisenfolgeerscheinungen und damit verbundenem Stress von Bedeutung. Weil diesem Stress individuell unterschiedliche Bedeutung beigemessen wird, sind ebenfalls persönliche Verarbeitungs- bzw. Coping-Strategien erforderlich. Diese Strategien werden nicht von den Akteuren allein „intrinsisch“ entwickelt, sondern häufig durch verschiedene Maßnahmen seitens der Medizin „extrinsisch“ beeinflusst und verstärkt. Für die Problematik der ungewollten Kinderlosigkeit erschien es sinnvoll diese Theorien anzuwenden – eine Vorgehensweise, die in ein theoretisches Modell der Stressverarbeitung mündete (vgl. Onnen-Isemann 2000: 41ff.), das im folgenden kurz vorgestellt werden soll.

Abbildung 1: Modell der Stressverarbeitung bei ungewollt kinderlosen Paaren



³ Dieser „Einstieg“ in das Modell scheint eine Besonderheit unserer Kultur zu sein: natürlichen Vorgängen des Körpers wird erst durch eine medizinische Indikation Glauben geschenkt – subjektive Empfindungen müssen demnach zunächst objektiviert werden – was zumindest auf den Bereich der ungewollten Kinderlosigkeit zuzutreffen scheint.

In dem Modell über den Verarbeitungsablauf von ungewollter Kinderlosigkeit wird davon ausgegangen, dass der erste Schritt der Verarbeitung, nachdem die Partner durch ihren behandelnden Arzt von ihrer Unfruchtbarkeit³ erfahren haben, als *Schock* erlebt wird. Die Partner sehen den (endgültigen) Verlust ihrer Möglichkeit, ein Kind zu bekommen, und müssen feststellen, dass sie auf ein bisher geplantes Leben mit Kindern zu verzichten haben; Gefühle wie Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit bestimmen ihre Reaktionen. Danach beginnt die Phase der *Verneinung*, in der die Diagnose verdrängt wird. Das Selbstbewusstsein und das Selbstbild werden in Frage gestellt und immer neue medizinische Untersuchungen begonnen mit dem Ziel, die bestehende Diagnose revidieren zu können. Die nächste Phase wird von *Ärger und Wut* beherrscht. Frustrationen, die durch die Erfahrungen bei den Arztbesuchen, den medizinischen Behandlungen usw. ausgelöst werden, lösen sich ab mit „Aggressionen“ z. B. gegen Paare mit Kindern. Die eigene vermeintliche Unzulänglichkeit kann also „irrationale“ Reaktionen gegen das gesamte soziale Umfeld der Paare auslösen. In der folgenden Phase von *Schuld- und Schamgefühlen* wird der soziale Druck derart stark empfunden, dass viele Paare in der Vergangenheit nach Ursachen für ihr Defizit suchen. Früherer Gebrauch von Kontrazeptiva oder evtl. frühere Abtreibungen, ebenso wie Flucht z. B. in religiöse Deutungsmuster, scheinen vielen Paaren Erklärungen für ihre Infertilität zu bieten. Die unterschiedlichen Reaktionen der Partner können sich auch gegeneinander richten. Z. B. könnte der vermeintlich fortpflanzungsfähige Partner Trauer zeigen und so bei dem unfruchtbaren Partner Schuldgefühle erzeugen. In der Phase der *Isolierung* zieht sich das Paar nahezu vollständig von allen sozialen Kontakten zurück, in denen Kinder mittelbar oder unmittelbar beteiligt sind, und durchlebt schließlich in der nächsten Phase vielfältige Formen von *Depressionen*. Hiervon sind offenbar besonders Frauen betroffen, denn sie fühlen sich häufig allein schuldig, sie verlieren das Interesse am täglichen Leben, haben Schlafprobleme, kaum noch Interesse an ihrer Berufstätigkeit etc. Jetzt beginnt die Phase der *Trauer*. Die lähmenden Depressionen werden abgelöst durch Trauergefühle, durch die ein Verarbeitungsprozess in Gang gesetzt wird. Es kann z. B. begonnen werden, über die Zukunftspläne neu nachzudenken oder sich mit dem Gedanken auseinandergesetzt werden, niemals eigene Kinder zu haben. Schließlich kann in der letzten Phase die Diagnosestellung „Infertilität“ bzw. „Sterilität“ *akzeptiert* werden und die Lethargie der vorangegangenen Zeit löst sich auf. Erst jetzt, nach dem vollständigen „Durchleben“ dieses Prozesses, kann – so das Modell – das Paar gemeinsam Entscheidungen für ein zukünftiges Leben treffen (zum Phasenablauf vgl. auch Hurrelmann 1988: 96ff.; Strauß, Argiriou, Buck & Mettler 1991: 97; Bodenmann & Perrez 1993: 181ff.).

Diese Phasen sind für die betroffenen Paare wichtig zu erfahren, denn erst nach ihrem „Durchstehen“ und der daraus entstehenden Akzeptanz der Unfruchtbarkeit können sie – laut Modell – Handlungsalternativen aufbauen, um die ungewollte Kinderlosigkeit zu kompensieren. Hier sind vielfältige Möglichkeiten denkbar, nur *eine* ist das Festhalten am Kinderwunsch, jetzt allerdings mit dem Bedürfnis der medizinischen Assistenz bei der Zeugung.

Und darin liegt auch eine besondere Gefahr: wenn nämlich die psychische Verarbeitung bzw. die Akzeptanz der Sterilität bzw. Infertilität noch nicht erfolgt ist, und dem Paar etwaige Alternativen bei vielfach negativem Ausgang der medizinischen Behandlungen unbekannt sind, dann bleibt ihnen nur eine Handlungsorientierung, nämlich die gesamte Hoffnung auf ein Kind weiter in die medizinischen Therapien zu legen – ein Leben ohne Kind scheint dann undenkbar. Hölzle konstatierte schon 1986, dass die IVF keine Möglichkeit böte, „sich mit gesellschaftlichen Normen auseinanderzusetzen“ (Hölzle 1986: 31), da das Verfahren selbst die Normabweichung vom Kinder-Haben impliziere (vgl. C. Brähler 1990: 57ff.). Ein Beispiel hierfür sind z. B. die psychologischen Befunde, die nachweisen, dass ein vielfach gegebenes gestörtes Selbstwertgefühl der ungewollt kinderlosen Frauen selbst durch eine erfolgreiche Fertilisationsbehandlung nicht aufgehoben wird, weil die medizinische Diagnose der Infertilität oder Sterilität schließlich immer noch bestünde. Demzufolge bedeutet die Geburt eines Kindes zwar insofern einen Erfolg, weil das Paar der gesellschaftlichen Norm entsprochen hat, dennoch bleibt die medizinische Störung bestehen, die häufig psychische Störungen nach sich zieht (Reuters Healthcare 1997).

Daraus könnte man die These schlussfolgern, dass das skizzierte Modell idealerweise von den Frauen und Männern durchlaufen worden sein müsste, um sich – subjektiv gesehen: unbelastet – den nächsten Entscheidungsschritten zu stellen, z. B. dem Beginn einer medizinischen Reproduktionsbehandlung.

Die empirische Überprüfung dieses Modells geht von verschiedenen Annahmen aus:

1. Der Stress durch die Behandlung hat negative Auswirkungen auf die Lebensqualität der Betroffenen. Je nach Coping-Stil der Betroffenen wird soziale Unterstützung als positiv oder negativ empfunden.
2. Die Teilnahme an einem Reproduktionsprogramm ist abhängig von der sozialen Unterstützung, die das Paar erfährt.
3. Der Beginn einer reproduktionsmedizinischen Therapie setzt einen Kreislauf in Gang: der Kinderwunsch wird verstärkt und eine unbegrenzte Behandlungsbereitschaft wird mobilisiert, denn je mehr Aufwand in psychischer, physischer, zeitlicher und finanzieller Hinsicht zur Realisierung des Kinderwunsches betrieben wird, desto stärker wird eine kritische Auseinandersetzung mit der Situation der Unfruchtbarkeit und die Suche nach Alternativen verhindert werden. Deshalb steigt bei jedem Misserfolg die Bereitschaft, an einem nächsten Versuch teilzunehmen.

Ausgewählte Ergebnisse

Zur Beantwortung dieser Fragen liegt ein Datensatz zugrunde, der im Zeitraum von Mai 1993 bis Dezember 1995 im Rahmen des Forschungsprojektes „Reproduktionsmedizin aus soziologischer Sicht“ an der Universität Oldenburg in einem zweistufigen Verfahren erhoben wurde. In der ersten Erhebungsphase (November 1993 bis Juni 1995) führten wir 52 retrospektive leitfadenorientierte narrative Interviews durch. Davon waren 30 Face-to-Face-Einzelinterviews mit Frauen, 15 Paarinterviews und 7 Telefoninterviews mit Frauen. Alle hatten an reproduktionsmedizinischen Behandlungen teilgenommen. Die zweite Erhebungsphase (Mai 1994 bis Dezember 1995) umfasste 273 teilstandardisierte Fragebögeninterviews mit Frauen.

Im folgenden werden die wichtigsten Ergebnisse der Erhebung schlaglichtartig präsentiert hinsichtlich verschiedener Thematiken: zuerst die äußeren Merkmale der Befragten (1), dann zum Kinderwunsch der Befragten und zur Kinderwunschbehandlung (2), danach zum Familienbild der Befragten (3) und schließlich zur Belastung vor und während der Behandlung (4).

(1) Äußere Merkmale der Befragten:

Fast die Hälfte der standardisiert Befragten befand sich zum Erhebungszeitpunkt in reproduktionsmedizinischer Behandlung (N=130); ca. ein Viertel hat diese Therapie erfolglos abgebrochen oder beendet (N=66). Insgesamt $\frac{1}{4}$ hat eine Kinderwunschbehandlung mit Erfolg abgeschlossen, d. h. die Interviewpartnerin war schwanger oder hatte bereits ein Kind geboren (N=51), die restlichen Befragten standen noch am Anfang der Behandlung. Alle Bildungsabschlüsse sind im Sample vertreten; die höheren Schulabschlüsse überwiegen leicht.

(2) Zum Kinderwunsch der Befragten und zur Kinderwunschbehandlung:

Der Heiratsgrund der Befragten war der Kinderwunsch, die wenigsten Paare wussten bei ihrer Eheschließung, dass er sich **nicht** erfüllen ließ.

Sie sind stark auf die Paarbeziehung fokussiert.

Bei 62% der Befragten war die Kinderlosigkeit zunächst befristet geplant, aufgrund gynäkologischer oder andrologischer Veränderungen wurde sie medizinisch bedingt.

Auslösende Bedingungen für den Zeitpunkt der Einlösung des Kinderwunsches sind biologische und am sozialen Zeitplan orientierte Gründe, z. B. äußere, situationsgebundene Stimuli, das eigene Lebensalter, ökonomische Bedingungen.

Die Initiative zur Teilnahme an einer reproduktionsmedizinischen Behandlung ging in 35% der Fälle von der Ehefrau allein aus und nur in 3% vom Ehemann. 53% der Befragten betonten die Übereinstimmung in der Stärke des Kinderwunsches mit ihrem Partner.

Mit enormer persönlicher Belastung strebten die Befragten nach einer Korrektur: Ihr Wunsch bezog sich auf die Gründung einer „Normalfamilie“ mit eigenem leiblichen Kind. Selten wurde eine Adoption ins Auge gefasst. Aus diesem Ergebnis konnte ich eine neue Hypothese entwickeln, die die sinkende Bereitschaft ungewollt kinderloser Paare zur Adoption erklären könnte:

Wenn das leibliche Kind zum Normalitätsmuster einer Ehe gehört, sich diese Leiblichkeit biologisch aber nicht einrichten lässt, dann wird heutzutage mit Hilfe der Reproduktionsmedizin versucht, dem Normalitätsmuster zu entsprechen; früher bot sich als einzige Möglichkeit hierfür nur die Adoption.

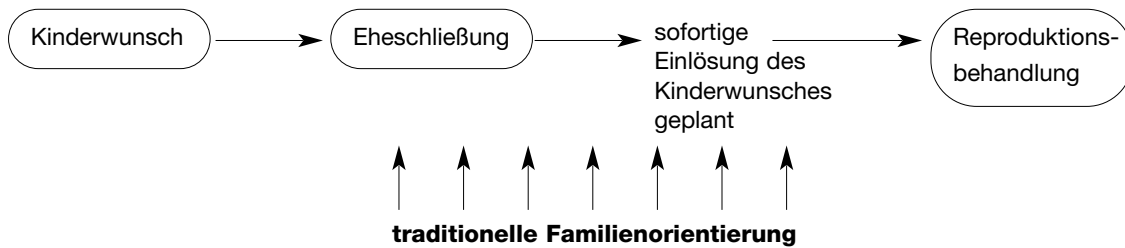
(3) Zum Familienbild der Befragten:

Die meisten Patientinnen der Reproduktionsmedizin haben ein traditionelles Familienbild internalisiert, das in direktem Widerspruch zu ihrer Erwerbsorientierung steht.

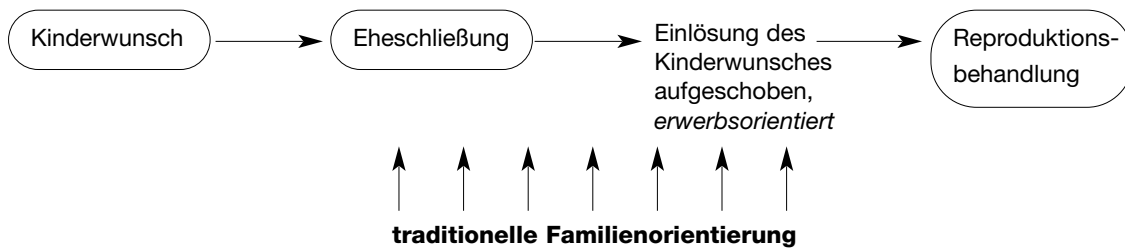
Ich konnte zwei Orientierungsmuster von Frauen empirisch belegen: einige der Befragten hatten eine Einlösung ihres Kinderwunsches sofort nach der Eheschließung geplant und keine Kontrazeptiva benutzt („Nicht-Verzögerinnen“). Eine andere Gruppe von Frauen hat zwar kindorientiert geheiratet, dann die Einlösung des Kinderwunsches zunächst aufgrund ihrer Erwerbsorientierung aufgeschoben („Verzögerinnen“). Aufgrund meiner Samplestruktur konnte ich ein drittes Orientierungsmuster daraus ableiten: Frauen mit einer starken Berufsorientierung ohne traditionelle Familienorientierung nehmen vermutlich niemals Reproduktionstherapien in Anspruch.

Abbildung 2: Verlaufsmuster der Familienorientierung

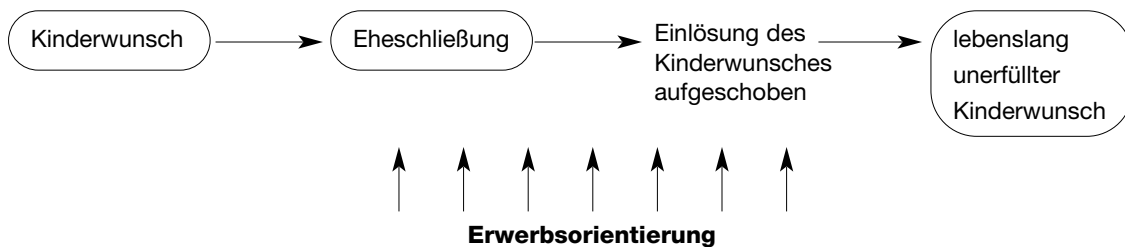
Verlaufsmuster I: „Nicht-Verzögerinnen“



Verlaufsmuster II: „Verzögerinnen“



Verlaufsmuster III: „Lebenslange Verzögerinnen“



(4) Zur Belastung vor und während der medizinischen Behandlung:

Zunächst lässt sich festhalten, dass die Ehepaare an zwei Zeitabschnitten im Laufe ihrer Kinderwunschkarriere Belastungen erfahren und verarbeiten müssen. Es handelt sich hierbei um den Zeitraum *vor* dem Eintritt in ein reproduktionsmedizinisches Programm, also etwa von der Zeit, in der das Ausbleiben einer Schwangerschaft festgestellt wird bis zum Behandlungsbeginn. Eine qualitativ andere Belastungsphase erfahren die Paare dann *während* der Behandlung bis zu ihrem Abschluss.

Im Rahmen der ersten „Belastungsphase“ warteten und warten die von uns befragten Frauen, die schließlich Patientinnen der hochtechnisierten Reproduktionsmedizin wurden, nach der Entscheidung zum Kind und nach dem Absetzen von Kontrazeptiva zum Teil schon sehr lange auf ihr Wunschkind. Ehe sie jedoch die Entscheidung für eine Behandlung der Kinderlosigkeit trafen, haben sie mehrere Phasen bereits „durchstanden“: zunächst das Erhoffen einer Schwangerschaft, schließlich das Erkennen einer vorliegenden Konzeptions- oder Zeugungsunfähigkeit und ferner das Auslösen einer psychischen Reaktion, die Kinderlosigkeit nicht als Schicksal begreift oder etwa als Anlass der Veränderung der Lebensorientierung.

Des Weiteren sind sie sogenannten „objektiven“ Belastungen ausgesetzt, die einen hohen zeitlichen und organisatorischen Aufwand erfordern, und denen die Paare *während* der Durchführung eines Reproduktionsprogrammes ausgesetzt sind: Es beginnt meistens mit terminlich fest definiertem Zeugungsakt, gynäkologischen Untersuchungen oder Blutabnahmen, die beide mit dem Praxisablauf **und** den Arbeitszeiten koordiniert werden müssen und beinhaltet ebenfalls häufig das Faktum, dass während der Eizellentnahmen und des Embryonentransfers bei erwerbstätigen Frauen der Jahresurlaub in Anspruch genommen wird, um z. B. durch zu häufige Fehlzeiten nicht den Arbeitsplatz zu gefährden.

Frau: „Was bei mir noch mit hinzukam, ich bin berufstätig gewesen. Und ich musste zu einem bestimmten Zeitpunkt morgens in der Firma sein. Und beim Arzt war das so, wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Und das hieß manchmal, dass ich teilweise um halb sieben vor der Tür stand, und um 1/4 nach sieben wurde aufgesperrt, dann wurden die Personalien aufgenommen und was weiß ich was; und der Arzt kam dann, wenn man Glück hatte, um acht, manchmal noch später. Das war immer so – diese Hektik dann morgens schon, das war nicht so einfach“ (13/4).

Frau: „Immer – diese Fahrerei, jeden Morgen dahin, also fast jeden Morgen; und wir haben eben 'nen großen Haushalt und eben 'nen Betrieb, wo man morgens und abends dabeisein muss, ja, eigentlich den ganzen Tag. Und dann hat man (den) Kalender beim Telefon liegen und dann steht da X. X. X. Und wenn jemand anruft: nee – das passt mir nicht und dann nicht und dann nicht ... das ist einfach zuviel“ (32/13).

Die subjektiven Belastungen während der und durch die reproduktionstechnische Behandlung scheinen noch um ein Vielfaches unangenehmer zu sein: die Auswirkungen nicht nur auf die emotionale Beziehung der Partner zueinander, eine übersteigerte Wertigkeit der einzelnen Behandlungsschritte bis hin zu völliger Aufgabe persönlicher Interessen sind nur einige Effekte der Behandlungen.

Unsere Daten bestätigen den Befund anderer Untersuchungen: Die hochtechnisierte Reproduktionsmedizin ist ein stressverursachendes und -produzierendes Lebensereignis für die betroffenen Frauen (Onnen-Isemann 1995: 473ff.). Zudem ist jeder Teilschritt der Behandlung mit erneuter Ungewissheit, aber vor allem auch Unvorhersagbarkeit verknüpft, was auch von medizinischer Seite nicht reduziert werden kann. Insbesondere aus den qualitativen Interviews geht vor allem die psychische Belastung, insbesondere dieses „sich hilflos fühlen“ während und nach der Behandlungszeit hervor.

Frau: „Ich kann an allem was tun: wenn mein Haus abbrennt, kann ich was machen; wenn mein Auto kaputt ist, kann ich was machen; wenn ich Ärger mit Leuten hab', kann ich was machen. (Aber) da (in bezug auf schwanger werden) kann ich selber nichts tun ... man ist so hilflos dem gegenüber“ (32/11).

Frau: „Das ist nun praktisch so wie 'n Berg, ja, man ist auf dem Gipfel und sagt: okay, das hat jetzt alles geklappt, also – jetzt können wir nur noch abwarten, abwarten, abwarten... Die letzten Tage sind fürchterlich, weil man da – in einer immensen Spannung ist. Und man wirklich nichts machen kann, man kann nur abwarten, und man kann auch sagen, es ist im Grunde jetzt gelaufen ... Das muss man vom Kopf her sich immer wieder sagen, weil man innerlich ja irgendwo denkt, man könnt' es aufhalten das Ganze ... Wenn's (die Menstruation) passiert ist, ist es schlimm, aber auch die Tage vorher ist diese immense Spannung da. Ja, und bei mir ist es so, ich bin dann zwar sehr enttäuscht, aber andererseits – auch grad' beim letzten Mal, wo es sonst eben auch alles so optimal aussah und die auch in der Klinik gesagt haben: Na, wunderbar! ... (Ich) war zwar frustriert, aber ich hab' danach dann noch – gesagt: So, jetzt – kannste wieder anfangen zu leben, jetzt kannste wieder in die Normalität reingehen. Weil – würd' ich sagen – das ist im Grunde der ganz normale Wahnsinn, was man da betreibt (lacht)“ (52/11).

Angesichts der beschriebenen Belastungen stellt sich die Frage nach der Bewältigung des Behandlungsstresses bzw. danach, warum die Frauen und Männer bei Belastungen die Behandlungen nicht abbrechen. Wer unterstützt sie bei der Durchführung und Aufrechterhaltung der Behandlung? Ein Ziel liegt auf der Hand: man sieht in der Anwendung der Medizintechnik die einzige Möglichkeit, noch zu einem *eigenen leiblichen Kind* zu kommen. Dieses Ziel genießt eine derart hohe Priorität, dass ein evtl. Abbruch der Therapie einem persönlichen Versagen gleich käme. Um so wichtiger scheint die psychische Hilfe für die Frauen zu sein: sie fühlten sich auf ihrem „Weg“ in die hochtechnisierte reproduktionsmedizinische Behandlung vor allem durch ihre Ehemänner (84%) unterstützt. Diese scheinen – nach unseren Daten – also nicht nur ihre Einwilligung abzugeben oder sonst distanziert oder nur tolerierend der Behandlung gegenüberzustehen (was zwar bei 16% der Fall zu sein scheint) sondern sind in bezug auf dieses Thema auch der engste Gesprächspartner (bei 96% aller Frauen), also noch weit vor den Gynäkologen bzw. Gynäkologinnen (65%). Betont wird aber von 92% der Ehefrauen die positive Reaktion ihrer Ehemänner zur Therapie, die sie zu 80% als überaus und weiterhin zu 14% als sehr unterstützend definieren.

Aber auch die Gynäkologen und Gynäkologinnen unterstützen die Paare, die Behandlung trotz der Belastungen fortzuführen:

Frau: „Nachdem das nicht geklappt hatte, war noch ein Gespräch bei Professor XY; und da war dieser Professor so lieb, das kann man sich überhaupt nicht vorstellen. Der hat uns dann ... ganz toll getröstet und hat mir erzählt, wie wir jetzt weiter machen (mit einer anderen Methode)“ (12/13).

Insbesondere die Zuversicht der Ärzte war bei einem hohen Anteil unserer befragten Frauen, wie sie selbst betonten, eine große Hilfe (84%); 60% hätten sie keine weiteren Versuche unternommen, wenn nicht der behandelnde Arzt bzw. die Ärztin ihnen soviel Mut gemacht hätte. Nur einige wenige unserer Befragten fühlen sich durch sogenannte „externe Quellen“ unterstützt, z. B. durch Medienberichte.

Was die Unterstützung zur Entscheidung anbetrifft, eine reproduktionsmedizinische Behandlung überhaupt aufzunehmen, spielt die eigene Familie kaum eine Rolle und wenn überhaupt, dann wird eher noch die weibliche Verwandtschaftslinie erwähnt. Dagegen werden die eigenen Freunde und Bekannten eher um Rat gefragt.

Frau: „Anfangs war's 'n ganz großes Geheimnis für uns; da haben wir es nicht mal den Eltern erzählt – das war immer geheim. Und wenn es dann hieß: ‚Wollt ihr keine Kinder haben?‘, dann haben wir gesagt: Nö, in der heutigen Zeit – ist das doch gefährlich, Kinder in die Welt zu setzen; und wir wollten das nicht“ (23/4).

Frau: „Mit einigen hab ich darüber gesprochen, mit meinen besten Freundinnen zum Beispiel hab' ich darüber geredet; aber so mit meinen Eltern oder Geschwistern überhaupt nicht. Weil ich auch nie glaube, dass die – Verständnis dafür gehabt hätten, dass (sie das) überhaupt verstehen würden. Die würden zwar sagen: ‚Ach, red' mal – ja, ist schon in Ordnung, mach das man.‘ Aber – die würden das gar nicht begreifen“ (13/20).

Aus familiensoziologischer Sicht ist dieses Verhalten nicht ungewöhnlich, denn gerade innerhalb der Familie werden sexuelle Fragen und Probleme ihrer Mitglieder meistens verdrängt und tabuisiert. Zusammenfassend könnte man sagen, dass außer mit dem Ehemann und dem Gynäkologen bzw. der Gynäkologin ca. 32% unserer befragten Frauen mit niemandem über die reproduktionsmedizinische Behandlung gesprochen haben. Wenn man bedenkt, dass unsere Interviewpartnerinnen aufgrund der Stichprobenrekrutierung (sie waren alle Selbstmelderinnen) als gesprächsbereit im Hinblick auf die medizinische Behandlung einzustufen sind, wird in der Realität das Schweigen über die Anwendung der Reproduktionsmethoden viel verbreiteter sein als es unsere Daten ermitteln können. Legte man an dieser Stelle die in der Arbeitsstressforschung mehrfach empirisch bestätigte „Pufferthese“ zugrunde, die einen direkten Zusammenhang zwischen zunehmender Unterstützung durch soziale Netzwerke und psychischem Wohlbefinden bzw. Gesundheit herstellt (z. B. Pfaff 1989: 44ff.), lässt sich die Vermutung aufstellen, dass die Patientinnen der Reproduktionsmedizin aufgrund ihrer geringen Unterstützung einen Mangel an psychischem Wohlbefinden aufweisen müssen und somit natürlich auch an Gesundheit einbüßen. Betonen möchte ich an dieser Stelle jedoch, dass – sollte diese Annahme empirisch haltbar sein – dann nicht der Umstand der Kinderlosigkeit an sich krank macht, sondern lediglich der Mangel an psychischer Unterstützung während der Behandlung! Obwohl diese Frage noch einer genaueren expliziten empirischen Überprüfung standhalten muss, stellt sich – angesichts der durch die Frauen auszuhaltenden Belastungen – eine weitere Frage, nämlich: warum schließen die Paare auch bei Misserfolgen nach erfolgloser erster Behandlung eine zweite, eine dritte und eventuell sogar noch eine vierte an?

An Gründen für die Fortsetzung der Behandlungen nennen unsere befragten Frauen selbst insbesondere die Angst vor späteren Selbstvorwürfen; im Fragebogen bejahten 79% (187) der Frauen das Statement: „Obwohl es mir während der einzelnen Behandlungsphasen nicht sehr gut geht, werde ich die Behandlung vor Ablauf der möglichen Versuche nicht abbrechen, um mir später keine Vorwürfe zu machen.“ Gleichzeitig wird aus den qualitativen Interviews eine gewisse Konsumhaltung deutlich, die Beck-Gernsheim wie folgt beschreibt: „Wo Unfruchtbarkeit früher vorgegebenes Schicksal war, wird sie heute in gewissem Sinne zur ‚selbstgewählten Entscheidung‘. Denn diejenigen, die aufgeben, bevor sie nicht noch die neueste und allerneueste Methode versucht haben (ein Kreislauf ohne Ende), sind nun ‚selber schuld‘. Sie hätten es ja noch weiter versuchen können... So wird aus der Fortpflanzungstechnologie die Fortpflanzungsideologie“ (1991: 55).

Mann: „Okay, die zwei Chancen haben wir noch, die werden wir auch machen, damit wir uns später nicht irgendwelche Vorwürfe machen – falls es nicht klappen sollte. Und wenn das auch nichts wird mit den beiden, also – gut – dann muss man sich damit abfinden. Dann hat man aber alles probiert“ (31/7).

Frau: „Ende ’92 (haben wir) uns überlegt: Nachher ärgert man sich, dass man ’s nicht gemacht hat ... Und wirft sich vielleicht selbst was vor. Also, lass’ es uns noch mal versuchen“ (10/5).

Frau: „Ich hab’ mir immer gesagt, wenn ich 40, 45 bin und ich hab’ das nicht gemacht, dann mach ich mir Vorwürfe – weil es ja noch ne Chance ist ... Nur, wie gesagt, der erste Versuch, den ich gemacht hab’, hat geklappt. Ich bin schwanger geworden; ist leider wieder fehlgegangen. Der zweite Versuch hat auch nicht geklappt. ... Also die Behandlung bin ich bestimmt nicht eingegangen, weil ich wusste: Jetzt – bleibst du vielleicht irgendwann mal kinderlos. Das wäre ja Blödsinn. Ich muss ja Hoffnung irgendwo haben. Und, wie gesagt, weil es bei mir auch beim ersten Mal geklappt hat, hab’ ich immer Hoffnung ... Also ich bin der Typ, ich will das unbedingt, ich will unbedingt Kinder haben ... Ich finde es irgendwo ungerecht – wenn die zu mir sagen: Du hast vier Versuche und dann ist Schluss ... Also das finde ich irgendwo ungerecht. Wieviel Geld wird für Abtreibung ausgegeben!“ (3/5,18,20).

Die Angst des Versäumnisses und die Hoffnung auf Erfolg scheinen die „Kosten-Nutzen-Bilanz“ und somit die Entscheidung zur erneuten Behandlung bei Nicht-Eintreten der Schwangerschaft insbesondere zu bedingen. Der „Nutzen“ wird offenbar immer erstrebenswerter, je mehr „Kosten“ investiert wurden. Vermutlich

bejahten deshalb 77% unserer befragten Frauen das Statement: „Aus jedem einzelnen Schritt (im Behandlungszyklus) schöpfe ich neuen Mut für den nächsten“.

Fazit

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Eintritt in ein reproduktionsmedizinisches Programm also *die* einzige Möglichkeit für ungewollt kinderlose Paare zu sein scheint, das kulturell vorgegebene Ziel einer Familie mit *leiblichen* Kindern zu erreichen.

Die Biografien der Paare lesen sich ähnlich: sie gingen eine kindorientierte Ehe ein, die Einlösung des Kinderwunsches wurde durch die Frau etwas stärker forciert. Ferner haben sie eine „traditionelle“ Familienorientierung internalisiert und idealisieren demzufolge die Mutterrolle. Die Akzeptanz einer Ehe ohne leibliche Kinder ist ihnen unmöglich, und sie setzen eine fast übersteigerte Hoffnung in die medizinischen Reproduktionstechniken. Daraus scheint auch ihre hohe Stress- und Frustrationstoleranz in bezug auf die medizinische Behandlung zu entstehen. Hinzu kommt, dass sie sich vermutlich so stark in die (noch) nicht erreichten Mutter- bzw. Vaterrollen gesteigert haben, dass viele von ihnen mit niemandem über ihren Behandlungsverlauf sprechen können – es bleibt im internen Kreis: Ehefrau/Patientin, Ehemann und Gynäkologe. Der Teufelskreis beginnt: das Paar gibt die Behandlung – trotz einiger Misserfolge – so schnell nicht auf, die Gynäkologen gehen häufig fraglos von einer Fortsetzung der Behandlungen aus. Und wenn die Möglichkeiten der Medizintechnik dann doch irgendwann erschöpft sind, steht auf der einen Seite ein – für diesen Fall – erfolgloser Gynäkologe und auf der anderen Seite ein immer noch ungewollt kinderloses Ehepaar – nur, dass es jetzt deutlich älter ist als zu Beginn der reproduktionsmedizinischen Behandlungen.

Angesichts der geringen Erfolgsquoten – die „Baby-take-home“-Rate schwankt, wie erwähnt, bei den hochtechnisierten Methoden zwischen 10 und 15% – müssen die meisten ungewollt kinderlosen Paare trotz durchgeführter Behandlung sich letztendlich doch einem Leben ohne eigene leibliche Kinder stellen. Die Frage – angesichts der hohen psychischen Kosten (neben den finanziellen) – bleibt, ob sich für diese Paare der Aufwand „gelohnt“ hat. Eine psychische Begleitung *während* der Behandlungen wird zwar seitens des Gesetzgebers vorgeschrieben, deren Notwendigkeit von vielen Paaren zu diesem Zeitpunkt (noch) nicht gesehen und somit auch nicht nachgefragt. Nach Abschluss einer erfolglosen Behandlung wäre eine therapeutische Betreuung ebenso wichtig. An dieser Stelle hört aber das ansonsten „engmaschige Netz“ der reproduktionsmedizinischen Behandlungen auf – nun stehen die Paare alleine da...

Somit muss die Entscheidung für die Reproduktionstherapie als biografische Entscheidung mit tiefgreifenden Auswirkungen auf den gesamten weiteren Lebensverlauf gesehen werden.

Literatur

- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1991). Technik, Markt und Moral – Über die Reproduktionsmedizin und Gentechnologie. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Bodenmann, Guy & Perrez, Meinrad (1993). Streß- und Copingdiagnostik in Partnerschaft und Familie. Zeitschrift für Familienforschung, 5 (3), 177-214.
- Brähler, Christa (1990). Familie, Kinderwunsch, Unfruchtbarkeit. Motivationen und Behandlungsverläufe bei künstlicher Befruchtung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Condrau, Gion (1969). Psychosomatik der Frauenheilkunde. (2. Aufl.). Bern, Stuttgart: Huber.
- Hölzle, Christine (1986). Lokalisiertes Leiden. Sterilitätskrise und Reproduktionsmedizin. psychosozial, 21-32.
- Hubbard, William H. (1983). Familiengeschichte – Materialien zur deutschen Familie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. München: Beck.
- Hurrelmann, Klaus (1988). Sozialisation und Gesundheit. Somatische, psychische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf. Weinheim, München: Juventa.
- Maaßen, Barbara & Stauber, Manfred (1988). Der andere Weg zum eigenen Kind – Zeugung im Reagenzglas. Berlin, New York: de Gruyter.

- Mackenroth, Gerhard (1953). *Bevölkerungslehre – Theorie, Soziologie und Statistik der Bevölkerung*. Berlin: Springer.
- Nave-Herz, Rosemarie, Onnen-Isemann, Corinna & Oßwald, Ursula (1996). *Die hochtechnisierte Reproduktionsmedizin – Strukturelle Ursachen ihrer Verbreitung und Anwendungsinteressen der beteiligten Akteure*. Bielefeld: Kleine.
- Onnen-Isemann, Corinna (2000). *Wenn der Familienbildungsprozess stockt... Eine empirische Studie über Stress und Coping-Strategien reproduktionsmedizinisch behandelter Partner*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Pfaff, Holger (1989). *Stressbewältigung und soziale Unterstützung*. Weinheim: Deutscher Studienverlag
- Reuters Healthcare (1997). *IVF mothers have lower self-esteem*. *Fertility and Sterility*, 68, 492-500.
- Selye, Hans (1981). *The Stress Concept Today*. In Irwin L. Kutash, Louis B. Schlesinger and Associates (Hg.), *Handbook on Stress and Anxiety. Contemporary Knowledge, Theory and Treatment* (S. 127-143). San Francisco, Washington, London: Jossey-Bass.
- Steil, A. (1993). *Krisen-Semantik. Wissenssoziologische Untersuchungen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Strauß, Bernhard, Argiriou, Christos, Buck, Sybille & Mettler, Lieselotte (1991). *Die In-vitro-Fertilisation im Rückblick: Subjektives Erleben und psychische Folgen im Urteil betroffener Paare*. In Elmar Brähler & Annelore Meyer (Hg.), *Jahrbuch der medizinischen Psychologie* (Bd. 5, S. 89-109). Berlin, Heidelberg: Springer.
- Ulich, Dieter (1987). *Krise und Entwicklung: Zur Psychologie der seelischen Gesundheit*. München, Weinheim: Psychologie-Verlags-Union.

INFORMATIONSGESELLSCHAFT UND FAMILIE

Informationsgesellschaft? - „Die Verschiedenheit der Köpfe“ (J. F. Herbart) wird größer

FRIEDRICH OSWALD

1. Leben wir in einer „Informationsgesellschaft“?

„Gesellschaft“ wird, nachdem es seit den 60er Jahren Brauch geworden ist, sie in jedem denkbaren Zusammenhang von Bildung, Wissenschaft, Kultur und Wirtschaft irgendwie mit Einfluss „auf“ und Abhängigkeit „von“ zu zitieren, mit unterschiedlichen Begleitwörtern versehen. Da ist die Rede von einer Leistungsgesellschaft, Freizeitgesellschaft, Konsumgesellschaft, Konfliktgesellschaft, seltener auch (weil man da schon mehr nachdenken müsste, was das bedeutet) von einer „entsolidarisierten Gesellschaft“ oder sogar von einer „kompetitiven Gesellschaft“, last not least natürlich auch von einer globalisierten Gesellschaft.

Bezeichnet „Informationsgesellschaft“ eine Gesellschaft, in der wir angeblich leben (oder leben müssen), eine ebenso wie alle anderen Attributionen flüchtig in den Alltag hereinflackernde Assoziation? Oder ist mit diesem Titel das, was man als den „Mainstream“ der Gesellschaft bezeichnen würde, benannt?

Die Attribuierung zur Gegenwart, nach der wir in einer „Informationsgesellschaft“ leben würden, wird in ihrer schillernden Bedeutung bewusst, wenn wir Ergebnisse einer Befragung lesen (Reuters 1997, ähnlich WU Wien, zit. bei Jochum 2000, S. 76), wonach Manager von „zu viel Information“ und von „Stress und Störung der Kooperation und Berufszufriedenheit durch Information“ sprechen, worauf ein Medienexperte (Jochum 2000, S. 76) postuliert, dass die „eigentliche Leistung der Medien ... in Zukunft nicht mehr die Verbreitung von immer mehr Information, sondern die Information über die Information“ sein sollte, denn „es geht nicht um Fülle, sondern um Qualität“.

Aber immerhin: das Wort und der Begriff „Information“ wird allgemein und daher harmlos als „Mitteilung, Auskunft, Belehrung“ verstanden, müsste also mit Bildung etwas zu tun haben, und das wäre deutlich abzugrenzen von Indoktrination. Das Wort steht andererseits mit hohem Ansehen in der aktuellen Meinung im Zusammenhang mit jenen Medien, von denen erwartet wird und denen bisweilen in „unerträglicher Leichtigkeit“ (Milan Kundera) geglaubt wird, dass sie die „Ware Information“ als wahre Darstellung der Dinge in die Welt bringen würden; und es ist in einem weit ausgreifenden Zusammenhang mit all dem zusammengedacht, was – ungleich bei den Individuen der Gesellschaft – einerseits Faszination, Interesse, Freude, andererseits ein Gefühl der Unzugänglichkeit und daher Angst (freilich uneingestanden) auslöst: Informationstechnik, informationsverarbeitende Systeme, letzten Endes auch Informatik, im begrifflich entfernten Sinn – dafür im Alltagsgebrauch umso näher – auch das herzige kleine Handy.

Internet muss natürlich auch genannt werden; und dann sind es eben für den einen die faszinierenden, für den anderen die einschüchternden Headlines und Meldungen, die da hereinflattern.

In der Tageszeitung *Die Presse* vom 18.11.2000 finden sich gleich zwei derartige „Neue-Welt-Berichte“:
„Europas erste Internet-Familie wohnt in einem High-Tech-Reihenhaus in der Schweiz: Online praktiziert sie das High-Tech-Wohnen als 24-Stunden-Job ... Mehr als 50 Systeme, Apparate, Geräte finden sich auf der Technologie-Liste ...“

Ein Handelskonzern, so wird weiter berichtet, steht hinter dem Projekt – unbefristet! – mit dem Motto „Türen zur Zukunft aufstoßen“; und man will „Schwellenängste abbauen“ und die „Ent-Mystifizierung des Internets“ bewirken.

„Für den Projektleiter ... ist das Haus eine Kombination von Informationstechnologie, Energie, Wellness, Sicherheit und Komfort.“

Es handelt sich – so der Schlusssatz – „um ein bis heute in Europa einzigartiges Haus“.

Wenn das ein Hinweis für eine kommende allgemeine Entwicklung sein sollte – wie wird sich das Leben in den Familien verändern?

Die zweite Meldung verkündet „Wie man den Nachbar(n!) von Tür 24 über Computer kennenlernen kann“ und berichtet von einer „Wohnwirtschaftlichen Tagung in Wien“, deren Thema „Elektronische Information und Kommunikation“ gelautet hatte und deren Ziel es gewesen war, zu zeigen „wie das Internet das Wohnen verändert“.

Computer-Kommunikation zur Überwindung der Anonymität als Zukunftshoffnung?

2. Trennungen in der Informationsgesellschaft

Die Sprache derer, die in den „Neuen Medien“ in einem überaus direkten Sinn „zu Hause“ sind, hat den Charakter des Elitären erreicht – aber nicht nur dort!

Es nützt nichts – wiewohl es natürlich stimmt – hinauszuposaunen, dass „der Computer ... dumm“ ist, wenn das Imponiergehabe derer, die auch das zu nutzen wissen, dadurch noch höher gestylt wird.

Wenn mit dem Sieg des IBM-Superrechners „Deep-Blue“ im Schachduell gegen Garri Kasparow ein geradezu mystisches Bewusstsein kultiviert wird, ist Aufklärung in anderer Weise notwendig.

Viel zu wenig beachtet (ja, meist gar nicht für wahr gehalten) ist die Tatsache, dass sich ein erheblicher Teil der Bevölkerung (der sogenannten Industriestaaten!) in der Verdunkelung des Analphabetismus oder des „sekundären Analphabetismus“ befindet: nach einer Untersuchung des IALS (International Adult Literacy Survey, OECD 1998, zit. bei Riemer u. a. 2000, S. 7) liegt der Prozentsatz des Bevölkerungsanteils, dessen Level des Sprachverstehens „als zu gering ... für die moderne Arbeitswelt ... erachtet“ werden muss, selbst in führenden europäischen Industriestaaten in der Ausprägung von 36%, in manchen Ländern übersteigt er die 50%-Marke!

Bildungsprogramme und „Bildungsoffensiven“ (was immer das sein mag) anzusetzen, um die horrenden Defizite im Verständnis einer medienbeherrschten Welt zu beheben, fordern die soziale Intelligenz der Menschenführung heraus.

Was da anklingt, spaltet die Gesellschaft: Die einen haben ein Wissen und eine Vorstellung von all dem, was da kommen soll, die anderen „verstehen Bahnhof“, wobei nicht außer acht zu lassen ist, dass es darunter solche gibt, die schlicht nichts wissen wollen, aber auch solche, die sich dagegen empören und diffuse Feindbilder entwickeln.

Es ist keine Frage des Alters, was hier die unterschiedliche Fähigkeit, „die Welt zu verstehen“ ausmacht!

Ich habe im Titel die „Verschiedenheit der Köpfe“ thematisiert, sie wird angesichts der zunehmend mehr komplex werdenden Anforderungen (das ist an sich als positive Herausforderung der menschlichen Begabung gemeint) größer.

Diese Verschiedenheit hat zu allen Zeiten existiert, und die besonders Befähigten sind immer – auch in der Gegenwart – den unsinnigsten Vorurteilen und Ausgrenzungen ausgesetzt gewesen.

Das Problem der Trennungen in der Gesellschaft stellt sich heute mit Bezug auf die Vielfalt der Intelligenzen anders.

Die Frage des Umgangs mit Begabungen, mit Begabten und Hochbegabten wird eine existenzielle, d. h. die Menschheit in ihrer Entwicklung und ihrem „Fortschritt“ betreffende Frage.

Es ist daher nicht bloß von der „elektronischen Intelligenz“ nach Dietmar Wendts Buch „Erfolg mit eQ“ (letzteres bezeichnet den elektronischen Intelligenzquotienten, für den es auch eine eindrucksvolle Formel gibt) und von der „Erfolgsformel für das neue Jahrtausend“ zu reden sondern auch von der globalen Dimension der Verwertung von Begabungen.

Im Hinblick auf jene Individuen, die im frühen Lebensalter herausragende Fähigkeiten erkennen lassen, zeigt die Informationsgesellschaft in allgemeiner Tendenz ein verneinendes – d. h. ein die Begabungen nicht bejahendes – und in der Folge nivellierendes Verhalten.

So lange konnte sich ein „falsches Bewusstsein“ ausbreiten und vertiefen, dass selbst Menschen in hohen Bildungsprofessionen davon nicht frei sind.

Die „Verschiedenheit der Köpfe“ und die schulimmanente Gleichheitsmentalität sind inkompatibel.

3. „Elektronische Intelligenz“ (eQ) und „Emotionale Intelligenz“ (EQ)

Begabung und Verdummung sind unter dem Einfluss von Gesellschaft möglich, je nachdem, was als wichtige Qualifikation erachtet und dementsprechend gefördert und gefordert wird oder was als gänzlich unbedeutend gesehen wird und daher infolge von Geringschätzung und Nichtbeachtung verkümmern lassen wird.

Von „gesellschaftlich hergestellter Dummheit“ hat meines Wissens Alexander Mitscherlich als erster gesprochen (bezeichnenderweise in seiner Dankansprache anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1969).

Er meint, dass gesellschaftlich hergestellte Dummheit „darin begründet (ist), dass wir in einem Zeitalter unabsehbaren technischen Fortschritts – wozu auch das Ausmaß raffinierter psychischer Beeinflussung gehört – die Fundamente eines statischen Bildungstypus, des Drilltypus beibehalten haben. Menschen, die diesen Bildungstypus durchlaufen haben, entwickeln sich in der Regel zu unpolitischen Bürgern. Ungeübt im kritischen Abwägen der vorgefundenen sozialen Formen, sind sie kaum zu alternativem Denken in der Lage“ (Mitscherlich 1978, S. 20).

In seinem Buch „Erfolg mit eQ“ – eQ steht dabei für das Maß der „elektronischen Intelligenz“ – propagiert Dietmar Wendt (Wendt 2000) die „Erfolgsformel für das neue Jahrtausend: $eQ = IQ + EQ + X$ “.

IQ betrifft dabei die Erfassung von Denkfähigkeit, Logik, Abstraktion, auch von Rhetorik; EQ wird als emotionale Intelligenz (vgl. Daniel Golemans Buch mit eben diesem Titel) bedeutsam für Einfühlung, Intuition, Fantasie, Vorstellungsvermögen, Motive des Wissenwollens; X ist die Größe für drei elektronische Schlüsselqualifikationen: für den Umgang mit digitaler Technik, für Loslösung von Raum und Zeit und für das Networking.

Die Internalisierung der genannten Kompetenzen ist nach Meinung des Autors anzustreben, und der Untertitel der Publikation verheißt Anleitung und Erfolg zugleich: „Wie Sie in der neuen Welt des e-Business Karriere machen.“

Nach solchen Aufforderungen erscheint es notwendig, sich mit dem Begriff und Verständnis dessen, was emotionale Intelligenz sein könnte, näher zu befassen.

Der Begriff „Emotionale Intelligenz“ ist für viele in unserer Gesellschaft neu und ungewohnt; manche Hochgebildete und auch Wissenschaftler erachten diese Wortzusammenstellung als Widerspruch in sich.

Die das tun und in althergebrachter Weise die Trennung von Intelligenz und Emotion meinen hochhalten – oder gar „reinhalten“ – zu müssen, verkennen den Menschen und versäumen den Fortschritt der hirneingesetzten physiologischen Forschung.

Daniel Golemans Buch mit eben diesem Titel, „Emotionale Intelligenz“, konnte aufgrund einer empirisch infizierten gesellschaftlichen Bewusstseinslage, obwohl (oder weil) es wochenlang die Bestsellerliste im Sachbuchbereich anführte, dem Autor auch ausgiebige Häme einbringen, letzteres freilich überwiegend von denen, die nicht mehr gelesen hatten als den Titel.

Emotionale Intelligenz ist im Nahbereich dessen anzusiedeln, was seit den 70er Jahren im Begriffsinventar der modernen Didaktik mit der „affektiven Dimension von Bildungszielen“ thematisiert wurde.

Der EQ betont daher die besondere Fähigkeit der Beziehung zu anderen Menschen und zu sich selbst, was mit der hohen Gabe der Reflexion und Selbstreflexion zu tun hat, die Fähigkeit des Dialogs mit Anderem und der offenen Begegnung mit Neuem, die Intelligenz des Wissens um Werte und der innengeleiteten Überzeugung in Verbindung zu Offenheit und Toleranz, ohne das für unüberwindliche Gegensätze zu halten.

Die explizite Wirkung der emotionalen Intelligenz zeigt sich in der Begabung zum Problemlösen und zum Fragen, d. h. zum Entdecken der Anlässe, die etwas Gegebenes nicht so hinnehmen lassen, wie es sich zeigt oder wie es jemand oder wie es die Gesellschaft vorgibt.

Emotionale Intelligenz ist die Grundvoraussetzung für Kreativität, für die „schöpferische Fähigkeit“ (!) des Menschen. Das steht mit dem im Zusammenhang, was wir als Intuition in der Wissenschaft wieder sehen und beachten lernen.

Dass das lange Zeit nicht so war, ist seltsam! Denn alle Erfindungen – sowohl die der Geisteswissenschaften als auch die der Naturwissenschaften – wären ohne den Sprung über das bisher nicht Gedachte und nie Dagewesene nicht geschehen, daher auch ohne die schöpferische Fähigkeit nicht denkbar.

Ein EQ existiert als Symbol; er ist natürlich nicht exakt messbar und nicht in Zahlenwerten zu taxieren wie der IQ – und allein schon deswegen suspekt bei all jenen, die Wissenschaft nur dort sehen, wo es Zahlen und Statistiken („das Marihuana des medienöffentlichen Wissenschaftsdiskurses“) auszuweisen gibt.

Die Qualität der emotionalen Intelligenz besteht in der Fähigkeit, eine Information nicht einfach so hinzunehmen, wie sie gegeben wird, sondern den Punkt einer Wahrheit zu entdecken, die bisher gefehlt hat.

Das folgende Beispiel soll diese Qualität des Geistes aus einem Anlass, der sonst negative Folgen zeitigen müsste, vor Augen stellen.

Zu Beginn des Jahres 1999 wurde in Wien ein Experiment, dessen erste und Aufsehen erregende Manifestation bereits 37 Jahre vorher – bekannt unter der Bezeichnung „Milgram-Experiment“ – erfolgt war, wieder durchgeführt.

Zur Darstellung und Interpretation des „klassischen“ Milgram-Experiments hat Günther Bittner (1984) in einem Artikel über ‚Gehorsam und Ungehorsam‘ jene Akzente gesetzt, die hier als richtungweisend aufgenommen werden.

(Der Text seines Aufsatzes ist in der Kürze und Prägnanz der kritischen Stellungnahme unverzichtbar, er wird daher hier in den wesentlichen Passagen im Original-Wortlaut wiedergegeben; da jedoch zusätzlich Änderungen und Ergänzungen an mehreren Stellen eingefügt wurden und es den Lesefluss hemmen würde, wenn immer wieder Anführungszeichen und Auslassungen angezeigt würden, sind Bittners Ausführungen in der Art eines sinngemäß aufgenommenen Gedankenganges angeführt und mit der Zitation am Ende gekennzeichnet.)

Der Psychologe Stanley Milgram von der Yale-Universität unternahm in den Jahren 1960-1964 ein denkwürdiges Experiment, mit dem er Einblick in die Bedingungen des Gehorsams in moralischen Konfliktsituationen gewinnen wollte.

Zur experimentellen Überprüfung diente die folgende Versuchsanordnung:

Eine Person wird gebeten, bei einer wissenschaftlichen Untersuchung mitzuhelfen. Sie soll jemand anderen eine Liste von Assoziationswörterpaaren lehren und jedes Mal Strafe anwenden, wenn diese „lernende“ Person einen Fehler macht. Die Strafe besteht in einem elektrischen Schock, den die lehrende und prüfende und beurteilende Versuchsperson mittels eines Schockgenerators an die lernende Person verabreichen soll.

Die Stärke des elektrischen Schläges steigert sich von einem Fehler zum andern; laut Aufschrift auf dem Schaltbrett können Schocks bis zu 450 Volt – die Stärke ist tödlich – gegeben werden.

Im Experiment ist die technische Apparatur nur eine Attrappe, wovon die Versuchsperson, die Elektroschläge austeilen soll, allerdings nichts weiß.

Die ganze Situation ist mit großer Sorgfalt konstruiert. Die zu prüfende – und in der Anordnung des Experimentes unausweichlich zu bestrafende Person – hat Schmerzempfindung, Schock und Verzweiflung vorzutauschen; sie macht absichtlich Fehler, stößt gespielte Schmerzensschreie aus, fleht danach, aufzuhören.

Viele Versuchspersonen, die Schläge austeilen mussten, kamen in große Gewissensnot: Sie wandten sich an den das Experiment leitenden Psychologen mit der Frage, ob sie nicht aufhören dürften. Mit Bestimmtheit aber ohne Drohung wurden sie aufgefordert, fortzufahren. 65% der Versuchspersonen waren, wenn sich die lernende Person nicht im gleichen Zimmer befand, dazu zu bewegen, den

Maximalschock von 450 Volt – trotz der Aufschrift auf dem Schaltbrett „Gefahr: Schwerer Schock“ – zu geben.

Milgram zog aus seinen Ergebnissen recht pessimistische Folgerungen: „Mit ermüdender Regelmäßigkeit sah man nette Menschen sich den Forderungen der Autorität unterwerfen und Handlungen ausführen die gefühllos und hart waren. Menschen, die im Alltagsleben verantwortungsbewusst und anständig sind, wurden durch den Anschein der Autorität und durch kritiklose Übernahme der vom Experimentator gesetzten Bestimmungen der Situation zu grausamen Taten verführt. Die Ergebnisse beunruhigen! Sie lassen die Möglichkeit aufscheinen, dass viele Menschen gegenüber einer böswilligen Autorität brutale und unmenschliche Handlungen nicht verweigern würden.“

Der Versuch war als Lernexperiment getarnt. Die Lernforschung kann als Prototyp einer Forschungseinrichtung mit imponierender methodenkritischer Exaktheit, doch gerade ohne zureichendes gesellschaftliches Bewusstsein gelten.

Auf Grund dieser Bewusstseinslücke hat sie sich zu einem der gefährlichsten Vehikel einer gleichsam technischen Erzeugung von Gehorsam entwickelt.

Der Lernpsychologe weiß genau, wie man Ratten, Kinder oder neurotische Patienten durch Belohnung oder Bestrafung – ganz pragmatisch selbstverständlich, ohne allzuviel über das Wie und Warum zu spekulieren – dazu bringen kann, das Verlangte zu tun und das heißt: zu gehorchen.

Die umgekehrte Frage, wie man Menschen dazu bringen könnte, trotz Belohnung oder Bestrafung das Verlangte nicht zu tun und seinem eigenen Empfinden zu vertrauen, findet kennzeichnenderweise sehr viel geringeres Interesse (Bittner 1984; Flitner & Scheuerl 1984, S. 101-103).

Das so bezeichnete „Wiener Experiment“ von 1999 oder „Milgram Experiment '99“ wurde unter dem Titel „Mörderischer Gehorsam“ medial vermarktet (Köpf, Th. & Wictora, St. 1999).

Sowohl im Printmedium (Zeitschrift *Wiener*) als auch in der Fernsehsendung (*Vera*), die der Betroffenheit über die hohe Bereitschaft zum mörderischen Gehorsam Ausdruck geben zu wollen vorgab, widmete man sich ausführlich den Versuchspersonen, die Verhaltensweisen gezeigt hatten, von denen man dann hinterher kommentieren konnte, dieses Verhalten sei zwar „nicht erstaunlich, aber erschütternd“ (Gathmann, in: Köpf & Wictora 1999).

Der „Mann mit der Baseballkappe“ bekam denn auch seinen Auftritt im Fernsehen; die stereotype Antwort – „weil's so gesagt worden ist“ – auf die Frage, warum er denn bis zum fast tödlichen Elektro-Schlag vorgegangen sei und die Anweisung befolgt habe, wurde mit erstaunlichem Nicht-Erschüttertersein präsentiert.

Jene Personen, die sich geweigert hatten, am Experiment teilzunehmen und Elektro-Schocks zu verabreichen, kamen weder im Printmedium noch in der Fernsehsendung zu Kommentaren bzw. Interviews.

Die so auffallend einseitige „Verkaufslust“ muss Anlass zum Fragen sein: warum werden die mörderisch gehorsamen Personen („325 Volt und gib ihm!“, „Sagen S', Herr Doktor, ist der Typ jetzt g'storben?“) in den Vordergrund gestellt, warum werden die mutigen verweigernden Personen überhaupt nicht einmal genannt?

Wäre das nicht so interessant – nicht so „erschütternd“ – gewesen?

Hätte das Anlass zu einem Nachdenken gegeben, das ungemütlich geworden wäre, weil es möglicherweise Fragen an das eigene Selbstbewusstsein hätte aufkommen lassen?

Zu der hier anzustellenden Frage, was denn das mit Begabtenförderung überhaupt zu tun habe, sind die Qualitäten der Verweigerung (von mörderischem Gehorsam) zu nennen:

Vertrauen zu sich selbst, zur eigenen Empfindung, Mut gegenüber einer Autorität, Durchsetzungsvermögen, Selbstbewusstsein, positiv ausgeprägtes Selbstwertgefühl

Sensibilität für die Gefühle anderer, vielleicht sogar soziale Intelligenz (gilt als Standardbegriff in der internationalen Begabungsforschung), emotionale Begabung

Befähigung zum „divergenten Denken und Handeln“ – eines der Kriterien zur Kennzeichnung von Kreativität.

Abschließend soll folgendes angemerkt werden:

Im Kontrast zu der einseitigen Auswertung des Experimentes ist die Notwendigkeit der Propagierung der tatsächlich „menschlichen“ Fähigkeit zu folgern.

Im Bewusstmachen der Qualitäten von Personen, die die Kraft zur Verweigerung aufgebracht haben, sind erzieherische und unterrichtliche Aspekte zu erkennen, die Ermutigung anstelle von Entmutigung, Offenheit anstelle von Verschüchterung, Befähigung zu emotionaler Teilnahme anstelle von distanzierter Beliebigkeit befürworten lassen.

4. Integrative Begabtenförderung und familiale Kompetenz

Die Bildung derer, die in ihrer Kindheit und Jugend als hochbegabt erkannt werden, ist heute mit anderer Bedeutsamkeit zu formulieren als es vielleicht früher der Fall war.

Es geht nicht um ein (kannibalisches) „Ausschöpfen der Begabungsreserven“ im Dienst der Gesellschaft, sondern um die Frage, wie Begabte ihre Intelligenzen anwenden werden, wenn sie in Führungspositionen aufgestiegen sind, wenn sie Positionen der Entscheidungsverfügung über die Tätigkeit von anderen Menschen eingenommen haben, wenn sie Macht und Einfluss über gesellschaftliche Institutionen erlangt haben.

Nichts ist für die Bildung Hochbegabter – Manager, Künstler, Wissenschaftler, Personen in Positionen der Leitung von Religionsgemeinschaften, Global-Wirtschaftsexperten – wichtiger als dass sie grundlegende Erfahrungen über Beziehungen in ihrer Jugend erwerben konnten: Gemeinschaft, Freundschaft, Teamgeist, Sympathie, Konfliktlösungsfähigkeit, Interesse für „das Andere“, Nachdenken über statt Hinnehmen von Welterklärungen aus medial vermittelter Sicht, Denken mit anderen und für andere, etc.

Ihre persönlichen Erfahrungen in Kindheit und Jugend – Angenommensein oder Ausgrenzung, Selbstverwirklichung oder Selbstverleugnung, Integration oder Isolation – werden für ihren Führungsstil maßgebend sein.

Empirische Untersuchungen (Perleth & Sierwald 1992) lassen die familiale Kompetenz positiv in der Ermöglichung emotionaler Voraussetzung zur Begabungsentfaltung im humanen Sinn erscheinen.

Aus diesen Erhebungen und aus dem Begabungsmodell Kurt Hellers, einer forschungsgeliteten Komposition zur Erfassung der Wirkfaktoren zur Begabungsentfaltung (zit. Mönks 2000, S. 7), sind „Moderatoren“ der Talententfaltung zu nennen, von denen angenommen werden darf, dass sie in familiärer Beziehung eher zu erlernen sind als anderswo:

Erfolgszuversicht, emotionale Stabilität, Bewältigung von Prüfungsangst, Stressbewältigung, Leistungsmotivation, etc.

Wenn man davon ausgeht, dass in solchen – aus positiven Beziehungen erworbenen – Eigenschaften die Voraussetzung für die Entwicklung eines ausgeglichenen und besonnenen Charakters gegeben ist, kann Familie als Mediator für eine Begabtenförderung im humanen Sinn angesprochen werden.

Ihre Kompetenz liegt in der Ermöglichung der gleichzeitigen Wahrnehmung von Individualität und Gemeinschaft wie dies nur in einer Primärgruppe – und Familie ist als solche zu verstehen – gewährleistet ist.

Literatur

- Bittner, Günther (1984): Gehorsam und Ungehorsam. In: Flitner, A. & Scheuerl, H. (Hrsg. 1984): Einführung in pädagogisches Sehen und Denken, S. 101-103. München, Zürich: Piper.
- Csikszentmihaly, Mihaly (1997): Wie Sie das Unmögliche schaffen und ihre Grenzen überwinden. (Original: Creativity, Flow and the Psychology of Discovery): Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dörner, Dietrich (1993): Die Logik des Misslingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Dörner, Dietrich & Kreuzig, Heinz W. (1983): Problemlösefähigkeit und Intelligenz. In: Psychologische Rundschau, 34, S. 185-192.

- Friedell, Egon (1985): *Abschaffung des Genies. Essays von 1905 bis 1918*. Zürich: Diogenes.
- Gardner, Howard (1991): *Abschied vom IQ. Die Rahmen-Theorie der vielfachen Intelligenzen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Goleman, Daniel (1996): *Emotionale Intelligenz*. München: Carl Hanser.
- Guthke, Jürgen (1992): *Lerntests auch für Hochbegabte?* In: Hany, E. & Nickel, H. (1992): *Begabung und Hochbegabung*. S. 125-141. Bern, Göttingen: Huber.
- Jochum, Manfred (2000): *Neue Anforderungen an Bildung, Wissenschaft und Medien*. In: *Conturen. Zeitschrift für Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur*. S. 75-82. Wien.
- Köpf, Thomas & Wictora, Stefan (1999): *Mörderischer Gehorsam – Milgram Experiment '99. Würden Sie einen Menschen auf Befehl foltern? Würden Sie einen Menschen mit Elektroschocks töten?* In: *Wiener* 3/99, S. 34-40. Klosterneuburg: Metro-Zeitschriften Verlags GmbH.
- Landau, Erika (1984): *Kreatives Erleben*. München, Basel: Reinhardt.
- Landau, Erika (1990): *Mut zur Begabung*. München, Basel: Reinhardt.
- Mitscherlich, Alexander (1981): *Das Ich und die Vielen*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Mönks, Franz J. (1996): *Elite-Debatte im Scheinwerfer*. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 1996, S. 219-224. München: Ernst Reinhardt.
- Mönks, Franz J. & Katzko, Michael W. & van Boxtel, Herman W. (1992): *Education of the Gifted in Europe: Theoretical and Research Issues. Report of the Educational Research Workshop held in Nijmegen (The Netherlands), 1991*. Amsterdam/Lisse: Swets & Zeitlinger.
- Mönks, Franz (2000): *Begabungen erkennen – Begabte fördern*. In: Joswig, Helga (2000): *Begabungen erkennen – Begabte fördern*. Rostock: Universität.
- Oswald, Friedrich & Pfeifer, Bernhard & Ritter-Berlach, Gerlinde & Tanzer, Norbert (1989): *Schulklima. Die Wirkungen der persönlichen Beziehungen in der Schule*. Wien: WUV- Universitätsverlag.
- Oswald, Friedrich & Hanisch, Günter & Hager, Gerhard (1999): *Individuelle Begabtenförderung. Begabungen und ihre Entwicklung im Bereich der Bildung und der Berufslaufbahn. Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten über die begabenden Wirkungen der Beteiligung österreichischer Jugendlicher an Wettbewerben und Olympiaden*. Wien: Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten.
- Oswald, Friedrich & Klement, Karl (Hg.) (1993): *Begabungen – Herausforderung für Bildung und Gesellschaft. Symposion 1*, Krems. Wien: Jugend & Volk.
- Oswald, Friedrich & Klement, Karl & Boyer, Ludwig (Hg., 1994): *Begabungen entdecken – Begabte fördern*. Wien: Jugend & Volk.
- Perleth, Christoph & Sierwald, Wolfgang (1992): *Entwicklungs- und Leistungsanalysen zur Hochbegabung*. In: Heller, Kurt A. (Hrsg. 1992): *Hochbegabung im Kindes- und Jugendalter*. Göttingen: Hogrefe – Verlag für Psychologie.
- Riemer, Gerhard & Altrichter, Elisabeth – Vereinigung der österreichischen Industrie (2000): *Schule braucht Qualität*. Wien: Vereinigung der österreichischen Industrie.
- Rose, Lotte (1991): *Das Drama des begabten Mädchens. Lebensgeschichten junger Kunstturnerinnen*. Weinheim, München: Juventa.
- Roth, Heinrich (1952): *Begabung und Begaben*. In: Flitner, Andreas & Scheuerl, Hans (Hg.) (1984): *Einführung in pädagogisches Sehen und Denken*. S. 113-125. München, Zürich: Piper.
- Urban, Klaus K. (Hg., 1992): *Begabungen entwickeln, erkennen und fördern*. Hannover: Universität Hannover, FB Erziehungswissenschaften.
- Wendt, Dietmar (2000): *Erfolg mit eQ. Wie Sie in der neuen Welt des eBusiness Karriere machen*. Frankfurt: Campus.

Kinder und Computerspiel in Familie und Freizeit – Eine medienpädagogische Herausforderung

HEINZ MANDL UND KATHARINA SCHNURER¹

Wir leben in einem Zeitalter, das immer mehr von der mikroelektronischen Revolution angetrieben wird. Mit der Erfindung und Weiterentwicklung der Computertechnologie haben sich Kommunikationswege, Organisationsgefüge und ganze Gesellschaften sowohl strukturell als auch ideell grundlegend verändert. Die immer stärkere Ungebundenheit von Ort und Zeit im Hinblick auf das Suchen, Übermitteln und Erhalten von Informationen hat ungeahnte Möglichkeiten der Wissensverteilung mit sich gebracht. Daher ist es nicht verwunderlich, dass sich vor allem die Wirtschaft bereits sehr früh brennend für diese Technologien interessiert und deren Entwicklung vorangetrieben hat.

Durch die rasante Geschwindigkeit der Entwicklungsarbeit in diesem Bereich wurde es schon bald auch für Privatpersonen erschwinglich, den Computer in seine Dienste zu stellen. Der endgültige Durchbruch des Heimcomputers kam nach ersten Gehversuchen auf dem Markt im Jahre 1980 mit dem C 64. Schon damals wurde der Computer von Privatanutzern hauptsächlich zu Spielzwecken genutzt – auch, wenn die Spiele hier noch zu einem großen Teil von den Spielenden selbst programmiert wurden. Allerdings stießen auch professionelle Spieleentwickler mit ihren Produkten bereits damals auf immer größere Nachfrage. Dieses enorme Marktsegment „Computerspiele“ wurde von den Herstellern dieser Technologien sehr schnell erkannt und ausgenutzt. Nicht nur die inzwischen in mehr und mehr Haushalten auffindbaren Heimcomputer sondern auch elektronisches Spielzeug wurde entwickelt. Es trat seinen Vormarsch in das Familienleben an und wurde mit der Zeit ein alltäglicher Gebrauchsgegenstand für Kinder und Erwachsene. Von der Ausnahme wurde der Computer mehr und mehr zur Notwendigkeit in Familien mit Kindern. Während Eltern noch bis vor wenigen Jahren durch den Kauf eines Computers eher auf die Spielzeugwünsche ihrer Heranwachsenden reagierten, erfolgt ein Computerkauf heute unter anderem eher aus dem Bedürfnis heraus, einen Startnachteil der eigenen Kinder verhindern zu wollen. Wie früh ein Kind mit dem Computer in Kontakt kommen sollte bzw. darf, ist derzeit jedoch sowohl bei Eltern als auch in der Wissenschaft ein nach wie vor intensiv diskutiertes Thema. Während manche fordern, bereits in den ersten Lebensjahren mit elementarem Computerunterricht zu beginnen, fürchten andere Entwicklungsgefahren bei zu frühem Kontakt der Kinder mit dem neuen Medium (Gretsch & Lissner, 1995). Da der Computer jedoch zu einem nahezu konstituierenden Teil unserer Gesellschaft geworden ist, ist der Kontakt von Kindern und Jugendlichen mit diesem Medium kaum mehr zu vermeiden. Die künftigen Generationen werden in ihrer Entwicklung durch die neuen Medien stark beeinflusst werden, man spricht neben Elternhaus, Schule und Peer-Group gar von einem vierten Sozialisationsfaktor (Krotz, 2000; Schachtner, 2000).

Der Computer hat also bereits einen nicht zu leugnenden Einfluss auf die kindliche Entwicklung. Doch wie sieht es tatsächlich mit der Nutzung des Computers durch Kinder aus? Bereits die Hälfte der deutschen Kinder und Jugendlichen zwischen 6 und 17 Jahren kann im elterlichen Haushalt auf einen PC zugreifen (Feil, 2000). Die Anzahl der Computernutzer steigt hierbei mit zunehmendem Alter drastisch. Dieses Bild entspricht einer allgemein steigenden Tendenz, die die gesamte Palette der Mediennutzung (also den Gebrauch von Fernsehen, Radio, Telefon und Computer) betrifft. Auch der Zugriff auf die unterschiedlichen Medienangebote steigt von Generation zu Generation stetig. Mädchen waren diesbezüglich bisher unterrepräsentiert, die quantitativen Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen schrumpfen jedoch mit jeder neuen statistischen Erhebung (Müsgens, 2000; Lerchenmüller-Hilse & Hilse, 1997). Dies gilt in gleichem Maße für die Nutzung des Internets, obgleich die Gesamtnutzerzahl der Kinder und Jugendlichen hier

¹ K. Schnurer M.A., Univ. München, Institut für Päd. Psychologie und Empirische Pädagogik

noch deutlich niedriger anzusiedeln ist als in bezug auf die Beschäftigung mit Computern oder dem Fernsehgerät. Es dürfte jedoch nur eine Frage der Zeit sein, bis sich auch hier die statistischen Werte deutlich nach oben hin verändern.

Betrachtet man die Umfrageergebnisse über die Jahre hinweg, so ist ein Faktor bezüglich der Nutzung des Computers durch Kinder und Jugendliche vergleichbar geblieben: primärer Hauptgrund der Heranwachsenden, dieses Medium zu nutzen ist der Wunsch, sich die Langeweile zu vertreiben und den Computer zu Spielzwecken zu gebrauchen. Aus diesem Grund soll im folgenden näher auf das Spielen am Computer, auf die Faszinationskraft dieser Art des Spiels sowie auf mögliche Konsequenzen für Kinder und Jugendliche eingegangen werden.

Spielen am Computer

Zweck des Spiels. Beim Spielen mit dem Computer werden unterschiedliche Intentionen verfolgt. Die den Eltern wohl angenehmste Vorstellung ist es, den Spieltrieb der Kinder mit Lernspielen befriedigen zu können. Doch bereits Leu (1993) weist darauf hin, dass in diesem Punkt die Meinungen der Eltern (v. a. der Väter) von der tatsächlichen Nutzung des Computers durch Kinder und Jugendliche stark abweichen. Die Eltern kaufen demnach Computer häufig unter dem Aspekt, dass dieser neue Möglichkeiten des Lernens eröffne. Es existieren zwar auch „Edutainment“-Angebote (Fritz, 1997a), in denen Spiel und Lernen in Kombination auftreten, diese weisen allerdings unterschiedliche Qualität auf und sind bei der angestrebten Zielgruppe wenig beliebt (Holowaty, 1997). Der Hauptzweck der meisten kommerziellen Spiele ist es letztendlich, „Fun“ zu vermitteln, also ganz einfach Spaß zu machen.

Möglichkeiten und Arten des Spielens am Computer. Inzwischen existiert eine Anzahl unterschiedlicher Möglichkeiten, computerbasierte Technologien für Spiele zu nutzen. Neben hardware-zentrierten Spielen, wie z. B. programmierbaren Robotern, findet man zum einen Konsolenspiele, die heutzutage hauptsächlich durch die Dreamcast-Konsole vertreten werden, Pocketspiele, wie z. B. Game-Boys oder Handy-Spiele, sowie letztendlich auch die Spielmöglichkeiten, die durch PCs eröffnet werden. Auf letztere soll im folgenden der Schwerpunkt gelegt werden. Neben sogenannten Jump-and-Run-Spielen, die vor allem durch die „Mario“-Serien etabliert wurden, findet man in dieser Produktpalette Arcade-Spiele, Strategie- und Logik-Spiele (vom Klassiker „Schach“ bis hin zu aufwendigen Kriegssimulationen, wie „Command and Conquer“, „Dark Reign“ oder auch „Age of Empires“). Beliebt ist ebenfalls die 3D-Action, wie sie in Lara Croft oder Duke Nukem personifiziert wurde, sowie diverse Arten von Adventure-Games (z. B. „The Secret of Monkey Island“). Diverse kleinere Funspiele existieren ebenfalls auf dem Markt, aber keines hat so sehr für Furore gesorgt wie das inzwischen wohl allseits bekannte „Moorhuhn“.

Diese Spiele werden heutzutage nicht mehr nur alleine oder zu zweit über Konsole oder PC gespielt, sondern immer häufiger auch über Netzwerke (Fehr & Fritz, 1997) oder gar in großen Gruppen über das Internet. Allein der Kassenschlager „Moorhuhn“ erlaubte es hunderten von Spielern aus dem ganzen deutschsprachigen Raum, sich im Rahmen eines Wettbewerbs in ihrer Zielfähigkeit vergleichen zu können. Teilweise bilden sich darüber hinaus internationale Spielgruppen, die in geschlossenen Räumen z. B. Rollenspiele durchführen. Weiterhin existieren Unmengen von Kommunikationsmöglichkeiten über Spiele, also z. B. Diskussionsforen, in denen die Kinder und Jugendlichen sich über die Spiele an sich, über neue Tricks oder erreichte Punktestände austauschen.

Spielstruktur. Die Struktur eines Spieles kann von flexibel bis vollkommen eingeschränkt variieren. Während komplexe Simulationen auf nicht-linearen Handlungsabläufen basieren, die unterschiedliche Wege zur Zielerreichung ermöglichen, sind manche Geschicklichkeitsspiele gar auf das rechtzeitige Drücken einer bestimmten Taste reduziert (Dittler & Mandl, 1994). Komplexere Spielarten erlauben dem Spielenden große Freiräume zum Ausprobieren der einzelnen Möglichkeiten seiner Einflussnahme auf das Spielgeschehen. Daher ist es nicht verwunderlich, dass dieser Spieltypus immer häufiger anzutreffen ist.

Bezugsart. Kinder und Jugendliche verfügen heutzutage über vielfältige Möglichkeiten, an die begehrten Spiele heranzukommen. In der Regel werden die nötigen CDs im Handel gekauft oder auch im Internet heruntergeladen. Die Zeiten der Selbstprogrammierung von einfachen Spielen sind lange vorbei – vielmehr entwickelt sich der Trend hin zur Anfertigung von illegalen Raubkopien.

Faszination Computerspiel

Wesen des Spiels. Das Spielen an sich stellt eine Grundform menschlichen Seins dar. Darüber sind sich Wissenschaftler, die sich mit dieser Materie befassen, einig. Uneins ist man sich jedoch noch in der Frage, was das Phänomen Spiel auszeichnet. Ein Merkmal des Spiels ist es, dass der Spielende im Grunde genommen keine besondere Absicht mit seiner Tätigkeit verfolgt. Dennoch erfüllen die verschiedenen Formen des menschlichen Spiels unterschiedliche Funktionen und besitzen unterschiedliche Eigenarten. Diese Eigenarten sind es wohl, die eine Festlegung generell gültiger Merkmale für das Phänomen „Spiel“ so schwierig machen (Scheuerl, 1979). Als weitgehend gesichert gilt, dass das Spielen ein für die Entwicklung des Kindes wichtiges Element darstellt und jedes Kind einen natürlichen Spieltrieb aufweist (Gretsch & Lissner, 1995).

Gründe für das Spiel am Computer. Warum die Kinder und Jugendlichen nun besonders das Spiel mit dem Computer so intensiv betreiben, kann auf mindestens zwei Hauptursachen zurückgeführt werden: Zum einen auf Elemente, die in der *Einstellung* der Heranwachsenden verankert sind und zum anderen auf Merkmale der *Umgebung*, die dem Spielenden durch das Produkt angeboten werden. So stoßen Computerspiele auf eine hohe Akzeptanz bei Kindern und Jugendlichen, da sie diesem kindlichen Bedürfnis nach Spaß, spannender Unterhaltung, Herausforderung, Neugier sowie dem Wunsch, selbst aktiv zu werden und selbst Einfluss nehmen zu können, entgegenkommen. Verglichen mit anderen Formen des Spiels liegt der besondere Reiz der Computerspiele wohl im wesentlichen in den neuen Möglichkeiten und Eigenarten der Technik. Das Spiel mit dem Computer ermöglicht ein großes Maß an Interaktivität, der Spielende kann durch seine Aktionen und Reaktionen über Tastatur, Joystick oder Mouse optisch und akustisch eindrucksvolle Aktionen auslösen, die ihn nahezu ununterbrochen über die Auswirkungen seiner Handlungsweisen und den daraus resultierenden Spielverlauf informieren (Dittler & Mandl, 1994). Diese Animierung des Spielenden ist hochkonsistent mit den hauptsächlich von den Kindern angegebenen Gründen, warum sie am Computer spielen. Der Hauptgrund ist nämlich das Vertreiben von Langeweile, was in mehreren Studien und Umfragen herausgearbeitet werden konnte. So werden z. B. schlechtes Wetter oder die Abwesenheit von Freunden als Gründe für den Griff zum Computerspiel genannt (z. B. Müsgens, 2000; Fritz, 1997c). Weit oben auf der Liste der Spielgründe stehen jedoch auch Stressabbau und Ablenkung vom Alltag. Insgesamt zeigt sich also eine Art Hedonismus: Das Hauptziel des Computerspielens ist es, positive Gefühlszustände zu erreichen und negative zu beheben. Selbst der bei der Spielhandlung meist entstehende Stress wird von den meisten Betroffenen eher positiv bewertet.

Bei vielen Spielern ist das Erreichen des Flow-Zustandes zu beobachten, einer völlig konzentrierten Versunkenheit in das Spiel, das Zeit und Raum vorübergehend vergessen lässt (Csikszentmihalyi, 1999). Dieses Flow-Erleben wird durch die Struktur der Computerspiele initiiert und unterstützt. Das ständige Erreichen von Teilzielen verstärkt den Wunsch, das Endziel zu erreichen. Der Spieler befindet sich in einer Art Rauschzustand, der äußerlich durchaus Ähnlichkeit mit Suchtsymptomen hat. Dieses Flow-Erleben wird zudem durch die optische, auditive und narrative Gestaltung der Spiele forciert. Reißerische Sounds, brillante grafische Kapriolen sowie die Verwendung von beliebten Filmfiguren oder Comics bilden nahezu einen Garant für den guten Verkauf eines neuen Spiels sowie die stundenlange Nutzung des Spiels durch die Kinder und Jugendlichen. Als weiterer Erklärungsansatz für die Faszinationskraft der Computerspiele wird häufig das Kontrollmotiv genannt (Fritz, 1997b; Decharms, 1976). Zu Beginn des Spiels steht noch nicht fest, welche der beteiligten Parteien gewinnen wird – Spieler, Computer oder auch einer der über das Netzwerk verbundenen Mitspieler. Allein durch diese Tatsache entwickelt sich ein Wettbewerbsgefühl sowie

ein Bedürfnis nach Machtausübung. Positiv wird in Zusammenhang mit diesen Effekten von einigen Forschern die Entwicklung der Fähigkeit zur Selbstbeherrschung sowie eines gesunden Ehrgeizes gesehen. Ob dieses Kontrollmotiv jedoch für die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen positiv oder negativ bewertet werden soll, ist bisher ebenso ungeklärt wie die Frage, warum Computerspieler das Bedürfnis haben, sich von diesem leiten zu lassen (Fritz, 1997b).

Auswirkungen und Gefahren von Computerspielen

Die Auswirkungen von Computern und speziell Computerspielen auf Kinder und Jugendliche werden häufig kontrovers diskutiert, sind jedoch bisher wissenschaftlich wenig untersucht. Die Diskussionsstandpunkte reichen hierbei von der Entwicklung sozial verkümmelter Einzelgänger bis hin zur Förderung der Entwicklung aggressiver Persönlichkeiten. In der langen Forschungstradition der Psychologie handelt es sich bei diesem Thema noch um ein weitgehend unberührtes Feld, in dem bisher vergleichsweise wenig wissenschaftlich fundierte Studien existieren. Die empirischen Studien, die bis zum heutigen Tag vorliegen, beschränken sich bis auf wenige Ausnahmen auf einzelne Faktoren und suchen nach linearen Zusammenhängen zwischen dem Konsum bestimmter Inhalte und direkten Wirkungen auf den Nutzer. Es fehlen jedoch weitgehend Längsschnittuntersuchungen sowie Studien, die das komplexe Zusammenwirken von Persönlichkeitsvariablen des Kindes, familiärem Umfeld, Peer-Group und Computerspielverhalten untersuchen. Dies hat zur Folge, dass kaum konkrete Aussagen über die Auswirkungen von Computerspielen auf die Spieler, insbesondere Kinder und Jugendliche, getroffen werden können. Dennoch soll im folgenden kurz auf einige der wichtigsten Diskussionspunkte der aktuellen wissenschaftlichen Debatte in diesem Bereich eingegangen werden.

Kognitive und emotionale Auswirkungen des Spielens mit dem Computer. Moderne Computerspiele sind unbestreitbar in hohem Maße durch gewaltverherrlichende und sexistische, teilweise gar rassistische Inhalte gekennzeichnet (z. B. Fritz, 1997b; Fromme & Grecius, 1997; Kürten & Mühl, 2000). Eine der größten Befürchtungen stellt auf Grund dieser Tatsache die Übernahme von Verhaltensmustern oder Einstellungen durch die Kinder und Jugendlichen dar, die sich mit diesem Spielmaterial beschäftigen. Diese Befürchtungen sind in der Medienforschung allerdings nichts Neues. Bereits in den 70er und 80er Jahren wurde hier im Bereich der Television bereits erhebliche Forschungsarbeit geleistet (z. B. Eron & Huesmann, 1986; Drabman & Thomas, 1974; Hearold, 1979), auf der in diesem neuen Kontext aufgebaut werden konnte. So kommen z. B. Steckel und Trudewind (1997) zu dem Schluss, dass der Konsum aggressiver Computerspiele durchaus sowohl langfristig als auch kurzfristig zu emotionalen Abstumpfungen führen könne. Die Forscher selbst führen jedoch uneinheitliche Ergebnisse in ihren Studien an. Sie gehen trotz der gefundenen Zusammenhänge von einer starken Interaktion zwischen Spielkonsum, Elternhaus und Peer-Group aus. Müsgens (2000) konnte bei Kindern nach dem Konsum aggressiver Computerspiele zwar gewisse emotionale Transfers, wie z. B. Wut oder Kampflust, nachweisen, jedoch keine direkte Übertragung der aggressiven Geschehnisse vom Spiel auf das spätere Verhalten der Kinder und Jugendlichen belegen. Auffällig oft gaben die untersuchten Kinder und Jugendlichen allerdings an, die im Spiel gezeigten Kampfhandlungen mit den eigenen Freunden nachzuspielen. Die Vermittlung geschlechtsspezifischer Stereotype durch sexistische Inhalte von Computerspielen wurde bisher kaum empirisch erforscht. Plausibel ist es hier wohl anzunehmen, dass die intensive Verwendung von Stereotypen in Computerspielen mit zu einer Polarisierung der Geschlechterrollenwahrnehmung der Kinder und Jugendlichen beiträgt. Paus-Haase und KollegInnen (1999) kommen in ihren Untersuchungen über Medieninhalte und ihre Verarbeitung durch Kinder insgesamt zu dem Schluss, dass bis auf einzelne Problemgruppen die Kinder und Jugendlichen mit den Inhalten, die sie durch die Medien dargeboten bekommen, relativ souverän umgehen.

Soziale und physische Auswirkungen des Spielens mit dem Computer. Das Spielen am Computer und dessen mögliche soziale und physische Auswirkungen auf die Spielenden fand in der Forschungswelt ebenfalls

intensive Beachtung. Wenig haltbar ist die in diesem Zusammenhang angestellte und in der Öffentlichkeit weit verbreitete These, Kinder und Jugendliche liefen aufgrund des Computerspielens Gefahr, sozial zu vereinsamen. Bereits 1990 konnten Shimai, Masuta und Kishimoto äußerst intensive soziale Kontakte zwischen Kindern feststellen, die sich mit Computerspielen befassten. Sie entwickelten eigene Gruppen, in denen natürlich die Spiele ein anregendes Gesprächsthema darstellten. Auch von anderen Forschern wurde die Entwicklung eigener Spielkulturen beobachtet (Fromme, 1997a, 1997b). Müsgens (2000) stellte in seinen empirischen Untersuchungen fest, dass sich vor allem „Vielspieler“ anscheinend durch eine besonders aktive Freizeitgestaltung auszeichnen. Andere Freizeitaktivitäten konnten insgesamt durch den Computer nicht verdrängt werden. Der „Typus Computerspieler“ zeigt sich insgesamt also eher sozial und sportlich als zurückgezogen und vereinsamt (Fritz, Hönemann, Misk-Schneider & Ohnemüller, 1997).

Physische Auswirkungen des Computerspielens wie Augenflimmern, Rückenprobleme oder verspannungsbedingte Kopfschmerzen fließen ebenfalls in die Kind/Computer-Diskussion ein. Manche Spiele werden gar von den Herstellern mit Warnhinweisen versehen. In einer Reihe von ExpertInneninterviews konnte Müsgens (2000) zudem herausarbeiten, dass die Kinder und Jugendlichen der jetzigen Generation Probleme dabei haben, bestimmte Bewegungsabläufe auszuführen, wie z. B. rückwärts zu laufen oder Sprünge abzufedern. Ursache hierfür sei unter anderem die eingeschränkte Entwicklung der frühkindlichen Bewegungsabläufe aufgrund des intensiven Medienkonsums. Die befragten ExpertInnen räumten jedoch selbst ein, dass auch diese Befunde in einem größeren Zusammenhang betrachtet werden müssen. Die Kombination aus mangelndem Bewegungsraum für die Kinder, einem Rückgang des Bewegungsverhaltens der Familie sowie dem Computerspielverhalten der Kinder seien als Ursachen für die geschilderten Symptome ausschlaggebend.

Fazit. Gewalt in Computerspielen hat unbestreitbar Auswirkungen auf Kognition und Emotion von Kindern und Jugendlichen. Umstritten ist bisher noch die Frage, wie stark diese Auswirkungen tatsächlich sind sowie welche Interaktionen zwischen Computerspiel, Umwelt- und Persönlichkeitsvariablen der Kinder und Jugendlichen bestehen. Die Befürchtung, dass die Computernutzung negative Auswirkungen auf das Sozialleben der Kinder und Jugendlichen hat, ist nach ersten Studien zu urteilen weitgehend unbegründet. Beeinträchtigungen der Bewegungsfähigkeit scheinen zumindest indirekt durch zu intensives Spielen am Computer verursacht zu werden.

Zusammenfassend muss festgestellt werden, dass die Wirkung von Computerspielen auf Kinder und Jugendliche einer differenzierten Betrachtung bedarf. WissenschaftlerInnen, Eltern und auch LehrerInnen müssen sich von der eindimensionalen Sichtweise des „Sündenbocks“ Computer verabschieden. Medien wirken nicht für sich alleine und bestimmen daher auch nicht die psychische, soziale oder physische Entwicklung der Kinder und Jugendlichen (Hurrelmann, 1999). Der beliebte Schluss von problematischen Medien auf unerwünschte Effekte bei Kindern und Jugendlichen ist demnach bei weitem zu kurz gegriffen (Wittpoth, 1999).

Dennoch soll in diesem Beitrag nicht von den Gefahren, die vom Computer aus auf die Familien einwirken, abgelenkt werden. Besonders wenn die Computerwelt als Ersatzwelt für die „Realität“ fungieren soll, kann die Beschäftigung mit dem Computer zu einer ernsthaften Gefahr für das Kind werden (Cornelißen, 1999). Gerade durch die Selbstverständlichkeit, mit der die Medien – und speziell der Computer – in das Familienleben integriert werden, erhalten diese auch ihren Einfluss auf die kindliche Entwicklung. Der Computer kann und wird jedoch nicht wie ein Geist in die Flasche zurückgezaubert werden. Alle Betroffenen müssen daher lernen, mit den Vorzügen und auch Problemen, die das neue Medium mit sich bringt, kompetent umzugehen (Papert, 1996; Oerter, 1994).

Medienpädagogische Folgerungen

Problembeschreibung. Am Beispiel „Computerspiel“ wurde in diesem Beitrag ein Problem skizziert, das sich auf alle Bereiche der Mediennutzung durch Kinder bezieht. Es mag wohl zu einem großen Teil in der

Aktualität der Technologie begründet sein, warum dieses Thema als weitgehend neu bezeichnet wird. So sind Gewaltdarstellung, Vermittlung sexistischer Inhalte oder auch Rückgang der aktiven Spieltätigkeit Problemfelder, die bereits durch das Fernsehen präsent sind. Medienpädagogik muss sich daher stets bewusst sein, dass es sich hier nicht allein um die Problemstellung „Computerspiel“ handelt, sondern um das Problem der Mediennutzung durch Kinder und Jugendliche im allgemeinen. Um dieses Problem zu mindern, haben sich im Rahmen medienpädagogischer Theoriebildung und Forschung zwei Hauptpositionen herausgebildet: die „Bewahrpädagogik“ und die „konstruktivistischen Ansätze“. Während die Bewahrpädagogik versucht, mit Mitteln des Jugendschutzes (z. B. Zensuren, Altersbeschränkungen, etc.) in den privaten Medienkonsum der Familie regulierend einzugreifen, verfolgen die konstruktivistischen Ansätze das Ziel, Entwicklungsprozesse zu fördern und das Individuum für den Umgang mit Medien kompetent zu machen. Dies soll durch die Bereitstellung einer Umwelt ermöglicht werden, die das Kind dazu anregt, die Kompetenz zum Umgang mit dem Medium eigenaktiv zu erwerben. Konstruktivistische Medienpädagogik versucht also nicht, das Kind hauptsächlich durch Verbote und gesetzliche Regelungen vor problematischem Medienkonsum zu schützen, sondern spricht dem Kind – trotz gewisser Einschränkungen – ein höheres Maß an Eigenverantwortung und Fehlermöglichkeiten zu. Nachdem das Elternhaus für die Heranwachsenden einen Großteil ihrer Umgebung darstellt, ist es unerlässlich, dass vor allem die Eltern medienbegeisterter Kinder über grundlegende Kompetenzen zum Umgang mit Medien in der Familie verfügen.

Benötigte Kompetenzen. Im Zusammenhang mit Medienpädagogik taucht in der öffentlichen Diskussion auch immer häufiger der Begriff „Medienkompetenz“ auf. Nachdem hierunter anfänglich lediglich grundlegende technische Kompetenzen verstanden wurden, wird der Begriff inzwischen sehr vielfältig – der jeweiligen Forschungsrichtung entsprechend – gebraucht (Baacke, 1999). Es werden allerdings vermehrt Stimmen laut, die ein integratives Verständnis von Medienkompetenz propagieren (Mandl & Reinmann-Rothmeier, 1997; Vollbrecht, 1999; Mikos, 1999) und vom medienkompetenten Bürger ein ganzes Bündel verschiedenartiger Kompetenzen abverlangen. Hinsichtlich der Mediennutzung in der Familie sind für Eltern allerdings hauptsächlich drei Grundkompetenzen vonnöten, um sich den Herausforderungen der modernen Zeit stellen zu können. Es handelt sich dabei um

- technische Kompetenz,
- Beurteilungs- und Reflexionskompetenz sowie
- Kompetenz zur persönlichen Entscheidungsfindung.

Technische Kompetenz. Technische Routinefertigkeiten und technisches Basiswissen werden immer mehr zu einer Grundqualifikation. In Zusammenhang mit unserer Thematik besteht in den meisten Familien das Problem, dass die eigenen Kinder oftmals über mehr Computerkenntnisse verfügen als die Eltern. Dies führt zu einem Hilflosigkeitsgefühl bei den Erwachsenen und zumeist auch (zu) schnell zu einer grundlegenden Haltung des Untersagens, Verbieters und Tabuisierens von Computerspielen (Schindler, 1999).

Bewertungs- und Reflexionskompetenz. Gerade in bezug auf die Mediennutzung in der Familie ist aufgrund der Vorbildrolle der Eltern eine fundierte Kompetenz zur Bewertung und Reflexion der Mediennutzung und -inhalte heutzutage unumgänglich (BAJ, 1997). Dies erfordert zum einen ausreichendes Wissen über die Inhalte und Wirkungsweisen der einzelnen Medien, zum anderen jedoch auch einen intensiven Kontakt zum Kind selbst, um dessen Bedürfnisse erkennen und verstehen zu können.

Kompetenz zur persönlichen Entscheidungsfindung. Schließlich müssen alle Beteiligten sich über ihre eigenen Werte und Normen so im Klaren sein, dass sie in der Lage sind, auch folgenreiche Entscheidungen treffen zu können. Dies gilt für das konsumierende Kind ebenso wie für die Eltern (BAJ, 1997; Tilemann, 1999).

Um diese Kompetenzen zu vermitteln, werden in der Literatur viele unterschiedliche Möglichkeiten der Elternarbeit behandelt. Im folgenden sollen Elternseminare als Maßnahmen zur Vermittlung von Medienkompetenz dargestellt werden.

Elternseminare als Maßnahme zur Vermittlung von Medienkompetenz. Während es einleuchten mag, dass die oben angeführten Kompetenzen sinnvoll und notwendig sind, bleibt die Frage, mit Hilfe welcher Maßnahmen diese Kompetenzen vermittelt werden können. Denn bis auf die grundlegende technische Kompetenz handelt es sich hierbei um Themenfelder, die nicht in ausreichendem Maße über traditionelle Unterrichtsverfahren oder Informationsdarbietungen vermittelt werden können. Von daher soll im folgenden kurz skizziert werden, auf welche Aspekte bei der Gestaltung von Elternseminaren geachtet werden sollte, damit die Eltern anstatt theoretisches Wissen anzusammeln auch handlungsfähig werden. Zu diesem Zweck wird den folgenden Ausführungen das Konzept des problemorientierten Lernens zugrunde gelegt (Reinmann-Rothmeier & Mandl, 2001).

Das Konzept des problemorientierten Lernens fußt auf dem Paradigma aktiven Lernens. Lernen wird als ein aktiver Prozess verstanden, bei dem jeder sein eigenes Wissen konstruiert. Damit rückt der Lernende mit seinem Vorwissen, seinen Erfahrungen und seinen Bedürfnissen in den Mittelpunkt des Lehr-Lerngeschehens. Im Rahmen der Konzeption eines Elternseminars zum Thema Medienkompetenz in der Familie bedeutet dies zweierlei. Zum einen ist es notwendig, die **Erfahrungen**, die die Eltern in ihren Familien bisher sammeln konnten, einerseits zum Ausgangspunkt der Überlegungen zu machen (Lukesch, 1996). Hierzu bieten sich Falldarstellungen oder Erfahrungsabfragen bzw. Gruppendiskussionen an. Wichtig ist es hierbei, die Erkenntnisse von Spezialthemen, wie z. B. das Computerspiel, auch auf andere Bereiche der Mediennutzung zu übertragen bzw. Unterschiede herauszuarbeiten. Ansonsten bleibt das erworbene Wissen zu stark auf einen Kontext bezogen und wird nur schwer übertragbar. Zum anderen müssen die Eltern die Erfahrungen ihrer Kinder auch **selbst machen**, um diese verstehen und mit ihnen diskutieren zu können. So sollten die Eltern z. B. in einem Seminar über Kinder und Computerspiele auch die Gelegenheit haben, selbst die aktuellsten Spiele zu spielen. Anschließend ist es sinnvoll, die dabei erworbenen Eindrücke zu sammeln und zu diskutieren.

Im Anschluss an diese Phase des Erfahrungsaustausches muss an diese Erfahrungen angeknüpft werden. So wäre es denkbar, einzelne Arbeitsgruppen zu bilden, die eines der angesprochenen Themen intensiver diskutieren und mögliche Lösungsansätze entwickeln. Daran anknüpfende Erläuterungen und Ergänzungen durch ExpertInnen können die Ergebnisse der Arbeitsgruppen bereichern. Zu beachten ist hierbei, dass die von den ExpertInnen angesprochenen Inhalte auch mit den erarbeiteten oder behandelten Problematiken in direktem Zusammenhang stehen. Ein abstrakter Vortrag über ein Randthema ist hier wenig hilfreich.

Nicht zu vernachlässigen ist es, den Eltern auch Möglichkeiten zu bieten, ihr Wissen nach dem Seminar zu vertiefen und sich weiterhin über diese Thematik austauschen zu können. Die Unterstützung der Entwicklung von **Eltern-Netzwerken** ist eine Maßnahme, um die Nachhaltigkeit des Seminars gewährleisten zu können. Neben Verweisen auf Informations- und Beratungsmöglichkeiten sollte für die am Seminar teilnehmenden Eltern ein Kontaktforum eingerichtet werden (präsent oder virtuell), im Rahmen dessen sich die Eltern über die angesprochenen Problematiken oder neue Fälle austauschen können, Informationen tauschen und alternative Freizeitgestaltungen planen können (Lukesch, 1996).

Dieser Vorschlag zur Gestaltung eines Elternseminars zur Medienkompetenz in der Familie ist nur eine erste Skizzierung möglicher Aktivitäten. Eine interessante und produktive Möglichkeit stellt z. B. Tilemann (1999) vor. Sie plädiert für Seminare mit Eltern und Kindern. Unter diesen Umständen bietet sich die Durchführung zusätzlicher methodischer Gestaltungselemente an, wie z. B. von Rollenspielen oder Jigsaw-Diskussionen.

Ausblick

Familie und Computer – dieses Thema wird Wissenschaft, Schulen und die Familien selbst wohl noch längere Zeit beschäftigen. Die Ängste vor eventuellen Gefahren durch diese Kombination sind vorhanden – und auch zum Teil berechtigt. Doch nützt es nichts, den Computer quasi präventiv aus der Familie zu verbannen. Zum einen finden die Kinder einen Weg, das begehrte Medium bei Freunden zu nutzen, zum anderen wird der Computer wohl unausweichlich zum zentralen Bestandteil unserer Kultur werden. Somit ist es unter

Umständen sogar verheerend, seinem Kind den Umgang mit dem Computer – selbst wenn er nicht vornehmlich zu Lern- und Informationszwecken genutzt wird – zu verbieten (Stone & Gajilan, 1997). Denn auch im Spiel lernt der Heranwachsende grundlegende Computerkenntnisse, er gewöhnt sich an das Medium und lernt damit adäquat umzugehen. Nötig ist für die moderne Familie in jedem Fall ein wachsames Auge auf die Spielgewohnheiten des Kindes, um Auffälligkeiten und Extreme frühzeitig erkennen und diesen entgegenwirken zu können. Zu diesem Zweck ist es notwendig, dass alle betroffenen Institutionen produktiv zusammenarbeiten. So müssen WissenschaftlerInnen sich dafür engagieren, Konzepte zur Umsetzung von Medienpädagogik bereitzustellen. LehrerInnen und ErzieherInnen müssen sich bereit erklären, sich in diesem Gebiet weiterzubilden und in Schulen oder Kindergärten solche Maßnahmen für Eltern und Kinder anzubieten. Schließlich müssten auch von staatlicher Seite her mehr Ressourcen bereitgestellt werden, damit Medienpädagogik nicht nur theoretisch reflektiert und diskutiert wird sondern auch praktisch umgesetzt werden kann (Deutscher Bundestag, 1998).

Literatur

- Baacke, D. (1999). Medienkompetenz. Theoretisch erschließend und praktisch folgenreich. *Medien & Erziehung*, 43, 1, 7-12.
- BAJ (1997). Beiträge, Stellungnahmen und Praxisberichte zur Medienpädagogik. Modelle, Dokumente, Analysen. Bonn: BAJ.
- Cornelißen, W. (1999). Soziale Erfahrungen und Selbsterfahrungen online. *Medien und Erziehung*, 6, 343-347.
- Csikszentmihalyi, M. (1999). Das Flow-Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile: Im Tun aufgehen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Decharms, R. (1976). *Enhancing motivation: Change in the classroom*. New York: Wiley.
- Deutscher Bundestag (1998). Deutschlands Weg in die Informationsgesellschaft (Schlussbericht der Enquete-Kommission Zukunft der Medien in Wirtschaft und Gesellschaft. Deutschlands Weg in die Informationsgesellschaft). Bonn: ZV.
- Dittler, U. & Mandl, H. (1994). Computerspiele aus pädagogisch-psychologischer Perspektive. In G. Hartwagner & F. Kötzer (Hrsg.), *Künstliche Spiele* (S. 50-78). München: Boer-Verlag.
- Drabman, R. & Thomas, M. H. (1974). Does media violence increase children's toleration of real-life aggression? *Developmental Psychology*, 10, 3, 418-421.
- Eron, L. D. & Huesmann, L. R. (1986). The role of television in the development of prosocial and antisocial behaviour. In D. Olweus, J. Block & M. Radke-Yarrow (Eds.), *Development of antisocial and prosocial behaviour* (S. 285-314). New York: Academic Press.
- Fehr, W. & Fritz, J. (1997). Zur Faszinationskraft von Netzwerkspielen am Beispiel von Warcraft 2 und Duke Nukem 3D. In Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur (Hrsg.), *Netzwärts – Multimedia und Internet. Neue Perspektiven für die Kultur. Bildungs- und Sozialarbeit mit Kindern und Jugendlichen?* (S. 76-81). Bielefeld: GMK.
- Feil, C. (2000). Kinder im Internet. Angebote, Nutzung und medienpädagogische Perspektiven. *Diskurs. Studien zu Kindheit, Jugend, Familie und Gesellschaft*, 1, 15-24.
- Fritz, J. (1997a). Edutainment – Neue Formen des Spielens und Lernens? In J. Fritz & W. Fehr (Hrsg.), *Handbuch Medien: Computerspiele. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 103-120). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Fritz, J. (1997b). Macht, Herrschaft und Kontrolle im Computerspiel. In J. Fritz & W. Fehr (Hrsg.), *Handbuch Medien: Computerspiele. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 183-196). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Fritz, J. (1997c). Langeweile, Streß und Flow. Gefühle beim Computerspiel. In J. Fritz & W. Fehr (Hrsg.), *Handbuch Medien: Computerspiele. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 207-215). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Fritz, J., Hönemann, H., Misesk-Schneider, K. & Ohnemüller, B. (1997). Vielspieler am Computer. In J. Fritz & W. Fehr (Hrsg.), *Handbuch Medien: Computerspiele. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 197-205). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

- Fromme, J. (1997a). Computerspielkulturen von Kindern zwischen Markt und Pädagogik. In Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur (Hrsg.), *Netzwärts – Multimedia und Internet. Neue Perspektiven für die Kultur. Bildungs- und Sozialarbeit mit Kindern und Jugendlichen?* (S. 20-27). Bielefeld: GMK.
- Fromme, J. (1997b). Pädagogische Reflexionen über die Computerspielkultur der Heranwachsenden. In J. Fritz & W. Fehr (Hrsg.), *Handbuch Medien: Computerspiele. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 299-308). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Fromme, J. & Gecius, M. (1997). Geschlechtsrollen in Video- und Computerspielen. In J. Fritz & W. Fehr (Hrsg.), *Handbuch Medien: Computerspiele. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 121-135). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Gretsch, U. & Lissner, B. (1995). *Elternratgeber Computer. Chancen und Gefahren für die kindliche Entwicklung*. Reinbek: Rowohlt.
- Hearold, S.L. (1979). *Meta-analysis of the effects of television on social behaviour*. University of Colorado: Doctoral dissertation.
- Holowaty, C. (1997). Verkaufshits & Megatrends: Kennzeichen erfolgreicher Computer- und Videospiele. In J. Fritz & W. Fehr (Hrsg.), *Handbuch Medien: Computerspiele. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 157-165). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Hurrelmann, B. (1999). Medien – Generationen – Familie. In I. Gogolin & D. Lenzen (Hrsg.), *Medien-Generation. Beiträge zum 16. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft* (S. 99-124). Opladen: Leske+Budrich.
- Krotz, F. (2000). Kids und neue Medien: Netz- oder Pixelgesellschaft? *Diskurs. Studien zu Kindheit, Jugend, Familie und Gesellschaft*, 1, 9-14.
- Kürten, C. & Mühl, A. (2000). Die Wirkung von Computerspielen auf Jugendliche im Alter von 11 bis 18 Jahren. Ein empirisches Modell der Einflußgrößen auf die Computerspieleauswahl. In A. Bühl (Hrsg.), *Cyberkids. Empirische Untersuchungen zur Wirkung von Bildschirmspielen* (Beiträge zur Computersoziologie, Band I, S. 71-162). Münster: LIT.
- Lerchenmüller-Hilse, H. & Hilse, J. (1997). Kinder und Computerspiele. In BAJ (Hrsg.), *Beiträge, Stellungnahmen und Praxisberichte zur Medienpädagogik* (S. 21-37). Bonn: BAJ.
- Leu, H. R. (1993). *Wie Kinder mit Computern umgehen. Studie zur Entzauberung einer neuen Technologie in der Familie*. München: Verlag dt. Jugendinstitute.
- Lukesch, H. (1996). *Medien und ihre Wirkungen. Eine Einführung aus der Sicht der Wissenschaft*. Donauwörth: Auer-Verlag.
- Mandl, H. & Reinmann-Rothmeier, G. (1997). Medienpädagogik und -kompetenz: Was bedeutet das in einer Wissensgesellschaft und welche Lernkultur brauchen wir dafür? In *Deutscher Bundestag (Hrsg.), Medienkompetenz im Informationszeitalter (Enquete-Kommission Zukunft der Medien in Wirtschaft und Gesellschaft. Deutschlands Weg in die Informationsgesellschaft)* (S. 77-97). Bonn: ZV.
- Mikos, L. (1999). Ein kompetenter Umgang mit Medien erfordert mehr als Medienkompetenz. *Medien & Erziehung*, 43, 1, 19-23.
- Müsgens, M. (2000). Die Wirkung von Bildschirmspielen auf Kinder im Alter von 6 bis 11 Jahren. Ein empirischer Feldversuch. In A. Bühl (Hrsg.), *Cyberkids. Empirische Untersuchungen zur Wirkung von Bildschirmspielen* (Beiträge zur Computersoziologie, Band I, S. 17-70). Münster: LIT.
- Oerter, R. (1994). Kind und Computer: Eine pädagogische Herausforderung. In N. Seibert & H. J. Serve (Hrsg.), *Bildung und Erziehung an der Schwelle zum dritten Jahrtausend* (S. 1284-1313). München: Plim-Verlag.
- Papert, S. (1996). *The connected family: Bridging the digital generation gap*. Atlanta: Longstreet Press.
- Paus-Haase, I., Hasebrink, U., Mattisch, U., Keunecke, S. & Krotz, F. (1999). *Talkshows im Alltag von Jugendlichen*. Opladen: Leske+Budrich.
- Reinmann-Rothmeier, G. & Mandl, H. (2001). Unterrichten und Lernumgebungen gestalten. In B. Weidenmann. & A. Krapp (Hrsg.), *Pädagogische Psychologie* (S. 603-647). Weinheim: Beltz.
- Schachtner, C. (2000). Sozialisationsprozesse durch neue Medien und Anforderungen an die Schule. In A. Bühl (Hrsg.), *Cyberkids. Empirische Untersuchungen zur Wirkung von Bildschirmspielen* (Beiträge zur Computersoziologie, Band I, S. 224-252). Münster: LIT.

- Scheuerl, H. (1979). Theorien des Spiels. Weinheim: Beltz.
- Schindler, F. (1999). Spielen und Reflektieren. Search & Play Plus – eine Datenbank für Computerspiele. Medien und Erziehung, 2, 85-88.
- Shimai, S., Masuta, K. & Kishimoto, Y. (1990). Influences of TV games on physical and psychological development of Japanese kindergarten children. Perceptual and Motor Skills, 70, 771-776.
- Steckel, R. & Trudewind, C. (1997). Aggression in Videospiele: Gibt es Auswirkungen auf die Spieler? In J. Fritz & W. Fehr (Hrsg.), Handbuch Medien: Computerspiele. Theorie, Forschung, Praxis (S. 217-227). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Stone, B. & Gajilan, A. T. (1997). Coping with the Internet. Newsweek (Extra: Computers and the family), Winter, 15-20.
- Tilemann, F. (1999). Förderung kindlicher Medienkompetenz durch medienpädagogische Elternarbeit. In F. Schell, E. Stolzenburg & H. Theunert (Hrsg.), Medienkompetenz. Grundlagen und pädagogisches Handeln (S. 106-121). München: KoPäd.
- Vollbrecht, R. (1999). Medienkompetenz als kommunikative Kompetenz. Rückbesinnung und Neufassung des Konzepts. Medien & Erziehung, 43, 1, 13-18.
- Wittpoth, J. (1999). Gute Medien, schlechte Medien? Ästhetische Einstellung, Milieu und Generation. In I. Gogolin & D. Lenzen (Hrsg.), Medien-Generation. Beiträge zum 16. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (S. 209-222). Opladen: Leske+Budrich.

Telearbeit und familiärer Alltag: Auswirkungen – Risiken – Chancen oder: Schneewittchens neuer vergifteter Apfel?

GERALD STEINHARDT

Einleitung

Die Abtrennung der Arbeit von den anderen Bereichen des Lebens – insbesondere der Freizeit und dem Familienleben – ist ein relativ junges Phänomen, dessen Entstehung zusammenfällt mit der Industrialisierung am Beginn des 19. Jahrhunderts und der damit einhergehenden Neubestimmung von Arbeit. Bis dahin waren die Bereiche des beruflichen und privaten Lebens nicht voneinander geschieden. Gerade an der Telearbeit, deren effiziente Realisierung seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts prinzipiell möglich wurde, zeigt sich, dass diese bislang getrennten Bereiche gegenwärtig jedoch – zumindest partiell – wieder ein Stück weit zusammenrücken. In diesem Beitrag wird der Frage nachgegangen, wie sich das Verhältnis dieser Bereiche im Gefolge der verstärkten Nutzung von Telearbeit verschiebt und welche Konsequenzen aus dieser neuen Arbeitsform für den familiären Alltag erwachsen¹.

Generell wird unter Telearbeit eine flexible Form der Arbeit verstanden, die dadurch charakterisiert ist, dass sie unter Nutzung von Computertechnologie und Telekommunikations-Infrastruktur von Standorten aus erfolgt, die außerhalb des traditionellen Firmenbüros angesiedelt sind. Für eine angemessene Analyse und Einschätzung von Telearbeit ist es allerdings notwendig, zumindest die folgenden Realisierungsformen zu unterscheiden:

- Tagesrand-Telearbeit zu Tagesrandzeiten und am Wochenende – ergänzend zur Arbeit im Unternehmen;
- Tele-Heimarbeit vom dezentralen Arbeitsplatz (daheim) aus;
- mobile Telearbeit an wechselnden Arbeitsorten mit dem Zuhause als primärem Stützpunkt (z. B. abwechselnd Arbeit bei Kunden und zu Hause);
- alternierende Telearbeit als Kombination von Arbeit im Betrieb und daheim;
- Telearbeit von dezentralen Büroeinheiten aus, sei es von Satellitenbüros (dezentralen Arbeitsorten, die zu einem Unternehmen gehören) aus oder von Telehäusern aus, die auch als Tele-Cottages oder Nachbarschaftsbüros bezeichnet werden.

Die Diskussion um Telearbeit setzte in den 70er Jahren ein und erreichte einen ersten Höhepunkt in den 80er Jahren. Nicht zuletzt wegen der Diskrepanz zwischen der damals prognostizierten schnellen und umfassenden Verbreitung dieser neuen Arbeitsformen und der weit hinter diesen Prognosen herinkenden tatsächlichen Realisierung ebte die Diskussion in der Folge ab. Seit Beginn der 90er Jahre kam es im Gefolge geänderter Rahmenbedingungen und Voraussetzungen zu einer erneuten verstärkten Auseinandersetzung mit Telearbeit und zu forcierten Anstrengungen ihrer breiten Realisierung.

¹ Empirische Grundlage der nachfolgenden Ausführungen sind Untersuchungen zur Integration von Telearbeit in den familiären Alltag, die unsere Arbeitsgruppe im Rahmen von Pilotphasen und der regulären Einführung von Telearbeit in Betrieben durchführte. Die empirischen Daten wurden vorwiegend mittels qualitativer Forschungsinstrumente gewonnen und interpretiert (offene Interviews mit TelearbeiterInnen und z. T. mit Angehörigen).

Inwieweit sich Telearbeit allerdings tatsächlich durchgesetzt hat, ist schwer abzuschätzen. Denn empirische Evidenzen liegen vielfach in Form von Fallstudien zur Telearbeit in einzelnen Betrieben oder Regionen vor (z. B. Glaser & Glaser 1995, Hergge et al. 1996, Perin 1996, Huws 1996); quantitative Daten hingegen stellen oft nur Abschätzungen der gegenwärtig oder zukünftig zu erwartenden Zahl von Telearbeitsplätzen dar. Die Zahlen sind außerdem häufig nicht unmittelbar vergleichbar, da ihnen unterschiedlich weite Definitionen von Telearbeit zugrunde liegen und ihre Erhebung zudem oft nicht in einheitlicher Weise erfolgt. Für Österreich beispielsweise wies der Status-Report Telearbeit 1999 der Europäischen Kommission auf Basis einer relativ groben Abschätzung 67.000 Telearbeiter aus (Europäische Kommission 1999). Österreich liegt mit einem Telearbeitsanteil von etwa 2% der Erwerbstätigen damit eher im unteren Bereich der europäischen Länder. So wird beispielsweise der Anteil der TelearbeiterInnen in Deutschland – allerdings unter Einschluss der Selbständigen – mit 4,4% der Erwerbstätigen angegeben (Europäische Kommission 1999).

Verfolgt man die Telearbeitsdebatte seit Beginn der 80er Jahre, so zeigt sich, dass Rationalisierungs- und Kostensenkungsüberlegungen Anstoß und Antrieb für die Einführung dieser neuen Arbeitsformen waren². Diese Unternehmenswirklichkeit und die korrespondierenden Managementstrategien spiegeln sich jedoch im öffentlichen Diskurs um die Telearbeit kaum wider: Weitgehend losgelöst von der faktischen Unternehmensrealität werden Verheißungen vom „besseren Leben“ durch Telearbeit in verschiedenen Facetten in Szene gesetzt. Beispielhaft dafür steht die folgende Aussage des damaligen deutschen Wissenschafts-, Forschungs- und Technologieministers Jürgen Rüttgers aus dem Jahr 1998: „Telearbeit bietet Chancen zur Flexibilisierung der Arbeitswelt, zur Erhöhung der Zeitsouveränität von Arbeitnehmern, zur Entlastung der Umwelt durch weniger Verkehr und zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Wir haben in Deutschland schon jetzt über 1,9 Millionen alleinerziehende Mütter und Väter. Es liegt auf der Hand, dass Telearbeit gerade für diese Menschen ein wichtiger Beitrag zur Alltagsbewältigung ist“ (Rüttgers 1998).

In diesem Statement spiegelt sich die ungebrochene Hoffnung, über die Einführung und Verwendung neuer Technologien und Arbeitsformen wichtige gesellschaftliche Probleme einer Lösung zuführen und die Vision eines „besseren Lebens“ realisieren zu können. Kurzschlüssig wird dabei von der Technologie und ihren Potentialitäten auf ihren Einsatz im Alltag und daraus resultierende Konsequenzen geschlossen.

Wie in dieser Aussage des ehemaligen Wissenschaftsministers wird in der allgemeinen Diskussion um die Folgen, welche eine partielle Abwicklung der Berufsarbeit im häuslichen Bereich für den Lebensalltag mit sich bringt, immer wieder auf die positiven Aspekte einer Aufhebung der Trennung von Beruf und Privatleben hingewiesen. Besonders hervorgehoben wird dabei regelmäßig die bessere Vereinbarkeit von beruflichen und familiären Verpflichtungen wie auch die verstärkte Teilhabe am Leben der Kinder.

Typisch dafür sind die Berichte und Darstellungen von Schreibtischen in Wohnzimmern, auf denen neben dem Computer die Kaffeetasse und Teddybär oder Puppe plaziert sind, während vor dem Schreibtisch ein Kleinkind friedlich spielt. Zu beachten ist allerdings, dass Männern und Frauen Unterschiedliches verheißt wird: Männern, für die nach wie vor häufig die Arbeit Priorität vor anderen Lebensaspekten genießt und die daher wenig Zeit für die Familie haben, wird in Aussicht gestellt, dass sie ihr Arbeitspensum weiterhin beibehalten und trotzdem Anteil am Familienleben nehmen können. Frauen, die – im Gegensatz zu den Männern – von vornherein einer Dreifachbelastung durch Arbeit, Haushalt und Kinderbetreuung ausgesetzt sind, wird verheißt, dass sie mit dieser Dreifachbelastung durch Telearbeit besser als bisher zurechtkommen können.

Telearbeit beinhaltet so das Versprechen eines neuen Ausbalancierens von Arbeit und Leben. Das anstrengende Arbeitsleben soll über die räumlich und zeitlich unabhängige Arbeit mit den familiären und Freizeitbedürfnissen versöhnt und kompatibel gemacht werden. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass familienorientierte Überlegungen auch für die Telearbeitenden selbst häufig ein zentrales Motiv für ihre Entscheidung zum Einstieg in die Telearbeit darstellen. Basis der auf die Telearbeit gerichteten Hoffnungen

² Skandinavien allerdings war eine Ausnahme: dort stand die Möglichkeit im Vordergrund, über Telehäuser Arbeitsplätze in den dünnbesiedelten Gebieten des Nordens zu schaffen und auf diese Weise die Abwanderung der Bevölkerung zu stoppen (zu Telehäusern vgl. Aichholzer & Kirschner 1999).

ist dabei meist die Erwartung eines Zugewinns an „Flexibilität“ in der Gestaltung des eigenen Lebens durch diese neue Form der Arbeitsorganisation. Die auf diesem Weg gewonnenen Freiräume könnten dann – so die Annahme – aktiv genützt werden, um stärker am familiären Leben zu partizipieren oder die Kompatibilität von beruflichen und familiären Anforderungen zu verbessern. Die hochgesteckten Erwartungen hinsichtlich Integration von Arbeitstätigkeit und familiärem Leben spiegeln sich etwa in der Vorstellung wider, am Vormittag, am späteren Abend und in der Nacht ungestört zu Hause arbeiten zu können, und dafür den Nachmittag mit der Familie (der Frau und den Kindern) zu verbringen; oder in der Hoffnung, während zweier mit den Kindern am Spielplatz verbrachter Stunden berufliche Telefonate abwickeln zu können.

Werden diesen positiven Verheißungen und Erwartungen die tatsächlichen Erfahrungen mit Telearbeit gegenübergestellt, so zeigt sich, dass ihre Konsequenzen zumindest zweischneidig sind: Im Gefolge der Telearbeit kommt es durchaus zu Entwicklungen, die geeignet sind, die vordergründigen Vorteile ins Gegenteil zu verkehren. Telearbeit gleicht hier ein wenig Schneewittchens Apfel³: Unter der verheißungsvoll glänzenden Oberfläche lauern Risiken, die fürs erste nicht sichtbar, dafür aber umso folgenreicher sind. Das soll im folgenden näher erläutert werden:

„Benachteiligte“ und „privilegierte“ TelearbeiterInnen

Im Diskurs über Telearbeit wird oft implizit davon ausgegangen, dass die Erfahrungen aller Telearbeitenden recht ähnlich seien.. Das entspricht jedoch insofern nicht der Realität, als in Abhängigkeit von der Gestaltung der jeweiligen Arbeitssituation zumindest zwei große Gruppen von Telearbeitern unterschieden werden müssen, die ich als „benachteiligte“ und „privilegierte“ Telearbeiter bezeichnen möchte:

Die Gruppe der „benachteiligten TelearbeiterInnen“ umfasst den Bereich einfacher Tätigkeiten. Bei ihnen ist die Gefahr groß, dass beträchtlicher Arbeitsdruck von außen die scheinbar gewonnene Flexibilität wieder einschränkt. Es handelt sich bei dieser Form der Telearbeit oft um Routinetätigkeiten, die sich z. T. durch unregelmäßige Arbeitszeit mit wenig eigenen Gestaltungsmöglichkeiten auszeichnen. Solche Arbeitssituationen sind beispielsweise gekennzeichnet durch kurzfristig hohen Arbeitsanfall und kurzfristige Fertigstellungstermine. Das betrifft vor allem Frauen, welche auf diese Weise Erwerbsarbeit mit Kinderbetreuung kombinieren. Die Risiken, denen sie ausgesetzt sind, erweisen sich als beträchtlich: Sie haben relativ unsichere Jobs, kaum Karrierechancen, sind von Dequalifizierung und – wenn sie ausschließlich zu Hause arbeiten – von sozialer Isolation bedroht (vgl. dazu z. B. Goldmann & Richter 1987 und 1991, Moon & Stanworth 1997). Es handelt sich um Arbeitssituationen, die der klassischen Heimarbeit durchaus ähneln. Der Arbeitsdruck und die Belastungen sind insbesondere dann hoch, wenn zeitlich wenig disponible Kinderbetreuungs- und Familienzeiten mit hohen und damit zeitintensiven externen Arbeitsanforderungen kollidieren.

Die Gruppe der „privilegierten TelearbeiterInnen“ dagegen übt qualifizierte Tätigkeiten aus, oft im qualifizierten Angestelltenbereich. Ihre Jobs sind in der Regel gut bezahlt und zeichnen sich durch ein hohes Maß an Verantwortlichkeit, durch eine relative Autonomie in der Arbeitsgestaltung und durch eine vergleichsweise hohe Flexibilität in der Arbeitseinteilung aus. Die folgenden Befunde beziehen sich vorwiegend auf diese Gruppe von Telearbeitern.

Verschwimmende Grenzen und der „Sog der Arbeit“

Was das Verhältnis von Arbeit auf der einen und Privatleben und Freizeit auf der anderen Seite betrifft, haben viele TelearbeiterInnen Schwierigkeiten, diese beiden Bereiche voneinander abzugrenzen⁴: sie fließen

³ Diese Metapher geht zurück auf Angelo Soares.

⁴ Vgl. z. B. Hill et al. 1996.

zunehmend ineinander. Die Indizien dafür sind vielfältig: so wird etwa von den Telearbeitern in relativ starkem Ausmaß auch am Abend, in der Nacht, am Wochenende und im Urlaub – also Zeiten, die traditionell in weiten Bereichen als Freizeit definiert wurden und nicht von vornherein oder ohne außergewöhnliche Notwendigkeit der Arbeit gewidmet waren – gearbeitet.

Zitat: „Das mit mehr Freizeit stimmt überhaupt nicht. Weil ganz einfach Freizeit und Arbeit total überfließend ist, man eigentlich überhaupt nicht mehr unterscheiden kann. Das kann man positiv und negativ sehen. ... Es ist schwierig zu sagen, was überwiegt. Es ist so, dass man ganz einfach irrsinnig viel oder oft auch am Wochenende arbeitet, am Abend, in der Nacht und, ja eben diese totale Vermischung. Im Endeffekt ist aber weniger Freizeit.“⁵

Zwei Tendenzen sind deutlich erkennbar: Zum einen wandert Arbeit immer mehr in die herkömmlich als „Freizeit“ definierten Lebensbereiche hinein; zum anderen ist eine Verlagerung der Arbeit zu diesen Zeiten weg von der Firma in den häuslichen Bereich festzustellen.

Basis dieser Vermischung bislang getrennter Sphären ist die mit Telearbeit verbundene partielle Unabhängigkeit von einem zentralen Arbeitsort, die durch die Möglichkeit der telekommunikativen Anbindung an die Firma und zu anderen relevanten Arbeitspartnern ermöglicht wird. (Partiell ist die Unabhängigkeit deshalb, weil sie faktisch durch bestimmte – je nach Arbeitsfeld unterschiedlich ausgeprägte – betriebliche Kooperationsanforderungen eingeschränkt ist.) Einerseits ist der Telearbeiter dadurch potentiell immer erreichbar, andererseits hat er auch allzeit Zugriff zu seinen Arbeitsmitteln und Informationen, die er für die Arbeit benötigt.

Allein die Tatsache, dass durch die Telearbeit auf Grund der telekommunikativen Anbindung an die Firma ein von räumlichen und zeitlichen Einschränkungen weitgehend unabhängiger Zugang zu Arbeitsmitteln, zu Informationen, die für die Arbeit benötigt werden, und zur E-Mail-Kommunikation ermöglicht wird, hat einen faktischen Aufforderungscharakter und stellt eine reale Versuchung dar, der sich viele nur schwer entziehen können. Es werden also Zeiten und Orte an betriebliche Notwendigkeiten angeschlossen, die es davor nicht waren.

Gerade der E-Mail kommt in diesem Zusammenhang eine große Bedeutung zu:

Zitat: „Und es ist auch eines. Ich meine, diese E-Mail ist natürlich ganz gut, aber es ist manchmal, es zieht einen an wie ein Magnet. Wenn Sie den PC im Office haben, und Sie sind einmal zu Hause, dann sagen Sie halt, na gut, ich warte auf eine Antwort, aber die ist bis 17.30 Uhr nicht gekommen, morgen um 8 schaue ich wieder rein. Zu Hause ist es ja doch so, dass einen irgendwann dann der Hafer sticht und so. Na, vielleicht hat er sich doch noch gerührt. Und jetzt schaut halt rein. Manchmal wird es dann auch beantwortet. Das heißt, es ist auch manchmal so, dass Sie wirklich am Abend eineinhalb Stunden weg sind mit was.“

Es kommt somit eine Dynamik in Gang, die ich als „Sog der Arbeit“ bezeichnet habe. Dieses eng mit der Telearbeit verknüpfte Phänomen geht mit einer Erhöhung des Arbeitsdrucks einher⁶.

Verstärkend wirkt bei der Entstehung dieses „Sogs der Arbeit“ der sich gegenwärtig vollziehende gesellschaftlich-kulturelle Wandel der Konzeption von Arbeit. Das traditionelle Normalarbeitsverhältnis, dessen Grundlage in der Regel ein an klaren Arbeitszeiten orientierter unbefristeter Arbeitsvertrag war, wird – auch außerhalb der Sphäre der Telearbeit – zunehmend abgelöst durch neue „flexible“ Arbeitsformen auf Basis zeitlich befristeter Vereinbarungen, die sich an Zielvorgaben oder Zielvereinbarungen orientieren⁷. Der

⁵ Die meisten Zitate von TelearbeiterInnen sind der noch unveröffentlichten Studie „Flexible Arbeit: Telearbeit und Desk-Sharing“ (Autoren: G. Steinhardt, A. Birbaumer, S. Ehrenberger) entnommen; die Befragten praktizierten alternierende Telearbeit.

⁶ Hergge et al. 1996.

⁷ Vgl. dazu z. B. Greenbaum 1995, Schmid 2001.

Arbeitnehmer verpflichtet sich nicht mehr dazu, eine bestimmte Zeit pro Woche für die Firma tätig zu sein, sondern ist verantwortlich für die Abwicklung spezifischer, zeitlich begrenzter Projekte oder Aufträge. Die erfolgreiche Abwicklung des Projekts, die Zufriedenheit des Kunden oder das Erreichen des vereinbarten Ziels wird zum Maßstab für die eigene Leistung ebenso wie zum Kriterium für Gehaltseinstufungen und weitere Karriereschritte. Damit wird die optimale Durchführung des Projekts etc. zum vorrangigen Ziel und persönlichen Anliegen des einzelnen Arbeitnehmers, das er/sie unabhängig von Tages- und Wochen-Normalarbeitszeiten anpeilt. Auf diese Weise wird der Arbeitsdruck nach innen genommen; eine Intensivierung der Arbeit ist die Folge. Dieser Veränderung entspricht auch der Übergang vom Management über enge Kontrolle und Überwachung zum sogenannten „Management by objectives“ – ein Wandel, der auch die Frage nach der Kontrolle von Telearbeitern im qualifizierten Tätigkeitsbereich obsolet macht: Wo die zeitgerechte und erfolgreiche Projektabwicklung oder Zielerreichung zum Leistungskriterium und eben deshalb – weil er/sie daran gemessen wird – zum persönlichen Anliegen des Arbeitnehmers wird, da erübrigt sich eine direkte Kontrolle der Arbeitszeit.

Charakteristisch für den zu beobachtenden „Sog der Arbeit“ ist auch eine für viele Telearbeiter typische Praxis: das sogenannte „Vorarbeiten“, sei es im Urlaub oder am Wochenende. Um den Arbeitsstart nach dem Urlaub oder am Beginn der Woche abzufangen, wird bereits am Ende des Urlaubs oder des Wochenendes mit der Sichtung der anfallenden Aktivitäten und teilweise mit der Aufarbeitung begonnen.

Auf den zweiten wichtigen Aspekt, der die Vermischung von Arbeit und Nicht-Arbeit vorantreibt, wurde bereits hingewiesen: die prinzipielle Erreichbarkeit für Kollegen und Kunden. Wie viele der hier beschriebenen Phänomene ist das nichts Telearbeits-Spezifisches, sondern trifft zunehmend auch viele andere Arbeitnehmer im qualifizierten Angestelltenbereich. Diese soziale Praxis der permanenten Erreichbarkeit wurde sicher durch die Mobiltelefon-Technologie und deren zunehmenden Einsatz verstärkt. Denn anders als die asynchrone E-Mail-Kommunikation erfordert die an sich synchrone Telefonkommunikation ein striktes Telefonmanagement, wenn die Unterbrechungen privater Aktivitäten durch berufliche Anfragen eingegrenzt werden sollen. Zu betonen ist allerdings, dass das unmittelbare Eindringen beruflicher Anforderungen in den häuslichen Bereich unterschiedlich ist je nach Tätigkeitsfeld und damit verbundenen Kooperationsanforderungen. Gerade TelearbeiterInnen, die über eine im Unternehmen eher singuläre Expertise verfügen, auf die andere relativ häufig zugreifen müssen, sind am stärksten von häufigen Telefonanfragen betroffen:

Die Vermengung der Sphären wird auch deutlich, wenn berichtet wird, dass Alltagsaktivitäten, die üblicherweise klar dem familiären oder dem Freizeitbereich zuzuordnen sind, auf einmal aus diesem herausgelöst und für die Arbeit nutzbar gemacht werden – etwa das Frühstück:

Zitat: „Es gibt ja viele solche Dinge, die mache ich halt beim Frühstück dann mit. Statt mit der Familie zu reden, schreibe ich halt ein Mail während dem Frühstück.“

Gleichzeitig zeigt sich, dass nicht ein gleichwertiges Wechselspiel von Arbeits- und Freizeitaktivitäten vorherrscht, sondern dass in der zu beobachtenden Vermischung beruflicher und privater Lebensaspekte häufig eine klare Priorität auf Seiten der Arbeit zu beobachten ist. Statt eines Ineinanderfließens der beiden Bereiche wäre so zutreffender eine zunehmende Kolonialisierung der alltäglichen Lebenswelt durch die Arbeit und ihre unmittelbaren Anforderungen zu konstatieren.

Die beschriebene Vermengung von Arbeitszeiten und Nicht-Arbeitszeiten erschwert es TelearbeiterInnen, von der Arbeit inneren Abstand zu gewinnen und abzuschalten: Das, was als „Flexibilitätsgewinn“ positiv konnotiert wird, erweist sich so für die Telearbeiter durchaus als janusköpfige Errungenschaft: Bisher der Nicht-Arbeit, d. h. den häuslichen, familiären und Freizeitaktivitäten zugehörige Zeiten und Orte werden immer mehr für Arbeit verfügbar.

Zitat: „Die Nachteile sind, dass es eben keine wirkliche Trennung gibt und dass man sehr schwer abschalten kann. ... und dann geht das irgendwie so ein bisschen weiter, dass sich das eigentlich, auch wenn man im Urlaub daheim ist, dort auch hinzieht.“

Diese Veränderungen bleiben für viele TelearbeiterInnen, die mit PartnerIn und/oder Kindern zusammen leben, nicht ohne Konsequenzen für das Privatleben. Denn immer dann, wenn Arbeitstätigkeiten und private Aktivitäten in eine direkte Konkurrenz geraten, wird ein latentes Konfliktfeld aufgespannt, das immer wieder zu manifesten Konflikten führen kann.

Unserer Untersuchungen legen nahe, dass Konflikte über Zeit oder Ort der häuslichen Arbeit mit den Familienmitgliedern nur selten offen ausgetragen werden. Häufiger „arrangiert“ man sich, was in vielen Fällen bedeutet, dass sich die Vorstellungen des telearbeitenden Partners durchsetzen und die Angehörigen das zugunsten einer optimierten Arbeitssituation des/r Telearbeiters/in hinnimmt.

Ein Beispiel für ein solches „Arrangement“ gibt ein Telearbeiter, dessen Heimarbeitsplatz sich im Esszimmer der gemeinsamen Wohnung befindet:

Zitat: „Ich habe mich da auch arrangiert. Ich habe mir ein großes fahrbares Wagerl gemacht, wo alle die sperrigen Dinge drinnen sind, einschließlich dem kleinen Printer, und das wird halt am Abend dann ins Gästezimmer gerollt, wenn niemand da ist und am Morgen wieder hergeschleppt. Damit haben wir uns da auch arrangiert.“

Abgrenzung und Durchlässigkeit: Zur Gestaltung von Telearbeitstagen

Auffällig ist, dass die durch die neuen Arbeitsformen grundsätzlich sich eröffnenden Optionen in der Gestaltung des Alltags in der Regel kaum wahrgenommen werden können. Denn die Beteiligung am organisatorischen Aufwand der Familie und an familiären Freizeitaktivitäten wird nach wie vor in der Regel auf das Wochenende und in den Urlaub verschoben. Zumindest während der Arbeitswoche steht das Motiv, die Zeit effizient für die berufliche Arbeit zu nutzen, im Vordergrund. Um dieses abzusichern, lässt sich eher eine Abschottung des Arbeitskontexts von häuslich-familiären Anforderungen und Aktivitäten als ein Einlassen darauf feststellen.

Vor allem Männer koppeln sich bei der Arbeit zu Hause relativ strikt vom familiären Kommunikationszusammenhang ab. Für sie hat die Arbeit klare Priorität gegenüber häuslich-familiären Anforderungen. Sind Störungen der eigenen Arbeit unvermeidlich, so wird danach getrachtet, diese so kurz wie möglich zu halten und umgehend zur Arbeit zurückzukehren. Daher werden die Telearbeitstage in starkem Maße ausschließlich von der Logik und den Anforderungen der Arbeit her gestaltet und strukturiert. Weil der Arbeitsdruck hoch ist und sie sich dem kaum entziehen können, gelingt es ihnen nur in geringem Ausmaß, die Arbeit durch nicht-arbeitsbezogene Aktivitäten und Anforderungen zu unterbrechen. Jene Männer, die Telearbeit gezielt dafür einsetzen, untertags beispielsweise Aktivitäten mit den Kindern zu unternehmen, sind in unseren Erhebungen eine Ausnahme.

Leichter gelingt Frauen die Integration nicht-arbeitsbezogener Aspekte in den Arbeitsalltag, der auf diese Weise aufgelockert wird und sich ein Stück weit den Anforderungen des nichtberuflichen Alltags unterwirft. Das trifft nicht nur für den Umgang mit Kindern sondern auch für andere häusliche Aktivitäten zu.

Augenscheinlich zeigt sich hier eine Kompetenz der Frauen, die sie sich in ihrer bisherigen Sozialisation auf Grund der an sie gestellten Anforderungen in unserer Gesellschaft im Sinne eines spezifischen Vermögens angeeignet haben, nämlich verschiedene Aktivitäten parallel durchführen zu können oder relativ schnell zwischen verschiedenen Aktivitäten hin- und herzuwechseln. Männer besitzen diese Kompetenz nicht in diesem Ausmaß. Außerdem gelingt ihnen auch besser, nicht-arbeitsbezogene Anforderungen an sich auszublenden und zu ignorieren.

Diejenigen TelearbeiterInnen, welche von einer problemlosen Abgrenzung der beiden Bereiche – Arbeit auf der einen Seite; Familie, Freizeit und Privates auf der anderen Seite – berichten, sind eine kleine Minderheit. Voraussetzung dafür ist eine hohe Selbstdisziplin, verbunden mit einer starken Strukturierung und Planung der Aktivitäten. Das ist recht aufwendig und erschwert die Realisierung spontaner, nicht vorgeplanter privater Tätigkeiten und Freizeitaktivitäten. Gleichzeitig aber wird nach den uns vorliegenden Befunden dadurch gesichert, dass die TelearbeiterInnen sowohl der Arbeit und ihren Erfordernissen genügen

können und dass auch die Freizeit- und familiären Aktivitäten zu ihrem Recht kommen. Auf diese Weise wird gewährleistet, dass die Arbeit nicht den gesamten Lebenszusammenhang zu dominieren beginnt. Der Preis dafür ist allerdings eine starke Strukturierung des Alltags, ein hoher Planungsaufwand und – was mit der notwendigen Selbstdisziplin korrespondiert – ein partieller Verzicht auf spontane, ungeplante Aktivitäten.

Kinder und Telearbeit

Für kleinere Kinder ist es anfangs oft nicht leicht, mit dem ungewohnten Paradoxon umzugehen, dass ein Elternteil zwar zu Hause, aber nicht verfügbar ist. TelearbeiterInnen – vor allem aber Männer – erleben diese Situation dann oft als gravierende Störung der eigenen Arbeit. Die doppelte Anforderung – einerseits der eigene Anspruch, die Arbeit voranzutreiben, andererseits der Anspruch der Kinder, mit dem zu Hause arbeitenden Elternteil etwas zu unternehmen – erhöht den Druck auf die TelearbeiterInnen und führt zuweilen auch zu Konflikten innerhalb der Familie:

Zitat: „Wenn ich da herinnen sitze und sie [die Kinder] ... neben mir sitzen wollen und was zeichnen wollen, entweder explodierte ich dann, weil ich nicht anders kann, oder ich höre auf.“

Besonders dann, wenn kein gesonderter Arbeitsraum zur Verfügung steht, besteht das Risiko, dass durch die Telearbeit eines Elternteils der häusliche Aktionsradius der Kinder eingeschränkt wird:

Zitat: „Das heißt, die Kinder haben das dann auch akzeptieren gelernt, dass jetzt das Wohnzimmer mal für zwei Stunden tabu ist, und sie gehen in den Garten oder sie spielen eben im Zimmer drüben.“ (Ehefrau)

Die Lösung besteht dann häufig darin, nur zu jenen Zeiten zu Hause zu arbeiten, an denen mit hoher Wahrscheinlichkeit Störungen ausgeschlossen sind – etwa wenn man allein zu Hause ist. Eine Alternative dazu ist es, Arbeiten, die hohe Konzentration verlangen, im Firmenbüro abzuwickeln:

Von Frauen werden allerdings zum Teil auch positive Erfahrungen zur Telearbeit berichtet, wenn Kinder im Haushalt leben. Gerade bei kleineren Kindern ist allerdings Voraussetzung, dass die Kinder während der eigenen Arbeitszeit entweder außer Haus betreut werden oder – wenn sie sich in der gleichen Wohnung aufhalten – ein eigener Arbeitsbereich in der Wohnung zur Verfügung steht und die Kinder von einer dritten Person betreut werden, um das Risiko einer permanenten objektiven Überlastung und Selbst-Überforderung durch die Parallelität von Kinderbetreuung und Telearbeit zu vermeiden. Als Instrument, Beruf und Betreuung kleinerer Kinder unter Verzicht auf zusätzliche Betreuungspersonen oder -einrichtungen zu vereinbaren, ist Telearbeit nach unseren Befunden nicht geeignet. Allenfalls bietet sie sich an als kurzfristige Überbrückung bei äußerst reduziertem Stundenmaß, um den Kontakt zum Berufsfeld nicht völlig zu verlieren.

Wenn die Kinder älter sind, lernen sie schnell, mit der Telearbeitssituation eines Elternteils zurechtzukommen und abzuschätzen, wie der soziale Kontakt und die Kommunikation gestaltet werden muss, um einerseits die Arbeit des Elternteils nicht über Gebühr zu stören und andererseits die raumzeitliche Nähe für eine Intensivierung und qualitative Verbesserung des Kontakts zueinander zu nutzen. Besonders in Zeiten erhöhten Arbeitsdrucks stellen Kinder im Haushalt allerdings für viele Telearbeiter eine potentielle und wenig kalkulierbare Quelle für „Störungen“ der Arbeit dar.

Vor allem Frauen schotten sich während der Telearbeit weniger von den Kindern ab als die Männer. Sie können der Möglichkeit, die Arbeit auch einmal kurz zu unterbrechen, wenn es für die Kinder notwendig ist, bei aller Schwierigkeit, die dieses Einbrechen nicht-beruflicher Anforderungen in die Arbeitstätigkeit für die eigene Konzentration mit sich bringt, viel Positives abgewinnen:

Während Frauen sich tendenziell dauernd neben der Arbeit auch für familiäre Belange verantwortlich fühlen, betonen Männer die Möglichkeit, gelegentlich – oder wenn es gerade dringend notwendig ist – für

familiäre Belange zur Verfügung zu stehen. Mirchandani (1997) kommt zu ähnlichen Ergebnissen und konstatiert: „Women ... stress that with telework they can be routinely available to their families, while men stress that they can be occasionally available.“

Telearbeit kann demnach nicht von vornherein als Instrument angesehen werden, mit dessen Hilfe die traditionellen Geschlechterrollen aufgebrochen werden können. Im Gegenteil: Wenn diese nicht schon vorgängig und unabhängig von der Telearbeit verändert wurden, besteht die Gefahr, dass sie durch Telearbeit noch zusätzlich verfestigt werden. Dies betrifft sowohl die Verantwortlichkeit für die Kinder als auch Haushaltsbelange.

Risiko soziale Isolation

Ein spezieller Problembereich in Zusammenhang mit Telearbeit ist die Verschiebung und Neustrukturierung des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatsphäre. Telearbeit stellt zumindest in ihrer Ausprägung als Teleheimarbeit einen Rückzug der Arbeitstätigkeit in den Privatraum dar, ohne dass andere Formen qualifizierter Öffentlichkeit etabliert würden, und ist somit Teil eines Prozesses, den wir als „Entöffentlichung“ bezeichnen haben⁸. Damit verliert Arbeit wichtige sozialpsychologische Funktionen, die ihr in der Industriegesellschaft zukommen. Denn nicht-entfremdete Arbeit hat zum einen eine starke kommunikative Funktion und zum anderen vermittelt sie die konkret-sinnliche Anbindung der Subjekte an die Gesellschaft und wirkt so mit an der Ausbildung von Selbstwert und Selbstgefühl. Diese Funktionen werden bei der Arbeit im häuslichen Bereich eingeschränkt.

Für die TelearbeiterInnen selbst stellt sich diese Situation als Risiko einer zweifachen Isolation dar: Einerseits sind die TelearbeiterInnen durch die Verlagerung der Arbeitstätigkeit aus dem gemeinsamen raumzeitlichen Kontext der Firma in den traditionell dem Privaten vorbehaltenen häuslichen Bereich bei gleichzeitiger unzureichender technischer Kommunikations- und Kooperationsinfrastruktur von den kommunikativen Aspekten der Arbeit wie auch von der Öffentlichkeit der Firma ausgeschlossen. Andererseits bewirkt die – besonders von Männern – häufig praktizierte Abschottung der Arbeit daheim von „störenden“ Einflüssen eine Isolation vom familiären Geschehen. Als Konsequenz ist bei Teleheimarbeitern ein Phänomen zu beobachten, das wir als „Hausarrest-Syndrom“ beschrieben haben⁹. Sie arbeiten konzentriert, schützen sich vor potentiell „störenden“ Einflüssen aus dem familiären Umfeld und verlieren allein mit sich und ihrer Arbeit das Zeitgefühl. Am Abend macht sich dann ein Gefühl tiefer Frustration bemerkbar, weil ihnen bewusst wird, dass sie den ganzen Tag über abgeschnitten waren vom üblichen sozialen Leben.

Um die Gefahren einer sozialen Isolation zu vermeiden oder zu minimieren, ist alternierende Telearbeit (abwechselnd zu Hause und in der Firma) oder die Arbeit von Telehäusern aus der Teleheimarbeit entschieden vorzuziehen.

Chancen der Telearbeit

Als Chancen und Vorteile der Telearbeit für den familiären Alltag – die zum Teil aber noch zu wenig genutzt werden – erweisen sich vor allem drei Aspekte:

a) **Die Möglichkeit der Synchronisation der Arbeitszeiten mit dem häuslichen und familiären Rhythmus:** Viele Nicht-Singles genießen es, nicht mehr bis spät abends in der Firma bleiben zu müssen, um ihr Tagespensum zu erledigen, sondern bereits am späten Nachmittag oder frühen Abend nach Hause zu kommen. Die Zeit, die früher mit Arbeit in der Firma verbracht wurde, holen sie nach gemeinsamen familiären Aktivitäten zu Hause am späteren Abend oder in der Nacht nach. Vor allem für MitarbeiterInnen mit

⁸ Kompast & Steinhardt 1997.

⁹ Kompast & Steinhardt 1997.

Kindern eröffnet sich auf diese Weise die Möglichkeit, angepasst an den familiären Rhythmus mehr Zeit aktiv mit den Kindern zu verbringen – ein Aspekt, der von allen Beteiligten sehr geschätzt wird.

Zitat: „Dann gibt es noch sehr oft eine Zerlegung des Arbeitstages in einen Teil im Büro und dann einen Teil zu Hause am Abend. Das kommt öfter vor. ... So von 8 bis 14 Uhr hier [im Büro] z. B. und dann von 20 bis 22 Uhr zu Hause oder von 19 bis 22 Uhr oder 23 Uhr, ganz verschieden, also von zwei bis vier Stunden, wenn so ein gemischter Tag ist.“

Neben der regelmäßigen Verlagerung von Arbeit aus dem Büro nach Hause auf den späteren Abend, um die Firma früher verlassen zu können, erleichtert es die Telearbeit auch, auf unregelmäßig auftretende häuslich-familiäre Anforderungen einzugehen:

Zitat: „Zeitversetzt zu arbeiten, das heißt, eher dann am Abend, und dazwischen aufgrund – nehmen wir jetzt familiäre Randbedingungen – weil die [Name des Kindes] irgendwo ein Flötenkonzert hat oder weil ich einfach nichts mehr zum Essen zu Hause habe, die Zeit zu nutzen und dann nicht mehr ins Büro fahren zu müssen, sondern von zu Hause durchaus das eine oder andere tun zu können.“

b) Das leichtere Management häuslicher Notfall- oder Ausnahmesituationen, die gerade in Familien mit Kindern oft schwer lösbare organisatorische Probleme mit sich bringen:

c) – wenn auch nur eingeschränkt – die Möglichkeit, an Telearbeitstagen die raumzeitliche Nähe für eine Intensivierung und qualitative Verbesserung des Kontakts zwischen (größeren) Kindern und telearbeitendem Elternteil zu nutzen.

Ein bemerkenswertes Phänomen ist die in unterschiedlichen Studien¹⁰ beschriebene und auch in unseren Untersuchungen sichtbare Kluft zwischen subjektiver Einschätzung der Betroffenen – die nämlich ihre Erfahrungen mit der Telearbeit zum Teil als ausgesprochen positiv schildern – und sozialwissenschaftlich-psychologischen Analysen der durch Telearbeit hergestellten Lebenssituationen, deren Einschätzung häufig um vieles kritischer ausfällt¹¹. Nach unseren Befunden dürfte – zumindest im Bereich privilegierter Telearbeit – neben anderen Ursachen ein Grund für diese Diskrepanz darin liegen, dass Telearbeit die Verheißung auf Realisierung einer als erstrebenswert angesehenen Lebensgestaltung beinhaltet, die gekennzeichnet ist durch die Verwirklichung von Autonomie, Individualisierung, Selbstverwaltung und Flexibilität. Gerade der Begriff der Flexibilität erfuhr in den letzten Jahren eine positive semantische Aufladung, wodurch Flexibilität zu einem Wert an sich wurde, der auf einer symbolischen Ebene Teilhabe am modernen Leben verspricht. Das Praktizieren von Telearbeit unterstützt so auf der symbolischen Ebene die Entstehung und Aufrechterhaltung eines Selbstbildes als flexibler, moderner und zukunftsorientierter Mensch; und zwar ungeachtet der Tatsache, dass die verheißene Flexibilisierung mit einem verstärkten Druck auf die Arbeitnehmer einhergeht.

¹⁰ Vgl. z. B. Büssing & Aumann 1996.

¹¹ Vgl. z. B. Sallaff & Hoski (1997), die ihren Beitrag mit der Conclusio schließen: „They [die Telearbeiter] take the role of the company in this restructuring, and try to fit their family life to the new company demands and definitions of work.“

Schlussbemerkungen

Die einfache Versöhnung der komplexen und oft widersprüchlichen Anforderungen der Arbeitswelt und des familiär-privaten Lebens durch den oftmals im öffentlichen Diskurs verheißenen Rückgriff auf die mit Beginn der Industrialisierung verloren gegangene Einheit von Arbeit und Leben kann nicht funktionieren.

Denn in dieser Fantasie von der Wiedervereinigung des häuslich-familiären Bereiches mit der Arbeit wird eine „gegenmoderne“ und in diesem Sinn nostalgisch-rückwärtsgewandte Utopie deutlich. Die Aufhebung der Aporien der Moderne wird über eine (scheinbare) Wiederversöhnung und Wiedervereinigung der für die bürgerliche Moderne charakteristischen ausdifferenzierten Sphären von Beruf und Alltag versprochen. Es wird das harmonische Bild des „ganzen Hauses“ der handwerklich-agrarischen Produktionsweise als Leitbild zukünftiger Arbeit gezeichnet; ein Bild, das sich als Chimäre erweisen muss, da die Komplexität der modernen Welt nicht auflösbar ist in vormodernen Lebensformen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Telearbeit – wenn die Rahmenbedingungen stimmen – die Chance eröffnen könnte, sich von den traditionellen Arbeitszeiten und zentralen Arbeitsorten zumindest teilweise zu entkoppeln und die so gewonnene Flexibilität für die eigene Lebensgestaltung aktiv zu nützen. Voraussetzung dafür wäre jedoch, dass die durch die neue Arbeitsform gewonnene Flexibilität nicht nur einer gesteigerten Effizienz der Arbeit zugute kommt, sondern auch einer besseren Verwirklichung privater und familiärer Interessen, Bedürfnisse und Notwendigkeiten. Gegenwärtig zeigt sich allerdings, dass das räumliche Zusammenwachsen von Arbeit und Privatleben durch Telearbeit zwar partielle Souveränitätsgewinne der Arbeitenden über ihre Arbeit bringt, den häuslich-familiären Bereich jedoch verstärkt der Logik und den Anforderungen des Berufsalltags ausliefert. Der intensivierte Zugriff der Arbeitssphäre auf den außerberuflichen Alltag wird über die Fiktion erhöhter Freiräume und Gestaltungsspielräume verschleiert und somit nicht mehr als leidvoll erfahren, sondern positiv konnotiert.

Um noch einmal auf Schneewittchen zurückzukommen: Wir sollten uns den Apfel – so verheißungsvoll er uns auch anlacht – genau anschauen, um nicht allzu euphorisch und unbedarft hineinzubeißen. Und um zu erkennen, welche Teile des Apfels wir relativ gefahrlos verspeisen können und welche wir besser meiden, damit er uns nicht im Hals stecken bleibt.

Literatur

- Aichholzer G., Kirschner A. (1999): Telearbeit in europäischen Nachbarschaftsbüros. Schriftenreihe „Soziales Europa“ des BMAGS. Wien.
- Büssing A., Aumann S. (1996): Telearbeit und das Verhältnis von Betrieb, Familie und Freizeit: Eine Bestandsaufnahme. Zeitschrift für Arbeitswissenschaft, Jg. 50, Heft 4, 225-232.
- Europäische Kommission (1999): Status-Report on European Telework. Brussels.
- Glaser, W. R., Glaser, M. O. (1995). Telearbeit in der Praxis. Psychologische Erfahrungen mit außerbetrieblichen Arbeitsstätten bei der IBM Deutschland GmbH. Neuwied: Luchterhand.
- Goldmann M., Richter G. (1987): Betriebliche Flexibilisierungsinteressen und die Entstehung von Teleheimarbeitsplätzen für Frauen. in: Gehrman F. (Hg.): Neue Informations- und Kommunikationstechnologien. Frankfurt, 105-128.
- Goldmann M., Richter G. (1991): Beruf und Familie endlich vereinbar? Teleheimarbeit von Frauen. Dortmund.
- Greenbaum J. (1995): Windows on the Workplace. Computers, Jobs and the Organization of Office Work in the Late Twentieth Century. New York.
- Hergege, R., Kolm, P., Kompast, M., Steinhart, G., Wagner, I. (1996). Zur Alltagspraxis von Telearbeit. Verbindungen und Übergänge. Forschungsarbeiten aus der Abt. f. CSCW am Inst. f. Gestaltungs- und Wirkungsforschung der TU Wien, Nr. 6. Wien.
- Hill E. J. et al. (1996): Work and family in the virtual office. Family Relations. Journal of Applied Family and Child Studies, Vol. 45 (3), 293-301.

- Huws, U. (1996). *Teleworking, an Overview of the Research*. Analytica Social and Economic Research Ltd. London
- Kompast M., Steinhardt G. (1997): *Work-life balance-strategies and teleworking*. In: Hochgerner J., Buchegger B. (Hg.): *Working in a Wider Europe*. Vienna, 198-203.
- Mirchandani K. (1997): *Feeling and Flexibility: Teleworkers' Emotion Work of Linking Home and Work*. Second International Workshop on Telework, Amsterdam 1997.
- Moon, Ch., Stanworth, C. (1997). *Flexible working in Europe. The case of teleworking in the UK*. In: F. Avallone, J. Arnold, & K. de Witte (Eds.), *Feelings work in Europe*. Milano: Guerini, pp. 337-344.
- Perin, C. (1996). *The Part-Week Telecommuting Option in Telia Research and Its Organizational and Managerial Implications*. Unpublished Project Report.
- Rüttgers J. (1998): „Die Telearbeiter sind Pioniere“. Interview. *Psychologie heute*, 4/1998, 44.
- Salaff J. W., Hoski K. (1997): *The Concept of Flexible Work: Where Home is the Office*. Second International Workshop on Telework, Amsterdam 1997.
- Schmid G. (2001): *Arbeitsplätze der Zukunft: Von standardisierten zu variablen Arbeitsverhältnissen*. in: Kocka J., Offe C. (Hg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt, 269-292.

Der Sozialbericht der EU in Bezug auf familienrelevante Fragen.¹

RUDOLF RICHTER

Im Jahr 2000 erschien erstmals der Sozialbericht der EU. Er wird von der Generaldirektion für Beschäftigung und Soziales herausgegeben und soll in Zukunft jährlich erscheinen. Seine Intention ist es, einen Überblick über die soziale Lage in der EU zu geben. In Zukunft sollen sich die Sozialberichte zusätzlich auf bestimmte Schwerpunkte konzentrieren. Die Europäische Beobachtungsstelle für Familienangelegenheiten, die am Österreichischen Institut für Familienforschung in Wien angesiedelt ist, hat die Aufgabe, Expertenkompetenz im unterschiedlichen Ausmaß bei der Vorbereitung des Sozialberichts zur Verfügung zu stellen. Dies geschah beim Sozialbericht 2000 vereinzelt durch Stellungnahmen der 15 Experten der Beobachtungsstelle aus allen Ländern Europas, sie wird in Zukunft intensiviert werden, da auch erkannt wurde, dass die Situation der Familien, des Zusammenlebens der Generationen und Geschlechter entscheidende Grundlagen für die Sozialsituation in Europa liefern. In dieser Präsentation möchte ich mich auf den Sozialbericht 2000 konzentrieren und dabei punktuell einige Ergebnisse darstellen, die in Bezug auf Familienfragen von besonderer Relevanz sind.

1. Die Philosophie des Sozialberichts

Hinter der Erstellung des Sozialberichts steht die Idee, das europäische Modell der sozialen Wohlfahrt aufzuzeigen und es künftighin auch in seiner Konkurrenzfähigkeit gegenüber anderen Modellen (wie etwa den amerikanischen oder asiatischen) abzugrenzen. Vor diesem Kernpunkt verfolgt der Sozialbericht die Absicht anhand von wenigen aber kennzeichnenden Daten die soziale Situation Europas darzustellen.

Es wird dabei durchaus klar und ist auch den Verfassern bewusst, dass Europa nicht ein einheitliches Modell der sozialen Wohlfahrt besitzt. Im Kern unterscheidet man vier europäische Sozialfürsorgesysteme, die sich erstens durch Risikoabdeckung und Zugangsberechtigung, zweitens durch die Struktur der Sozialleistungen, drittens durch Finanzierungsmechanismen und viertens durch die organisatorische Gestaltung unterscheiden (zusammenfassend: Sozialbericht S. 56ff.).

Skandinavien

Das skandinavische Modell bietet einen universellen Zugang zu allen Formen der sozialen Fürsorge. Diese ist gleichsam ein Bürgerrecht. Die Finanzierung erfolgt durch eine allgemeine Steuer. Das Wohlfahrtsystem stellt sich als außerordentlich integriert und durchorganisiert dar.

Vereinigtes Königreich und Irland

Dieses zweite Wohlfahrtssystem basiert auf den Ideen von Beveridge und ist wesentlich auf das Vereinigte Königreich und Irland beschränkt. Die soziale Absicherung ist weitreichend, wenn auch nicht universell. Wohl ist auch hier das Wohlfahrtssystem weitgehend organisatorisch integriert, es exkludiert aber tendenziell

¹ Der Artikel orientiert sich stark an dem Vortrag gehalten in Strobl. Eine erweiterte und veränderte Fassung erschien unter dem Titel „Die soziale Lage Europas – familienbezogene Aspekte“ in der Zeitschrift für Familienforschung 2/2001.

nicht-erwerbstätige Bürger und Erwerbstätige, die unter einem bestimmten Grenzbetrag verdienen. Einerseits wird auch dieses System durch Steuerleistungen finanziert, allerdings nicht in so umfangreichem Ausmaß wie in Skandinavien. Die Steuerleistungen sind relativ niedrig und zusätzlich spielen die Beiträge eine wichtige Rolle.

Kontinentaleuropa

Dazu gehören Deutschland, Frankreich, die Benelux-Staaten, Österreich und außerhalb der EU die Schweiz. Diese Staaten werden durch eine „Bismarck'sche“ Tradition gekennzeichnet. Die berufliche Position, also Erwerbstätigkeit, ist mit sozialen Rechten kombiniert. Dieses System ist stark berufsorientiert, was sich auch durch das große Engagement der Gewerkschaften und der Arbeitgeberverbände in der Gestaltung des Systems zeigt, das im wesentlichen ein Versicherungssystem ist. Neben diesem auf Erwerbstätigkeit beruhenden Sozialversicherungssystem gibt es ein relativ dicht geknüpftes Netz sonstiger Sozialleistungen.

Südeuropa

Diese Gruppe umfasst Italien, Spanien, Portugal und Griechenland. Obwohl das System des sozialen Schutzes in den Ländern sehr unterschiedlich ist, gibt es eine Reihe gemeinsamer institutioneller Züge. Insbesondere zeigt sich eine Divergenz zwischen den Einkommenstransfers, die etwa dem kontinental-europäischen Modell folgen, während das Gesundheitswesen eher nach dem Beveridge-Modell organisiert ist. Das Sozialversicherungssystem ist im allgemeinen weniger entwickelt als in den anderen Systemen. Innerhalb dieses Systems spielt die Familie weiterhin eine zentrale Rolle in der sozialen Sicherung.

Der Sozialbericht orientiert sich im wesentlichen an objektiven Indikatoren und damit an der Messung von sozialer Wohlfahrt, die aus den skandinavischen Ländern kommt. Subjektive Indikatoren zur Wohlfahrtsberichterstattung – wie in der amerikanischen Tradition – werden nur rudimentär herangezogen.

Ein weiterer wesentlicher Punkt ist die Orientierung an sogenannten harmonisierten Daten, das heißt Daten, die über alle europäischen Länder in gleicher Weise erhoben werden. Im wesentlichen basiert damit die Darstellung der Ergebnisse auf Daten und Statistiken, die im Europäischen Statistischen Zentralamt verfügbar sind, insbesondere auch auf den Studien des Euro-Barometers.

Diese Philosophie bewirkt, dass generell auf Vergleichbarkeit im objektiven Sinn geachtet wird und Differenzen sich nur an gleichen und vergleichbaren Messpunkten zeigen. Dadurch gehen natürlich regionale Differenzen in Europa verloren. Es ist aber auch Absicht des Sozialberichts, hier die Gemeinsamkeiten vor die Differenzen zu stellen.

Der Sozialbericht umfasst statistische Profile, die sich vor allem auf demografische Daten beziehen, zeigt soziale Entwicklungen, Bevölkerungstrends auf, erforscht hier auch Lebensbedingungen wie Einkommensverteilung und soziale Beteiligung. Er schließt mit einigen Verweisen über Herausforderungen an die Zukunft. Im folgenden möchte ich einige Ergebnisse kurz zusammenfassen. Dabei konzentriere ich mich auf Ergebnisse, die für die Familienangelegenheiten und Familienfragen in Europa von besonderer Wichtigkeit sind.

2. Soziodemografische Trends

In der demografischen Entwicklung ist am deutlichsten der steigende Anteil von Personen über sechzig in den europäischen Gesellschaften zu prognostizieren. Sieht man sich die sogenannte *Alterslastquote* (Tabelle 1) an, das ist jene Bevölkerung im Alter von 65 und mehr Jahren in Prozent der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter, so sieht man, dass die Prognosen eine hohe Altersquote vor allem in Italien, Spanien und Deutschland zeigen, wo diese 2010 um die 30% liegen wird. Im Gegensatz dazu wird Irland mit etwa 18% die geringste Alterslastquote aufzeigen. Das bedeutet ein starkes Ungleichgewicht der Generationen. Die Probleme, die dadurch entstehen werden noch dramatischer, da gleichzeitig die Beschäftigungsquote der

Tabelle 1: Alterslastquote ⁽¹⁾, 1998-2010

	EU15	B	DK	D	EL	E	F	IRL	I	NL	A	P	FIN	S	UK
1998	24	25	22	23	24	24	24	17	26	20	23	22	22	27	24
2010	27	27	24	29	29	26	25	19	31	23	26	24	25	28	25

⁽¹⁾ Bevölkerung im Alter von 65 und mehr Jahren in Prozent der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter (15-64)

Quelle: Eurostat – Bevölkerungsstatistik

55- bis 64-Jährigen gesunken ist und anteilmäßig heute wesentlich weniger Personen in diesem Alter erwerbstätig sind als es noch vor 30 Jahren waren. Gleichzeitig steigt aber die Lebenserwartung. So sind heute in Europa nur mehr etwas mehr als ein Drittel (36%) der Personen in dieser Altersgruppe erwerbstätig, wesentlich mehr Männer (52%) als Frauen (29%). Europa unterscheidet sich aber durchaus hinsichtlich der Beschäftigungsquote der alten Personen. So ist diese in Schweden fast doppelt so hoch wie im Durchschnitt und in Dänemark, Portugal und dem Vereinigten Königreich mit 50% noch sehr hoch. Demgegenüber sind in Belgien, Frankreich, Italien, Luxemburg und Österreich weniger als 30% der älteren Menschen erwerbstätig. Neben diesem allgemeinen Trend zum hohen Alter zeigen sich also signifikante Unterschiede in den Beschäftigungsverhältnissen in Europa, die unter anderem auch dadurch bedingt sind, wie weit ältere Menschen in Teilzeitarbeit beschäftigt sind. Das Ausmaß an Teilzeitarbeit im Alter steigt.

Ein weiteres demografisches Charakteristikum, das auch für die hohe Altersquote in den Ländern der Europäischen Union verantwortlich ist, ist die *Veränderung in der Familienstruktur* und der *Rückgang der Fertilität*. Tendenziell werden weniger Ehen geschlossen und diese werden auch in einem höheren Lebensalter geschlossen. Demgegenüber steigt der Anteil der Personen, die als Paare zusammenleben (Tabelle 2). Allerdings zeigen sich auch hier deutliche Unterschiede zwischen dem Norden und dem Süden Europas. Während etwa in Dänemark Kohabitation sehr weit verbreitet ist und einen Anteil von nahezu einem Viertel der Personen ausmacht, liegen diese Prozentsätze in den südlichen Ländern Portugal, Spanien, Italien, Griechenland, aber auch Irland weit unter 5%. Kontinentaleuropa nimmt mit einem Anteil von etwa 7 bis 12% eine Mittelstellung ein. Auch die Bedeutung des Zusammenlebens scheint in Europa unterschiedlich zu sein. Während für einige Länder gilt, dass das Zusammenleben schließlich in einer Ehe mündet, vor allem dann, wenn Kinder geboren werden, ist das für die skandinavischen Länder weit weniger der Fall. Vergleicht

Tabelle 2: Prozentsatz der Personen, die als Paare zusammenleben, 1995

EU15	B	DK	D	EL	E	F	IRL	I	L	NL	A	P	FIN	S	UK
7*	9	23	8	1	2	15	2	2	8	14	10	3	18	15	9

Quelle: Eurostat – Haushaltspanel der Europäischen Gemeinschaft (ECHP). NL, FIN und S nationale Daten.

Tabelle 3: Prozentsatz der außerehelichen Lebendgeburten

	EU15	B	DK	D	EL	E	F	IRL	I	L	NL	A	P	FIN	S	UK
1970	6	3	11	7	1	1	7	3	2	4	2	13	7	6	19	8
1980	10	4	33	12	2	4	11	5	4	6	4	18	9	13	40	12
1998	24	18	45	19	4	12	40	28	9	17	21	29	20	37	55	38

Quelle: Eurostat – Bevölkerungsstatistik

man den Prozentsatz der außerehelichen Geburten in Europa (Tabelle 3), so sieht man auch hier Schweden und Dänemark als Länder an, die mit über 50% (bzw. rund 45%) den höchsten Anteil an außerehelichen Lebendgeburten haben, gefolgt von Frankreich, dem Vereinigten Königreich und Finnland. Am anderen Ende der Skala befinden sich Spanien, Italien, Griechenland, Luxemburg, Belgien, Deutschland und Polen, wobei Griechenland mit nicht einmal 5% den geringsten Anteil an außerehelichen Geburten aufweist. In allen Ländern ist dieser Anteil von 1980 bis 1998 aber gestiegen, wobei die Differenzen zwischen '80 und '98 besonders hoch in Frankreich, Griechenland und Finnland, den Niederlanden und Belgien sind, aber auch in den anderen südeuropäischen Ländern, während der Unterschied in Österreich, Schweden und Dänemark weit geringer ist. Die Fertilität im europäischen Durchschnitt ist generell weltweit eine der niedrigsten. Die Fruchtbarkeitsziffer beträgt 1998 1,45 Kinder pro Frau, wobei von dem Rückgang der Geburten vor allem die südlichen Länder Spanien, Portugal, Italien und Griechenland betroffen sind. Dadurch entstehen neben der typischen Kernfamilie verschiedene Familienformen. Auch die Anzahl der Scheidungen ist deutlich gestiegen. Sie liegt in dem Vereinigten Königreich, Finnland und Belgien mit über 2,5‰ am höchsten, während sie in Italien, Spanien und Griechenland mit nicht einmal 1‰ am geringsten ist. Die Länder mit der höchsten Scheidungsrate weisen auch eine große Differenz zu 1970 auf. Von da an verdoppelte sich die Scheidungsquote. Im Fall von Belgien hat sie sich sogar mehr als verdreifacht.

Ein weiterer Bevölkerungstrend, den man in den letzten Jahrzehnten verfolgen kann, ist die steigende Beschäftigungsquote von Frauen. Ihre Teilnahme am wirtschaftlichen und sozialen Leben hat sich wesentlich erhöht. Obwohl die Differenz zwischen Männern und Frauen mit 78% zu 58% noch groß ist, wird die Lücke kleiner. Allerdings sind deutlich mehr Frauen in einem Teilzeitbeschäftigungsverhältnis tätig als Männer (Tabelle 4). Die Erwerbsquoten von Frauen sind besonders hoch in Dänemark, Finnland und Schweden mit 70% und darüber, gefolgt von Ländern wie die Niederlande, Österreich, Vereinigtes

Tabelle 4: Prozent der beschäftigten Frauen, die einer Teilzeitarbeit nachgehen, 1998

EU15	B	DK	D	EL	E	F	IRL	I	L	NL	A	P	FIN	S	UK
33	33,2	35,7	36,4	10,5	17,2	31,6	30,1	14,4	22,5	67,6	30,3	17,2	17	39	44,8

Quelle: Eurostat – Arbeitskräfteerhebung

Königreich, Finnland und Deutschland, wo sie bei über 60% liegen. Am geringsten sind die Frauenbeschäftigungsquoten 1998 in Italien, Luxemburg, Spanien und Griechenland. Man sieht auch hier neben den Gemeinsamkeiten deutliche Unterschiede in Europa. Die Teilzeitbeschäftigung von Frauen ist besonders hoch in den Niederlanden. Fast 70% der beschäftigten Frauen gehen einer Teilzeitbeschäftigung nach, in den anderen Ländern, in denen sie relativ hoch ist, liegt der Prozentsatz etwa zwischen 30 und 40%. Kinder sind ein Grund, warum die Beschäftigungsquote der Frauen sinkt, allerdings nicht in allen Ländern (Tabelle 5). Während generell die Beschäftigungsquote aller Frauen ohne Kinder höher ist als die Beschäftigungsquote derer, die zumindest ein Kind zwischen 0 und 5 Jahren besitzen, so zeigt sich dieser Zusammenhang nicht in Belgien, wenig in Portugal und auch relativ wenig in Österreich. Zum Teil sind das auch Definitionsfragen, da etwa Personen in Karenz auch als erwerbstätig gezählt werden können. Hier sind in Belgien mehr, in den anderen beiden Ländern annähernd so viele Frauen mit Kind zwischen 0 und 5 Jahren erwerbstätig als ohne Kinder. Für die nordischen Mitgliedsstaaten liegen dazu im Sozialbericht keine Daten vor. Frauen übernehmen auch nach wie vor einen Großteil der Betreuungsarbeiten innerhalb der Familie, was vor allem in Zukunft durch den steigenden Anteil von älteren Personen für das Sozialversicherungssystem und das System der sozialen Dienste relevant werden wird.

Tabelle 5: Beschäftigungsquote der 25-49 jährigen Frauen mit und ohne Kinder, 1998

	EU15	B	DK	D	EL	E	F	IRL	I	L	NL	A	P	FIN	S	UK
Alle Frauen ohne Kinder	67,3	66,2	:	74,3	55,2	48,3	73,2	59,7	52,5	61,9	73,2	75,5	73,6	:	:	78,8
mindestens 1 Kind < 0 und > 5 Jahren	53	67,3	:	50,1	50,4	40,7	57	46	45,7	48,8	60,7	67,1	72	:	:	55,4

EU-15: ohne die drei nordischen Mitgliedstaaten, für die keine Daten vorliegen

Quelle: Eurostat – Arbeitskräfteerhebung

Ich möchte hier nochmals darauf hinweisen, dass der Sozialbericht im wesentlichen Indikatoren für die soziale Lage in Europa liefert, sich aber eines Kommentars enthält. Die Tatsache der geringen Fertilität bzw. des Ungleichgewichts zwischen alter und junger Bevölkerung zeigt statistische Trends auf, sagt uns aber noch nicht, was das eigentliche Problem ist oder sein soll. Wenn wir geringe Fertilität als Problem bezeichnen, dann steht dahinter eine Vorstellung davon, was eine ausreichende Fertilität wäre. Und wenn wir als ausreichende Fertilität eine bezeichnen, wodurch sich Gesellschaften reproduzieren bzw. der Generationenvertrag im sozialversicherungstechnischen Sinn aufrecht erhalten werden kann, so steht eben dahinter auch die Vorstellung, dass die Reproduktion von Gesellschaften ein wünschenswertes Ziel und die Aufrechterhaltung des sozialversicherungsrechtlichen Generationenvertrags ebenfalls ein wünschenswertes Ziel ist. Dass es so ist, ist aber aus einem anderen Hintergrund abzuleiten als aus einer demografischen Entwicklung selbst. Im wesentlichen sind solche Dinge politische und gesellschaftliche Wertentscheidungen, für die statistische Daten die Fakten darstellen, aber nicht aus sich heraus Handlungsfaktoren sind.

Trotz dieser Veränderungen in der Bevölkerungsentwicklung und damit ein Auffächern in verschiedene Familienformen – wobei keineswegs klar ist, ob man deswegen von einer Pluralität sprechen kann – kann festgestellt werden, dass die typische Kernfamilie nach wie vor in den EU-Mitgliedstaaten die häufigste Haushaltsform (55% im Schnitt) ist. Der Anteil der kinderlosen Paare steigt hingegen stetig und betrug 1995 im Durchschnitt in der EU an die 20%. Vergleichen wir die einzelnen Regionen Europas miteinander, so zeigt sich, dass das konventionellste Familienmuster und die traditionellsten Haushaltsformen sich in den südlichen Mitgliedsstaaten und in Irland befinden, wo die Scheidungsrate noch niedrig ist und das Zusammenleben unverheirateter Paare und uneheliche Geburten selten sind. Die nordischen Mitgliedsstaaten hin-

gegen weisen einen kleineren Haushaltstyp auf, haben einen relativ hohen Anteil an Ein-Personen-Haushalten und einen hohen Anteil an Haushalten mit kinderlosen Paaren, wobei auch für diese skandinavischen Länder gilt, dass die Eheschließung bei Vorhandensein von Kindern als weniger zentral angesehen wird als in anderen Ländern Europas. Kontinentaleuropa ist zwischen beiden Polen angesiedelt.

3. Lebensbedingungen

Ein weiterer Schwerpunkt des Sozialberichts widmet sich den allgemeinen Lebensbedingungen in der EU, worunter Fragen des Einkommens, der Wohnsituation, der Gesundheit, aber auch der Bildung zusammengefasst werden sollen.

Generell kann man feststellen, dass das mittlere verfügbare Einkommen in der EU beträchtlichen Schwankungen unterliegt. Deutlich niedriger als im Durchschnitt liegt das Einkommen in den vier südlichen Mitgliedsstaaten. Diese zeigen zudem auch innerhalb ihrer Einkommenssituation die größten Unterschiede. Deutlich zeigt sich, dass eine Umverteilungswirkung von Transfers sichtbar wird. Dafür sind im wesentlichen die Sozialleistungen in den einzelnen Staaten verantwortlich. Sie führen dazu, dass die Einkommensunterschiede innerhalb eines Landes minimiert werden. Dieser Ausgleich in einzelnen Ländern, der zum Beispiel in Dänemark und in den Niederlanden besonders hoch ist, vergrößert auf der anderen Seite den Unterschied zwischen den Mitgliedsländern. Man kann auf Grund des Sozialberichts annehmen, dass ein Rückgang der Sozialleistungen in den Mitgliedsstaaten auch die Differenz zwischen den Einkommensgruppen erhöhen wird. Innerfamiliäre Transferleistungen spielen als Geldwerte eine untergeordnete Rolle, nicht-finanzielle Transfers wurden nicht berücksichtigt.

Einkommensunterschiede zeigen sich auch bei den Ausgaben der Haushalte, die nach Schichtung sehr unterschiedlich sind. Während die Haushalte mit geringerem Einkommen über die Hälfte ihrer Ausgaben für Wohnen und Essen verwenden, so sind es bei den Haushalten höherer Einkommensschichten nur etwas über ein Drittel.

Diese Unterschiede im Einkommen und der damit auch bedingten Differenz der Teilnahme an der Konsumwelt hat die Autoren des Sozialberichts unter anderem dazu bewogen, den Sozialbericht 2001 stärker auf diese Differenz und auf die Dimension der "Social Quality", der Fragen der Inklusion und Exklusion in verschiedenen Teilbereichen auszurichten. Hier finden sich im Sozialbericht 2000 noch wenige Indikatoren dazu.

Wenn wir weitere Indikatoren der Lebensbedingungen ansehen, so zeigt sich, dass sich die *Wohnsituation* generell verbessert hat, allerdings noch stärker auf die Bedürfnisse bestimmter Bevölkerungsgruppen Rücksicht genommen werden muss. Insbesondere besteht ein Problem an infrastrukturell adäquat ausgestatteten Wohnungen für ältere und pflegebedürftige Menschen. Es kommt dazu, dass wir aus anderen Studien wissen, dass die Bereitschaft des Wohnungswechsels bei älteren Menschen auch nicht besonders hoch sind.

Hinsichtlich der *Gesundheit* zeigt sich, dass die EU-Bürger wesentlich gesünder leben als jemals zuvor. Zwei Drittel der Bevölkerung fühlen sich als gesund. Allerdings bleiben vom Gesundheitsaspekt gesehen schlechte Lebensgewohnheiten wie Rauchen oder unzweckmäßige Ernährung weiterhin ein Problem.

Insgesamt stieg auch das *Bildungsniveau* in der EU kontinuierlich an.

Der Sozialbericht zeichnet also hinsichtlich der Lebensbedingungen eine positiv zu sehende Entwicklung in der europäischen Gemeinschaft. Trotz der Verbesserung der Wohnsituation, des steigenden Bildungsniveaus, der größeren Partizipation der Frauen in den Bildungsinstitutionen in allen Ländern und der verbesserten Gesundheitslage bleiben bestimmte Gruppen von diesen günstigen Entwicklungen exkludiert. Eine gewisse Problemsituation herrscht bei älteren pflegebedürftigen Menschen. Sie herrscht aber auch bei Haushalten mit geringerem Einkommen, was sich (wie erst im Sozialbericht 2001 dargestellt wird) verschärft, wenn Kinder vorhanden sind. Insgesamt scheint es von einer friedlichen Gesellschaftsentwicklung her gesehen problematisch zu sein, wenn sich Einkommensunterschiede einerseits zwischen den Mitgliedsstaaten andererseits auch innerhalb der Mitgliedsstaaten vergrößern. Das Risikopotential für soziale Konflikte wird durch zunehmende Differenzen gesteigert. Sozialleistungen dürften hier einen Ausgleich

schaffen, allerdings ist nicht ganz klar, wie weit und wie differenziert sie diese Lücke abdecken können. Sicher ist aber, dass sie einen Betrag zur Gleichheit leisten können. Angesichts der derzeitigen Entwicklung des Abbaus von Sozialleistungen kann man ein verschärftes soziales Klima und ein Ansteigen sozialer Konflikte in den europäischen Ländern erwarten.

4. Soziale Beteiligung

Unter sozialer Beteiligung wird im Sozialbericht 2000 nicht nur der Aspekt sozialer Partizipation verstanden (wie in den Sozialwissenschaften), also die Beteiligung an intermediären Organisationen und am öffentlichen Leben, es geht vielmehr allgemeiner um Inklusionsmechanismen und um Isolation. Die zentrale Frage der sozialen Beteiligung ist die Inklusion im Interaktionsgefüge, die Kontakte mit Freunden, Bekannten, Nachbarn und in der Familie. Insgesamt kann man sagen, dass es in der EU wenig isolierte Personen gibt. Wir können dazu zwei Indikatoren näher heranziehen. Das eine ist der Kontakt mit Nachbarn, das andere generell Kontakt mit anderen Menschen. Fragt man, wie viele Menschen mindestens ein Mal pro Woche, weniger als ein Mal pro Monat oder nie ihren Nachbarn sprechen, so sind es etwa 8% im europäischen Durchschnitt, die von ihren Nachbarn als isoliert bezeichnet werden könnten, denn so viele geben an, nie mit dem Nachbarn zu sprechen. Besonders gering ist dieser Prozentsatz und dementsprechend auch relativ hoch jener Prozentsatz der Personen, die mindestens ein Mal pro Woche mit ihrem Nachbar sprechen (nämlich 90% oder darüber) in Spanien und Griechenland. In den meisten anderen Ländern liegt der Prozentsatz zwischen 70% und 80%. Erstaunlich und herausfallend ist hier die Situation in den Niederlanden, wo wir den höchsten Prozentsatz derer haben, die angeben, nie mit ihrem Nachbar zu sprechen (etwa 17%) und dazu in Korrespondenz der Anteil derer, die mindestens ein Mal pro Woche sprechen, mit unter 70%. Hier ist das Ausmaß an Isolation mit den Nachbarn im EU-Durchschnitt am höchsten.

Sehen wir uns den zweiten Indikator an, nämlich generell den Prozentsatz der Menschen, die mindestens ein Mal pro Woche, weniger als ein Mal pro Monat oder nie mit anderen zusammentreffen, so zeigt sich ein etwas anderes Bild. Wiederum liegt der Durchschnitt in der EU bei etwa 8% von Personen, die nie mit anderen zusammentreffen und bei etwas unter 80% bei denen, die mindestens ein Mal pro Woche mit anderen zusammentreffen. Wiederum zeigt sich hier, dass Irland, Spanien und Griechenland jene Länder mit den häufigsten sozialen Kontakten sind. Allerdings ist die Extremsituation der Niederlande hier nicht mehr gegeben. Vielmehr ist der Anteil in Italien mit unter 70% an Personen, die mindestens ein Mal mit ihrem Nachbar sprechen und 18% derer, die nie mit anderen zusammentreffen, am höchsten. Auch Österreich liegt hier nicht im Spitzenfeld der Kontakte, nur knapp 70% treffen mindestens ein Mal pro Woche mit anderen zusammen und 10% nie. Das soziale Interaktionsgefüge in Österreich ist damit etwas unterdurchschnittlich für die EU.

Es ist schwierig, mit Hilfe dieser Indikatoren über Inklusion in Sozialkontakte zu sprechen, weil offensichtlich die Bedeutung von Kontakten in den EU-Ländern durchaus unterschiedlich ist, wie man an der unterschiedlichen Position von Italien und den Niederlanden bei den jeweiligen Indikatoren sehen kann. Möglicherweise müssten andere Inklusionsindikatoren (wie das Treffen mit Familienangehörigen, Freunden und Bekannten) zur näheren Differenzierung hinzugezogen bzw. spezifiziert werden. Insgesamt kann man aber sagen, dass es in der EU im Durchschnitt etwa 8% isolierte Personen gibt, die tendenziell von Sozialkontakten ausgeschlossen sind. Auch diese Dimension der Inklusion und Exklusion soll im Sozialbericht 2001 weiter ausgeführt werden.

Die klassischen Merkmale von politischer und sozialer Partizipation liegen im Bereich des Engagements der Bevölkerung in der Freiwilligenarbeit bzw. generell im intermediären Sektor und im sozialen, kulturellen oder politischen Bereich. Im EU-Durchschnitt geben etwas unter der Hälfte an, zumindest eine Aktivität im sozialen, kulturellen oder politischen Bereich unternommen zu haben (Tabelle 6). Allerdings zeigen sich hier deutliche Unterschiede und auch große Differenzen innerhalb Europas. Besonders hoch ist das Engagement in Dänemark, Schweden und den Niederlanden, wo die Prozentsätze bis 80% und darüber liegen. Besonders gering ist das Engagement in Griechenland, Spanien, Italien und Portugal mit etwa 25% der Personen, die

angeben, sich im sozialen, kulturellen oder politischen Bereich zu betätigen. Gleichgültig wie wir diese Differenzen nun im einzelnen sehen und auch welches unterschiedliche Verständnis von Engagement im öffentlichen Bereich besteht, zeigt sich eine hohe Partizipationsbereitschaft in den nördlichen Ländern Europas, inklusive den Niederlanden, und eine äußerst geringe in den südlichen Ländern Europas. Ob man daraus schließen kann, dass die Entwicklung der Zivilgesellschaft in den nördlichen Ländern höher ist als in den südlichen, mag dahingestellt bleiben. Das Engagement ist auch in den verschiedenen öffentlichen Bereichen durchaus unterschiedlich. So verzeichnet der Teil Sport und Freizeit mit 20% das höchste Ausmaß, danach das Engagement in Gewerkschaft und politischen Gruppen (9%), dann in den Bereichen Religion und Kirche, Kunst und Kultur und Hobbies mit 7%.

5. Herausforderungen der Zukunft

Der Bericht versucht anhand der aufgezeigten Daten einige Herausforderungen für die Zukunft zu entwickeln. Wiederum möchte ich jene Tendenzen herausgreifen, die besonders für die Situation der Familien in Europa entscheidend sind.

So wird sich die Entwicklung der Erwerbsbevölkerung in der Bedeutung von Familie und auf den Verlauf der Familienphase auswirken. Längere Ausbildungszeiten, die weiterhin steigen werden, verlängern auch das Zusammenleben der Kinder mit den Eltern. Man kann erwarten, dass der Auszug aus dem elterlichen Haushalt, bedingt insbesondere durch eine verbesserte Wohnsituation der Familien insgesamt, sich weiter verzögert. In manchen südlichen Ländern ist er insbesondere bei Männern derzeit schon besonders verzögert (z. B. Italien). Vielfältige Konsequenzen kann auch die technische Entwicklung und der Anteil älterer Menschen haben. Gesehen auf das Erwerbsleben wird es schwierig sein, wenn verlangt wird, Personen ab 50 spezifisch technisches Können zu vermitteln. Alle jene Berufssparten, die auf moderne Technologien ausgerichtet sind, werden mit Frühpensionierungen älterer Personen konfrontiert werden. Ob dies durch die vielleicht höhere soziale Kompetenz und Überblickswissen und Generalisierung ausgeglichen werden kann, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls gibt es keine Veranlassung dafür, zu sagen, dass der Trend zur Frühpensionierung revidiert wird und diese dramatisch zurückgehen wird, auch wenn durch Erhöhung des Pensionsalters der Eintritt in die Pension generell verzögert wird. Unter Umständen wird eher ein Stopp erlebt werden. Insbesondere für Frauen können Frühpensionierungen auch in Zukunft relevant werden, nämlich dann, wenn nicht nur Enkelkinder sondern auch ältere Familienmitglieder zu versorgen sind. Wird das System sozialer Dienste nicht entsprechend ausgebaut und werden Versorgungsleistungen auch für die ältere Generation erhöht, so entstehen dadurch neue und starke Belastungen für die Familien und nach allen gegenwärtigen Unterlagen betreffen diese vor allem die Frauen.

Durchaus umstritten ist die Frage, wie sich die Überalterung der Bevölkerung auf den Generationenvertrag auswirkt. Wir müssen hier deutlich unterscheiden zwischen einem Generationenvertrag im sozialversicherungsrechtlichen Sinne und einem im gesellschaftlichen Sinne. Derzeit finden sich keine Hinweise auf eine Konfliktzunahme zwischen den Generationen im sozialen Bereich. Ganz im Gegenteil, die Übereinstimmung in Werthaltungen ist zwischen den Generationen größer als sie vor dreißig Jahren war. Andererseits wird die jüngere Generation durch das Sozialversicherungssystem besonders belastet werden. Aber auch dies kann durch die Umstellung der Sozialversicherungssysteme bzw. durch eine generelle Diskussion über Neuverteilungen des Bruttoinlandsproduktes abgeschwächt werden. Man muss auch in Betracht ziehen, dass durch eine geringere Geburtenquote etwa Kosten für Jugendbetreuung in der Relation sinken können. Jedenfalls ist dieser Bereich einer, der gerade im sozialversicherungsrechtlichen Sinn und unter dem Gesichtspunkt der Sozialleistungen besondere Aufmerksamkeit erfahren muss. Die künftige Sozialpolitik wird berücksichtigen müssen, dass ein geringerer Anteil der Bevölkerung erwerbstätig ist. Im Zusammenhang mit der steigenden Lebenserwartung steht auch eine Herausforderung an das Gesundheitssystem, Altern in Gesundheit und Würde zu gewährleisten.

Es zeigen sich im Sozialbericht aber auch Ausgrenzungstendenzen aus dem sozialen Zusammenhang. Besonders im Bereich der niedrigen Einkommensschichten zeigt sich auch eine Verschlechterung des

Gesundheitszustands. Es entsteht Deprivation durch Arbeitslosigkeit und auch teilweise durch Ethnizität. Diese Exklusionstendenzen müssen sorgfältiger beobachtet werden.

Für die Familien sind jedenfalls weitere Belastungen durch Betreuungsaufgaben zu erwarten, vor allem wenn Wohlfahrtssysteme zurückgedrängt werden und keine äquivalenten kollektiven sozialen Dienste unterstützt werden. Die Hauptbelastung wird dabei bei den Frauen liegen. Weiters soll sich – das ist zumindest die Absicht der Kommission – die Frauenerwerbsquote stärker der Männererwerbsquote angleichen, sodass Zweiverdienerhaushalte mit Kindern zum typischen Familienmodell werden.

6. Gibt es ein europäisches Sozialmodell?

Den Kernpunkt des Sozialberichts bildet, wie anfänglich erläutert, das europäische Sozialmodell gegenüber anderen Wohlfahrtsregimes abzugrenzen. Es ist eine durchaus schwer zu beantwortende Frage, ob wir von einem europäischen Sozialmodell sprechen können. Vielmehr zeigen sich auch in Europa unterschiedliche Wohlfahrtsregimes und trotz generell ähnlicher Tendenzen dürften die Differenzen innerhalb Europas erhalten bleiben. Der Sozialbericht gibt einen ersten Eindruck über die soziale Lage in diesen unterschiedlichen Regionen Europas. Auch wenn die derzeitige Politik auf einen Rückzug des Staates im Sozialbereich abzielt, dürfte sich Europa doch weiterhin von einem amerikanischen Modell der starken Ausrichtung auf individuelle Absicherungsmodelle unterscheiden.

Wir können noch nicht von einem Wohlfahrtssystem des Ostens bzw. der asiatischen Staaten sprechen. Vielleicht könnte für diese das europäische Modell eine Vorbildwirkung zeigen, da noch keine Wohlfahrtsmodelle in Asien wirklich entwickelt wurden.

Welche Auswirkungen der tendenzielle Rückzug des Staates aus den Wohlfahrtssystemen in Europa haben wird, wird sich erst in einigen Jahren in Sozialberichten niederschlagen und beurteilen lassen.

AK 1: Medien und Familie

Zusammenfassung

RUDOLF KARL SCHIPFER

Nach der Begrüßung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer durch die Arbeitskreisleiterin Mag. Irene Maria Kernthaler legten in einer Vorstellungsrunde alle Anwesenden ihre Beweggründe für die Teilnahme an diesem Arbeitskreis dar. Im Anschluss daran bildeten sich vier Kleingruppen, in denen ausgehend von den Fragen „Wie wird das Thema ‚Familie‘ in den Medien behandelt?“ und „Wie hätte ich es gerne, dass die Medien das Thema ‚Familie‘ behandeln?“ im Gespräch persönliche Erfahrungen und Meinungen ausgetauscht wurden.

Der erste Teil des Arbeitskreises wurde mit der Präsentation der Ergebnisse dieser vier Kleingruppen, die zum Teil auch optisch ansprechend als Collagen gestaltet wurden, abgeschlossen. Bei den Präsentationen der Kleingruppendiskussionen wurde festgestellt, dass es beispielsweise im Fernsehen keinen Mangel an Familiendarstellung besonders in Werbung, Serien und Talkshows gibt. Dabei sind bei der Darstellung von Familie vier Kategorien festzustellen:

- exhibitionistisch (Familienthemen in Talkshows)
- heile Welt (Familiendarstellungen in der Werbung)
- abschreckend (familiäre Katastrophensituationen, Gewalt)
- unerreichbar (Familie als das hohe hehre Ziel)

Als konkretes Beispiel wurde die Serie „Eine echter Wiener geht nicht unter“ (mit Karl Merkatz als Edmund „Mundl“ Sackbauer in der Hauptrolle) genannt: Wenn man von der Vulgarität der Sprache absieht sind viele positive Elemente von Familie enthalten, wie Generationenkontakte und innerfamiliäre Solidarität.

Als wohltdosiert und wohlpräsentiert erweisen sich im Zusammenhang mit Familie Vorabend- und Hauptabendserien, denn obzwar „auch Tränen fließen“ ist alles „in Watte gepackt“, und die Darstellungen lassen den Realismus des Alltags vermissen. Die Probleme in den Fernsehfamilien sind so kompakt, dass sie innerhalb von 25 oder 30 maximal aber 45 Minuten gelöst werden können. Dabei erweisen sich speziell amerikanische Vorabendserien als „Familienkitsch“.

Im Arbeitskreis wurde auch gefordert, Familie sollte in den Medien, besonders im Fernsehen als Solidargemeinschaft dargestellt werden; es sollte Ermutigung gegeben und die Beziehungsfähigkeit gefördert werden. Speziell sollte Verantwortung, Solidarität, Gesprächs- und Kritikfähigkeit medial vermittelt werden.

Die Frage, wo denn in der Medienberichterstattung die Normalfamilie vorkommt, war ebenso Thema der Arbeitskreisdiskussion. Eine Diskussion über diese Frage ist aber deswegen schwierig, weil die „Normalfamilie“ ein Mentalitätskonzept ist, das wir alle haben, das aber schwer beschreibbar ist, denn jeder hat ein anderes Bild davon was normal ist. Jedenfalls zeigt das Fernsehen speziell in den Nachrichten die Extreme, wenn Familie nicht funktioniert.

Familie wurde nicht nur als Gegenstand der Mediendarstellungen gesehen sondern auch als ein Ort für gemeinsames Medienerleben.

Im Anschluss an die Diskussion über die Kleingruppenarbeiten folgte als zweiter Teil des Arbeitskreises das Statement von Dr. Jürgen Barthelmes. Er präsentierte die Studie „Auf der Reise in die Medienwelten – wo aber bleibt der Vater? Medien als Begleiter und Spiegel in der Adoleszenz“ (s. u.).

In der auf das Statement folgenden Diskussion wurde besonders die zunehmende Anzahl der Fernseher pro Familie als Problem aufgeworfen: Jedes Familienmitglied sitzt vor seinem Fernseher, dabei geht jeder seinen eigenen Weg des Medienkonsums, es gibt damit kein gemeinsames Sitzen vor dem Fernseher und auch kein Austragen von Konflikten wegen des Fernsehprogrammes. Dr. Barthelmes meinte dazu, dass jede

Erneuerung und somit auch jeder neue Fernseher eine Veränderung und auch eine Chance mit sich bringt. Nachdem die Neuerung eine Zeit lang im Mittelpunkt steht, zieht nach einer gewissen Zeit wieder der Alltag ein.

Dabei kann aber auch eine Umstellung der Wohnungseinrichtung vieles bewirken, denn mit der Umstellung bekommt auch der Fernseher einen anderen Stellenwert.

Die Conclusio von Dr. Barthelmes lautete, dass man nicht sofort Kampagnen gegen Medienanstalten einleiten soll sondern dass man im Zusammenhang mit den Medien vorerst schauen soll, wo bei einer Sache der Gewinn ist, damit dieser im positiven Sinne verstärkt werden kann.

Auf der Reise in die Medienwelten – wo aber bleibt der Vater?

Medien als Begleiter und Spiegel in der Adoleszenz

JÜRGEN BARTHELMES

Ist Jugendzeit nur noch Medienzeit, wie oftmals behauptet? Haben die Jugendlichen für nichts anderes mehr Interesse als für den Bildschirm? Was suchen die Jugendlichen eigentlich in den Medien? Welche Rolle spielen die Eltern bei der Bildung von Medienerfahrungen ihrer Kinder?

Der gelebte Medienumgang im häuslichen Bereich der Familien wurde bisher im deutschsprachigen Raum kaum empirisch erforscht. In einer Längsschnittstudie des DJI (von 1992 bis 1998) wurden demnach 22 Münchner Jugendliche über die Zeit ihrer Jugend (von 13 bis 20 Jahren) von uns begleitet und wiederholt zu ihren Medienerfahrungen befragt. Dabei wurden auch die anderen Familienmitglieder mit einbezogen. Diese Familien (Mittelschicht) sind keine Problemfamilien im klassischen Sinn, haben aber dennoch „ihre Probleme“ (wie Arbeitslosigkeit, Schulden, Schulprobleme der Kinder, Erziehungs- und Beziehungsschwierigkeiten der Eltern, Trennung oder Scheidung vom Partner).

Projekt: Medienerfahrungen von Jugendlichen in Familie und Peer-group

Auftraggeber: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Laufzeit: Januar 1992 bis Dezember 1998

Methode: Auswahl von 20 Familien mit Jugendlichen im Alter von 13/14 Jahren aus Hauptschulen, Realschulen und Gymnasien für die Längsschnitt-Untersuchung; die Auswahl erfolgte über Vorschläge von Lehrern und Hortnerinnen aus Schulen in sozialstrukturell unterschiedlichen Stadtteilen von München; die ausgewählten Jugendlichen wurden im Alter von 13/14 Jahren, 15/16 Jahren sowie 19/20 Jahren befragt; auch die Eltern der Jugendlichen wurden separat befragt; der Fragebogen enthielt einen strukturierten Leitfaden, ließ aber auch narrative Passagen zu; die Fragestellungen bezogen sich auf die Familiensituation, Geschwisterbeziehung, Medienbiografien, Medienbesitz, Medienvorlieben, Geschmacksvorlieben, Formen des Medienumganges und der Mediennutzung, (jugend)kulturelle Praxen, Netzwerke der Gleichaltrigen-Gruppen, medienpädagogische Konzepte der Eltern sowie deren Einstellungen gegenüber den Medien; Panelpflege: Telefonate sowie Erfüllung von Wunsch-CDs der Jugendlichen zu besonderen Anlässen; die Auswertung des Materials erfolgte nach den Prinzipien der „grounded theory“ (nach Anselm Strauss).

Bearbeiter: Dr. Jürgen Barthelmes, Dr. Ekkehard Sander

Veröffentlichungen:

Jürgen Barthelmes/Ekkehard Sander:

Medien in Familie und Peer-group. Vom Nutzen der Medien für 13- und 14jährige.

Medienerfahrungen von Jugendlichen, Band 1. München 1999 (2. Auflage)

Kontakt: Dr. Jürgen Barthelmes, Tel.: 089 / 62306-180, E-mail: barthelmes@dji.de;

Dr. Ekkehard Sander, Tel.: 089 / 62306-81, E-mail: sander@dji.de.

Die von uns befragten Jugendlichen zählen zur „*Fernsehgeneration*“ der 90er Jahre (1992 waren sie 13/14 Jahre alt). Seit ihrer frühen Kindheit wuchsen sie ganz selbstverständlich mit den Bildern und Geschichten des Fernsehens auf. Die *Medien* in ihrer Vielfalt sind *selbstverständlicher Bestandteil ihrer individuellen Medienbiografie*. Durch das wiederholte Sehen von Filmen sowie durch die Rezeption anderer Medien sind sie mit unterschiedlichen Inhalten und Stilen vertraut (beispielsweise mit Action und Horror, mit Beziehungs- und Satansfilmen, mit den Themen Liebe, Erotik, Sex, Science Fiction, mit der „Lindenstraße“ sowie mit „Gute Zeiten, Schlechte Zeiten“).

Neben diesem *Medienwissen* entwickelten sie im Umgang mit Medien auch *soziale Kompetenzen*, indem sie *Medieninhalte und Medienerfahrungen zur Bewältigung ihres Alltags nutzen* und sie sich mit den eigenen Medienvorlieben vom Geschmack ihrer Eltern und ihrer Geschwister absetzen. Somit drücken sie ein Stück Abgrenzung und eigene Persönlichkeit aus. Für die Jugendlichen dieser Fernsehgeneration sind die Musik- und Printmedien ebenso wichtig, doch das *Fernsehen* entwickelte sich bei ihnen zum *Leitmedium*. Erfahrungen mit dem Computer haben diese Jugendlichen (der 90er Jahre) erst in ihren späteren Lebensjahren gemacht. Heutige Jugendliche dagegen gehören eher der „Computer-Generation“ an, da diese von früh an mit dem Computer aufwachsen. Und dennoch spielt auch bei ihnen im Jahr 2000 das Fernsehen eine große Rolle, sodass beide „Generationen“ deutliche Parallelen in ihrer Mediensozialisation aufweisen.

Bei dieser Untersuchung gingen wir von folgenden *Annahmen* aus:

- Die Jugendlichen ziehen aus dem Umgang mit Medien (auch) einen *persönlichen Gewinn* bzw. aus ihren Medienerfahrungen einen *sozialen Nutzen*.
- Die *medienbiografischen Erfahrungen der Eltern legen* für den Medienumgang ihrer heranwachsenden Töchter und Söhne *Spuren* und bringen die Medienerfahrungen der Jugendlichen auf bestimmte *Geschmacks-Fährten*.
- Die Jugendlichen *suchen ihre Themen in den Medien*, und die *Medien* werden zu einem *Spiegel* für die eigene Person.

Die Ergebnisse dieser Längsschnittstudie erscheinen im Winter 2000/2001:

Jürgen Barthelmes / Ekkehard Sander

Erst die Freunde, dann die Medien. Medien als Begleiter in der Adoleszenz.

Medienerfahrungen von Jugendlichen, Band 2. München 2000

Die Ergebnisse dieser Untersuchung

Erst die Freunde, dann die Medien

Die befragten Jugendlichen äußerten in den drei Befragungen immer wieder den Wunsch, *mit ihren Freundinnen und Freunden möglichst oft und lange zusammen zu sein*. Dafür nutzten sie jede Gelegenheit, und dafür wünschten sie sich durchgängig „mehr Zeit“. Jugendzeit ist nicht Medienzeit. *Mit 15/16 Jahren* ist das *Fernsehen* bei den meisten Jugendlichen „out“, denn die *Freunde und Freundinnen* sind ihnen jetzt *wichtiger*.

Im Alter von 13/14 Jahren spielen die Medien, insbesondere das Fernsehen, insgesamt eine wichtige Rolle, doch mit 15/16 Jahren tritt bei den Jugendlichen ein „*Effekt der Sättigung*“ ein. Durch das wiederholte Sehen von Serien und Spielfilmen ist ihnen vieles mittlerweile bekannt, zumal die meisten Serien immer „nach dem gleichen Strickmuster“ gebaut seien. Aus den *13/14jährigen Vielsehern* werden mit *15/16 Jahren* „*Normalseher*“. Mit 16 Jahren pendelt sich dann die Fernsehdauer auf ca. 90 Minuten pro Tag ein.

„Fernsehen hängt mir zum Hals raus“, „Fernsehen ist Zeitverschwendung“ – das sind Redewendungen, die von den Jugendlichen in diesem Alter häufig gebraucht werden. Ein 20jähriger Fachoberschüler kommt in seinem Rückblick auf die Kindheit und Jugend zu folgendem Schluss: „Es sind wahrscheinlich die Kinder, die in der Kindheit zu wenig geschaut haben, die schauen dann später ziemlich viel und die, die es hatten, die, schätz ich mal, die haben genug und suchen sich etwas anderes.“

Der Stellenwert der Medien ändert sich – In einem Jahr ist vieles anders

Der *Abkühlungseffekt des Fernsehens mit zunehmendem Alter* ist eine Konsequenz aus der Tatsache, dass der Alltag der befragten Jugendlichen immer mehr ausgefüllt ist mit Lernen für Schule und Prüfungen, mit Ausbildung, Studium, Beruf und Zivildienst. Ferner löst die Vorliebe für andere Medien (wie Musik, Computer, Zeitung, Theater, u. ä.) das Fernsehen ab. Zunehmende Bedeutung bekommt der Besuch der aktuellen Kinofilme zusammen mit den gleichaltrigen Freunden. Die *aktive Gestaltung und Pflege ihrer Freundschaften* steht jetzt im *Mittelpunkt*. Damit verbunden ändert sich die Einstellung zum Fernsehen („TV ist nicht mehr das, was es einmal war“) sowie der Stellenwert von Medien insgesamt. Die Neugier und das Flanieren durch die Fernsehprogramme verliert seine Faszination und wird abgelöst durch klare individuelle Medienvorlieben; die Jugendlichen interessieren sich ferner auch für das, was die Freunde mögen und setzen sich darüber mit ihnen auseinander. Dennoch *bleiben* viele Jugendliche *ihren früheren Lieblingsfilmen und Lieblingsserien aus dem Fernsehen treu*. Auch als junge Erwachsene (mit 19/20 Jahren) sehen sie sich diese ab und zu noch gerne an. Dieses wiederholte Sehen von Lieblingsserien und Lieblingsfilmen, in denen oft die jeweils persönlichen Themen und Erfahrungen angesprochen werden, lässt sich als eine Art „*Treue zu sich selbst*“ kennzeichnen (eine Mutter: „Meine Tochter soll zu den Sachen stehen, die sie gerne mag, und sie auch anderen gegenüber vertreten“).

Die befragten Jugendlichen markieren mit ihren Medienerlebnissen und Medienerfahrungen ihre Entwicklungsschritte. Die Jugendlichen haben *Lieblingsfilme*, die sie „umgehauen haben“ und einen „*Anker in die Biografie werfen*“, wie es eine 19jährige Abiturientin ausdrückt. Für die meisten der befragten 15/16jährigen Jugendlichen ist beispielsweise „Schindlers Liste“ ein solcher Film, der sie in ihren Vorstellungen über das menschliche Verhalten erschüttert bzw. bei ihnen ein neues Bewusstsein angeregt hat. Solche „*Medien-Anker*“ können aber auch *Musikstücke* sein, die sie in bestimmten Situationen hörten und bei deren Wieder-Hören die damit verbundenen Stimmungen und Gefühle unwillkürlich wieder lebendig werden.

Mit zunehmendem Alter *ändern sich* nicht nur die *Interessen* und (Entwicklungs-) *Themen* der befragten Jugendlichen, sondern auch die *Medienvorlieben*; so kippt beispielsweise bei den Jungen die Vorliebe für Actionfilme in die Vorliebe für Beziehungsfilm oder Dramen wie „Schindlers Liste“ um. Mädchen dagegen erweitern ihre Vorliebe für Tanz- und Beziehungsfilm (wie „Dirty Dancing“ und „Pretty Woman“) mit dem Interesse für Action- und Abenteuer-Film, um sich mit Aspekten der Gewalt oder mit entsprechenden Verhaltensmustern des Bestehens von schwierigen Situationen auseinander zu setzen. Die Jugendlichen waren übrigens im Rückblick auf ihre früheren Medienvorlieben oft darüber erstaunt, dass sie vor einem Jahr noch für jenen Film, für jene Musik oder für jenen Star schwärmten.

„Im Meer der Bilder tauche ich immer wieder auf“ – Die Suche nach den individuellen Themen

Medienerlebnisse und damit verbundene *Medienerfahrungen* können als *imaginäre Reisen* bezeichnet werden. Dabei konnten wir insbesondere bei den 13/14jährigen *zwei grundlegende Arten von Reisen in die Medienwelten* (z. B. Serien, Spielfilm) unterscheiden: den *flanierenden* Umgang sowie den *fokussierten*, d. h. *themenzentrierten* Umgang. Die Jugendlichen grasen das laufende Fernsehprogramm sowie die Videoangebote meist flanierend ab (durch Flippen, Zappen, Hoppen und Switchen). Dabei bleiben sie oft an etwas hängen, was sie interessiert: Zum einen das Bekannte und Vertraute, zum anderen das Fremde, das Unheimliche, das ganz Andere. Andererseits treffen sie eine gezielte und bewusste Auswahl, wenn sie etwas

Bestimmtes sehen wollen. Die Medien in ihrer Bandbreite enthalten eine Palette vielfältiger Themen, in der die Jugendlichen *immer etwas „für sich“ finden*. Da, wo sie wirklich „hängen bleiben“, sehen sie meist ihre Themen, Fragen und Zweifel sowie sich selbst widergespiegelt („Im Meer der Bilder tauche ich immer wieder auf“; 19-jähriger Fachoberschüler). Die Medien als Spiegel geben ihnen dann Antworten: Was mache ich aus meinem Leben, was tue ich, wie verhalte ich mich? Je älter die befragten Jugendlichen werden, umso deutlicher kommen ihre thematischen Interessen zum Ausdruck. Ihre individuellen Themen und Leit motive werden indirekt in der Auswahl der Medien sichtbar, denn das, was mit diesen Themen nichts zu tun hat, tritt deutlich in den Hintergrund.

Die Medien als Schlüssel zu den Themen der Jugendlichen

Neben der Musik, die bei den Jugendlichen durchweg eine wichtige Rolle spielt („Musik spendet Trost, verstärkt Stimmungen und Gefühle“), setzen sich die Jugendlichen vor allem intensiv mit Spielfilmen auseinander. Wir fragten bei den Interviews immer nach dem aktuellen „persönlichen Lieblingsfilm“ und ließen uns von den Jugendlichen dazu den Inhalt nacherzählen. Wer etwas über einen Medieninhalt erzählt, der erzählt meist auch eine Geschichte aus seinem eigenen Leben, denn diese „Nach-Erzählungen“ über Mediengeschichten enthalten zugleich eine Fülle von eigenen Interpretationen, Gedanken und Gefühlen.

Dabei fiel uns folgendes auf: die Jugendlichen sehen Woche für Woche und Jahr für Jahr eine Menge an Spielfilmen, doch als „*persönliche Lieblingsfilme*“ nennen sie solche *Spielfilme, die immer mit ihren Entwicklungsthemen und Lebenssituationen* (symbolisch und unmittelbar) *zu tun hatten*. Beim Vergleich aller Lieblingsfilme (von 13 bis 20 Jahren) schälte sich dann bei vielen Jungen und Mädchen jeweils ein *bestimmtes „Lebens-Thema“* heraus, das gleichsam wie ein *Motto für den „Lebensroman“* (Rutschky) eines Jugendlichen gesehen werden kann.

Die Lieblingsfilme enthalten den Stoff, aus dem ihre Träume sind, und regen sie an, sich das eigene Leben auszumalen, sich etwas zu wünschen, was noch nicht da ist. Die Auswahl dieser „persönlichen Lieblingsfilme“ ist nicht zufällig, sondern mit dem eigenen „Lebensroman“ verknüpft. Die *Inhalte dieser Spielfilme* sind dann die *Schlüssel* zu den „Lebensromanen“ der Jugendlichen.

Spielfilme, Serien, Stars sowie die *Musikstile* sind aber auch ein *kollektives Wissen* der Jugendlichen. Sie sind *Ausdruck ihrer gemeinsamen Jugendkultur*. Die Jugendlichen greifen auf einen *gemeinsamen Vorrat an Geschichten und Informationen* zurück, die sie alle kennen. Auch wenn sie dies jeweils für sich unterschiedlich erleben, so sehen, hören und empfinden die Jugendlichen vor dem Hintergrund ihrer unterschiedlichen Lebenswelten jeweils ihren „eigenen Film“, ihre „eigene Musik“, erfahren den „eigenen Sinn“.

Die Suche nach Geborgenheit

Der Hunger nach Bildern des Männlichen und Weiblichen

Die Suche nach dem abwesenden und unbekanntem Vater

Was suchen die Jugendlichen in den Medien, welche Themen sprechen sie vor allem an? Obgleich die von uns befragten Jugendlichen in den „Lebensromanen“ ihre „*eigenen Themen*“ zum Ausdruck bringen, lassen sich diese zu „*allgemeinen Themen*“ dieser Generation bündeln. In den Schilderungen ihrer Themen sowie in ihrer Beschreibung von Medieninhalten kommen vor allem drei Themen zu Tage:

- Die Suche nach der Herkunft und nach den eigenen Wurzeln
- Die Suche nach Bildern des Männlichen und des Weiblichen
- Die Suche nach dem abwesenden und unbekanntem Vater.

Bei der Suche nach Themen in Spielfilmen zeigt sich bei den befragten Jugendlichen als *Motiv der Auswahl* vor allem das *Bedürfnis nach Sicherheit, Verlässlichkeit und Geborgenheit*. Die Gründe dafür sind vielschichtig; in dieser Untersuchung tauchte dieses Thema besonders in Familien mit Stief- und Adoptiveltern auf.

Die befragten Jugendlichen bearbeiten das Thema der Suche nach der Herkunft und den eigenen Wurzeln in der Weise, dass sie sich vor allem mit ihrer eigenen Vergangenheit auseinandersetzen („Wie war das bei mir als Kind?“). Dabei spielen die früher immer wieder angeschauten Lieblingsfilme und Lieblingsserien eine wichtige Rolle. Die Medienerlebnisse und Medienerfahrungen der Vergangenheit bewahren gleichsam in verschlüsselter Form die Kindheitserlebnisse auf. Die *individuellen Medienerfahrungen* werden somit zu *Markierungspunkten in der eigenen Biografie*.

Die *Suche nach Bildern des Männlichen und des Weiblichen* konzentriert sich auf das *Selbstbild als junge Frau und als junger Mann*. Die *Auswahl* der „persönlichen Lieblingsfilme“ ist nicht zufällig, sondern unmittelbar *mit den eigenen Erfahrungen als Mädchen bzw. als Junge verknüpft*. Die Medien bieten den Jugendlichen eine *reichhaltige Palette an Frauen- und Männer-Bildern*. Dies bewirkt bei ihnen unter anderem auch die Erkenntnis, dass die eher tradierten Rollenbilder der Geschlechter ihre Risse bekommen sowie eine Person immer auch aus mehreren Personen bzw. „Selbsten“ besteht. Die befragten Mädchen setzen sich beispielsweise mit der Frage auseinander, welches Bild sie von sich selbst als Frau haben und welche Eigenschaften und Merkmale sie bei ihren Lieblingsstars schätzen und bewundern, aber auch, welches Verhalten und welches Aussehen sie an den weiblichen Stars überhaupt nicht mögen. Gefühle des Mangels und des Unfertigen stehen hier im Kampf mit Gefühlen der Euphorie und des Übermuts. Sie fragen, warum diese Stars für einen so anziehend sind. Gefragt ist bei ihnen nicht die kritiklose Nachahmung der Frauen- und Männerbilder, sondern die Suche nach dem eigenen Geschmack und der eigenen Person bzw. Persönlichkeit. Einige der befragten Mädchen sehen beispielsweise bis zu zwanzigmal Filme wie „Dirty Dancing“, „Pretty Woman“, „Grüne Tomaten“ oder „Der Feind in meinem Bett“ und setzen sich dabei mit den unterschiedlichen Frauenbildern auseinander, indem sie immer wieder ihre Gedanken, Empfindungen, Gefühle und Einschätzungen ausloten. Mädchen, die sich ihren Ängsten vor der Zukunft sowie dem Schrecken vor Horror und Gewalt stellen, wählen dagegen Filme wie „Das Schweigen der Lämmer“, „Friedhof der Kuschtiere“, „From Dusk till Dawn“ oder „Der mit dem Wolf tanzt“.

Einige der befragten Jungen und Mädchen litten in ihrer Adoleszenz vor allem unter der *Abwesenheit bzw. dem Nicht-Kennen ihrer Väter*. Bei den von uns befragten Familien waren die Väter in den Kernfamilien aus beruflichen Gründen häufig wenig anwesend. Ein Drittel der Mütter war allein erziehend (die Väter sind demnach nicht in den unmittelbaren Alltag mit eingebunden, und die Väter hatten den Status des „Besonderen“). Ferner gab es Familien mit Adoptiv- und Stiefeltern.

Die Abwesenheit sowie das Nicht-Kennen der Väter sowie die Erfahrungen einiger der befragten Jugendlichen mit den *Trennungen und Scheidungen ihrer Eltern* rufen bei ihnen den starken *Wunsch nach Nähe und emotionaler Sicherheit* hervor. Wer nicht da ist, der ist um so präsenter in den Bildern, die man sich vom Abwesenden macht. Was unbekannt ist, wie beispielsweise die männliche Art und Weise mit Menschen, Situationen und Dingen umzugehen, schürt Zweifel, macht Angst, und aus dieser Angst heraus *suchen* die Jugendlichen (Jungen und Mädchen gleichermaßen) *nach Bildern des Männlichen* in all seiner Vielfalt und Widersprüchlichkeit: Von „Rambo“, „Terminator“, „Indiana Jones“ bis hin zu „Schindlers Liste“ oder „Der mit dem Wolf tanzt“. Die Fantasien der Jugendlichen beschäftigen sich mit der Frage, was einen Vater „als Mann“ ausmacht. Dabei suchen sie Antworten in Filmen wie „Mit stählerner Faust“, „Ohne Ausweg“, oder „Krieg der Sterne“. Solche Spielfilme müssen diese Themenaspekte nicht explizit zum Inhalt haben, aber Erfahrungen zu diesem Thema aufzeigen.

Die Töchter und Söhne stellen den „*Mythos der Selbstverwirklichung*“ ihrer Eltern oftmals *in Frage*. Aufgrund ihrer Erfahrungen äußerten sie immer wieder den *Wunsch nach einer „vollständigen Familie“*, auch wenn ihnen die Problematik der Elternbeziehung bewusst war.

Medieninhalte als Symbolische Verarbeitung von Wirklichkeit

Die *Lieblingsmedien* und deren Inhalte werden als (*Medien-*)*Erlebnisse* zum *Erfahrungsschatz der eigenen Biografie*, indem sie die *Selbstvergewisserung* über die persönliche Entwicklung und Veränderung anregen. Die Medieninhalte sind vor allem in der Adoleszenz thematische Bausteine für die innerpsychische Erfahrungswelt, denn sie bieten Stoff für Tagträume, Fantasien und Imaginationen, indem sie die

Vorstellungen der Jugendlichen bestätigen, in Frage stellen oder erweitern. In einem inneren Dialog, der intensiv von den Jugendlichen erfahren wird, setzen sie sich mit dem medialen Geschehen kognitiv und emotional auseinander und kommentieren es „für sich“. Entsprechend ihren Beschreibungen gehen sie bei der Handlung mit, leiden mit, kämpfen mit, lassen sich berühren, erschüttern, fesseln. Bei dieser Art „*parasozialer Interaktion*“ mit dem Mediengeschehen können sie *sich ein Stück selber (besser) kennen lernen*, denn dieser imaginative Prozess ist erst einmal sozial störungsfrei und hat keine Konsequenz in der Auseinandersetzung mit anderen (wie Eltern, Geschwister, Freunde, Partner).

Medienfiguren, Medienstars sowie *SchauspielerInnen* waren für die von uns befragten Jugendlichen immer eine Zeit lang „*innere Begleiter*“. Somit entsteht für die heutigen Jugendlichen eine Art „*Selbsterfahrung via Medienreisen*“, so wie es für sie auch zunehmend eine „*Selbsterfahrung online*“ gibt, zwei Erfahrungskomponenten, die zunehmend das Phänomen der „*Selbstbildung*“ von Kindern und Jugendlichen ausmachen und einen persönlichen Gewinn darstellen.

Wer über Medien redet, redet über sich selbst – Medieninhalte als Sozialer Nutzen

Medieninhalte bieten aber nicht nur *Symbol-Material* für die Auseinandersetzung mit der äußeren und inneren Wirklichkeit, sondern auch *Sozial-Material*. Die Jugendlichen verwenden die *Medien* vor allem dazu, *um mit ihrer Umwelt in Kontakt zu gehen*: Medieninhalte sind Thema von Gesprächen mit Freundinnen und Freunden, mit Geschwistern und Eltern. Medien bilden einen Rahmen für gemeinsame Tätigkeiten sowohl in der Familie als auch in den Gleichaltrigen-Gruppen (gemeinsames Fernsehen, Musikhören, Video- und Telespielen, gemeinsamer Besuch von Kinos, Konzerten, Büchereien u. ä.).

Entgegen der geläufigen Auffassung, dass die Medien die Familienmitglieder voneinander isolieren, *wird in den von uns befragten Familien meist sehr viel über Medien geredet*. Dieses gemeinsame Reden über Medien findet etwa bis zum 15. Lebensjahr statt. Ab dem 16. Lebensjahr nimmt dies wieder ab und geht einher mit der Abnahme des (gemeinsamen) Fernsehens sowie dem Wunsch der Jugendlichen, sich mehr mit den Freundesgruppen zu treffen sowie sich mehr von den Geschmacksvorlieben und Alltagsgewohnheiten der Eltern abzusetzen. Ferner werden in diesem Alter die Themen Schule, Ausbildung, Studium, Beruf und die positiven und negativen Erfahrungen mit ihren Freundschaften wichtiger. Das *Reden über Medien* insgesamt ist ein *selbstverständlicher Bestandteil der alltäglichen Kommunikation* geworden und bekam in den *Familien* sowie in den *Gleichaltrigen-Gruppen* eine besondere Qualität. Denn das Sprechen über Serien oder Spielfilme erlaubt es den Jugendlichen, die Mediengeschichten abzuwandeln, indem sie *beim Erzählen ihre eigenen Erfahrungen und Gefühle mit einbeziehen* und so nicht gleich mit ihrem „eigenen Thema“ oder ihrer „eigenen Meinung“ herausrücken müssen. Das *Reden über Medien* benutzen die Jugendlichen sowohl in den Familien als auch und vor allem in den Gleichaltrigen-Gruppen als *Gesprächs-Ouvertüren*, um sich selbst in ein Gespräch einzubringen und einzumischen. Ferner dient ihnen dieses Reden als Camouflage, indem sie mit den eigenen Wünschen, Ängsten und Problemen erst einmal hinter dem Berg halten, um auszuprobieren, wie das (eigene) Thema als Medienthema getarnt überhaupt aufgenommen wird. Dazu gehört ferner das Moment der Provokation, um sich selbst und die anderen zu testen. Gelingt ihnen dies, dann können die Jugendlichen leichter von sich und über sich reden.

Was das Reden über Medien in den Familien betrifft, so teilen die Eltern mit, dass ihre Töchter und Söhne ihnen oftmals ausführlich von Spielfilmen oder Serien berichten, sodass eigentlich deutlich auf der Hand liege, was den jeweiligen Jugendlichen innerlich beschäftige. So sprechen die Töchter und Söhne ihre Eltern nach dem gemeinsamen Anschauen von Beziehungsfilmen oftmals auf die Eltern-Paarbeziehung an: „Lasst ihr euch auch scheiden?“, „Liebt ihr euch noch?“, „Werdet ihr auch zusammen alt?“.

Wer etwas über Medieninhalte erzählt, erzählt meist auch eine Geschichte aus dem eigenen Leben mit. Die angesprochenen Medien-Aspekte sind oftmals Anzeichen und Hinweise darauf, was die erzählende Person aus der jeweiligen Handlung „für sich“ als Person herausnimmt, herausliebt, was aus einer Geschichte jeweils für eine Person heraus-tönt (per-sonare).

„Die Reise des Helden, die Reise der Heldin“ – Der Zusammenhang von Lebensthemen und Medienthemen

Warum reisen Jugendliche so gerne in die Medienwelten? Da muss es doch etwas geben, das sie seit ihrer Kindheit immer wieder fasziniert?

Die Medien liefern symbolisches und mythisches Material. Die Medien erzählen Geschichten, die in einer Gesellschaft kulturell bekannt sind und von allen verstanden werden. In diesen Geschichten können sich alle wiederfinden. Die Medien-Geschichten haben einen klaren Bauplan. Dieser *Bauplan* hat eine lange Tradition, bei der *Mythen*, *Märchen* und *Archetypen* am Anfang stehen. Die *Medien-Geschichten* (wie Spielfilme, Videoclips, Computerspiele, Songtexte) *besitzen ein gemeinsames und verbindliches Erzählmuster*, das in allen Kulturen gleich ist. Dieses *Strukturprinzip*, „*Monomythos*“ (Campbell) genannt, beschreibt die „*Reise des Helden*“ sowie die „*Reise der Heldin*“:

Der Held, die Heldin müssen eines Tages die vertraute Welt in Familie und Alltag verlassen und sich auf eine Reise machen. Dort erleben sie Abenteuer, die mit Aufgaben und Prüfungen verbunden sind. Die Aufgaben müssen erfüllt und die Prüfungen müssen bestanden werden. Mit den dabei gewonnenen neuen Erfahrungen können die Helden und Heldinnen dann wieder zurückkehren und ihren „Erfahrungsschatz“ an andere weitergeben.

In *Spielfilmen*, *Musikvideos* und *Computerspielen* wird grundsätzlich und erfolgreich das *Grundmuster der mythologischen und märchenhaften „Helden-Reise“* verwendet (vgl auch: Christopher Vogler: Die Odyssee des Drehbuchschreibers. Über die mythologischen Grundmuster des amerikanischen Erfolgskinos. Frankfurt am Main 1998).

Dieses Strukturprinzip ist aber kein abgehobenes Muster der Wirklichkeit, sondern ein *symbolisches Abbild des gesamten Lebensprozesses*. Demnach gibt es einen *Zusammenhang* zwischen den *Themen von Mythen und Märchen*, den „*Drehbüchern*“ von *Medien-Geschichten* sowie dem *eigenen Lebenslauf*. In diesen Geschichten kann man sich selbst erkennen und in diesem Geflecht werden die Medien dann zu einem Spiegel und die Mediengeschichten zu einem Schlüssel für das Öffnen und Bewusstwerden der persönlichen Themen und Gefühle.

In nachfolgendem Schaubild werden die Themen der Adoleszenz sowie das Prinzip der Drehbücher von Spielfilmen nebeneinander gestellt, sodass die Korrespondenz zwischen Medienthemen und Lebensthemen, zwischen Medienwelten und Lebenswelten deutlich wird.

„Jemand werden und mit sich selbst klar kommen“ – Medien als Spiegel für das Selbst

Die *Medien* insgesamt dienen den Jugendlichen als *Spiegel für ihre Themen*, Fragen, Zweifel, Motive, Gefühle und Erfahrungen. Medien und insbesondere Spielfilme regen die Jugendlichen in besonderem Maße dazu an, *sich der eigenen Person zu vergewissern*, denn im Spiegel der Mediengeschichten erkennen sie sich selbst sowie ihre Themen.

Für die Suche nach einem Spiegel für ihre Themen in den Medien gibt es einen *dramaturgischen Dreier-Schritt*. Dieser Prozess beginnt mit 13/14 Jahren, wenn sich im Zusammenhang mit den neuen Entwicklungsthemen und -aufgaben die jeweils persönlichen Themen herausbilden (Abschied von der Kindheit; Angst vor dem Unbekannten; Abgrenzung gegenüber den Eltern; Suche nach dem unbekanntem bzw. abwesenden Vater; Abgrenzung gegenüber der über-fürsorglichen Mutter; Rebellion gegen Autoritäten). Die Medien-Geschichten spiegeln ihnen ihre Hoffnungen, Wünsche und Ängste wider und bewirken, dass die Jugendlichen ihre Fragen und Zweifel begreifen und annehmen können („Wer werde ich werden?“).

Mit 15/16 Jahren schält sich dann das persönliche Thema stärker heraus; dieses Thema wird die Jugendlichen jeweils noch lange begleiten und bezieht sich vor allem auf folgende Aspekte: die Erfahrungen mit sich selbst; das Erkennen der eigenen Stärken und Schwächen; die Erlebnisse mit den Freundinnen und Freunden sowie mit der (ersten) Liebe; ferner die Erkenntnisse aus ihren inneren und äußeren Reisen. Als Spiegel für diese Reisen sind vor allem solche Medieninhalte wichtig, die diese Erfahrungen ansprechen (Filme, Liedtexte, Bücher).

Mit 19/20 Jahren werden dann die persönlichen Themen deutlich und bewusst. Es war überraschend, dass den befragten Jugendlichen auch nach fünf Jahren noch ihre Lieblingsmedien von 13/14 Jahren wichtig waren. Die Themen und Probleme, die dort angesprochen wurden, besitzen immer noch eine verblüffende Aktualität für sie. In ihrem Rückblick auf die Zeit der Adoleszenz stellen die Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen fest, dass ihnen die *Medien* vor allem als ein „Echo“ sowie als ein „Spiegel der Selbstvergewisserung“ dienten. Gerade für ihre Suche nach dem Vater und ihre Suche nach den eigenen Wurzeln waren die Medien hilfreich. Dieser „Spiegel der Selbstvergewisserung“ mittels Spielfilmen hatte bei den von uns befragten Jugendlichen folgende *Effekte*:

Spielfilme können die Jugendlichen/jungen Erwachsenen auf neue Themen bzw. auf neue inhaltliche Aspekte ihrer Themen bringen und ihnen dadurch bestimmte Seiten des Lebens erst „richtig bewusst“ machen (es ist der „Ruf des Abenteurers“, sich etwas Neuem sowie einer neuen Erfahrung zu stellen). Beispiel: Die Jungen sind mit 15/16 Jahren bereit, ihre Themen auch in „ernsthaften“ Spielfilmen zu suchen und nicht nur in Filmen wie „Die nackte Kanone“. Die Mädchen sehen sich nun Filme an, die auch die schmerzhaften Seiten der „Liebe und Treue“ zeigen und nicht nur romantische Geschichten erzählen.

Spielfilme können dazu herausfordern, das eigene Selbstbild oder die eigene Sicht von Leben und Welt in Frage zu stellen: Jugendliche geben es am Ende der Adoleszenz auf, noch weiter um die Nähe oder Bereitschaft des abwesenden oder unbekanntes Vaters zu kämpfen; sie lassen vom Vater los und müssen diese Lücke mit ihrer eigenen Persönlichkeit sowie mit dem Begehen des eigenen Weges füllen. Spielfilme zeigen ihnen dabei eine Bandbreite an „guten“ und an „fragwürdigen“ Vätern und regen zur Imagination an, was ein „guter Mann“ und ein „guter Vater“ sein könnte. Diese Entwicklung hat den Charakter, eine „innere Prüfung“ bestehen zu müssen.

Die Inhalte und Themen der Spielfilme vermitteln den Jugendlichen/jungen Erwachsenen neue und andere Erfahrungen. Diese *Medien-Erfahrungen ergänzen, erweitern und erschüttern die Real-Erfahrungen*; sie sind aber zugleich ein „Erfahrungsschatz“ bzw. eine Art „Belohnung“ für ihre „Reisen in die Medienwelten“.

„Wegen der Medien machten wir uns zu viel Sorgen!“ –

Wie sehen die Eltern die Reisen ihrer Töchter und Söhne in die Medienwelten?

Die Zeit der Adoleszenz ihrer Töchter und Söhne geht an den *Eltern* nicht spurlos vorbei. Auch sie verändern sich und werden *durch die heranwachsenden Kinder zur weiteren Selbstständigkeit herausgefordert*.

Als die Jugendlichen 13/14 Jahren alt waren, gab es in vielen der von uns befragten Familien noch eine Menge an gemeinsamen Medien- und Freizeitaktivitäten (gemeinsam Fernsehen, gemeinsam Musikhören, gemeinsame Konzerte besuchen oder ins Kino gehen). Es wurde viel gemeinsam über Medien geredet, gestritten und dabei an unterschiedlichen Vorstellungen und Ansichten vermittelt. Mit 15/16 Jahren nehmen die gemeinsamen Medienerfahrungen ab. Die Jugendlichen sowie die Eltern machen zunehmend jeweils mehr für sich alleine. Beide Generationen werden voneinander selbständiger und grenzen sich über ihre unterschiedlichen Medien- und Geschmacksvorlieben gegenseitig ab. Die *Entwicklung in den Familien geht vom Gemeinsamen zum Individuellen*. Die Beschäftigung mit Medien wird für Eltern und Jugendliche gleichermaßen zu einer „Zeit jeweils für sich“ sowie mehr zu einer „*persönlichen Angelegenheit*“.

Im Gegensatz zu den eigenen Erfahrungen in ihren Herkunftsfamilien, in denen Fernsehen und Radio eher tabuisiert und problembeladen waren, sehen die Eltern der Jugendlichen insgesamt *entwicklungsfördernde Aspekte der Medien*: Die Töchter und Söhne sollen in Sachen Medien *mitreden können*. Die Medien würden *das (Allgemein-)Wissen* der Töchter und Söhne *erweitern*, die *Geschmacksbildung fördern* und sie dabei *unterstützen, ihre eigene Meinung zu bilden und zu äußern*. Die Eltern waren keine Gegner der Medienkultur ihrer Kinder, sondern eher *Förderer und kritische Begleiter*. Am Schluss der Untersuchung aber meinten viele Mütter und einige Väter, dass sie sich wegen des Medieumgangs und der Medienvorlieben ihrer Kinder in der Adoleszenz *unnötige Sorgen* gemacht hätten.

Diese Untersuchung bestätigt, dass die *Eltern das unmittelbare Vorbild im Umgang mit Medien* sind. Wie Eltern mit Filmen, Serien, Musik und Büchern umgehen, das schauen sich die Töchter und Söhne von

ihnen ab. Im Lauf der Jahre entsteht dabei ein *familienspezifisches kulturelles Erbe*, das von den Jugendlichen dann ab dem 14./15. Lebensjahr stark in Frage gestellt wird. Trotz Rebellion und Abgrenzung bleibt dennoch ein Teil dieses kulturellen Erbes erhalten. Die Jugendlichen, die mit 19/20 Jahren bereits berufstätig sind und mit ihren Partnern in einer eigenen Wohnung zusammen leben, sehen abends wieder („wie früher!“) zusammen lange fern. Dabei pflegen sie auch dieselben Sitzarrangements und Vorlieben sowie jene Gewohnheiten, die sie aus ihrer jeweiligen Familie her kennen und als Kind früher erlebt haben. Die häuslichen Medien-Erfahrungen wirken nach: *die Eltern sitzen heimlich mit*.

Drehbuch-Bauplan (Spielfilme, Serien)	Entwicklungsaufgabe, Entwicklungsthemen, Lebensthemen (Das Drehbuch bzw. die Dramaturgie der Adoleszenz)
<p><i>Erster Akt /Exposition</i> gewohnte Welt</p> <p>Ruf des Abenteuers</p> <p>Weigerung</p> <p>Begegnung mit dem Mentor</p> <p>Überschreiten der ersten Schwelle</p> <p>//persönliche Lieblingsfilme (der Jugendlichen):</p>	<p><i>Abschied von der Kindheit (vor allem im Alter von 13/14 Jahren)</i> Geborgenheit, Symbiose (positiv) Überbehütung, erzwungene Häuslichkeit (negativ)</p> <p>Innere Stimme: „Ich möchte ein Erwachsener sein“; „Ich muss erwachsen werden“ (positiv)</p> <p>Erwartungen der Außenwelt, Gesellschaft, Entdecken des eigenen Körpers</p> <p>Gefühl, ein Fremder im eigenen Körper zu sein (sich unzulänglich fühlen)</p> <p>Verwirrung der Gefühle (Aufbruchstimmung, Verlust, Trauer, Angst, Verzweiflung ...)</p> <p>Torwächter: Die Eltern lassen nicht los (Familie als Hort/Bollwerk der Symbiose)</p> <p>Leistungsverweigerung, Krankheiten, Unfälle</p> <p>„bester Freund“, „beste Freundin“, Lehrer, Trainer, aber auch Eltern als Begleiter</p> <p>„Lieblings“-Stars (vor allem in den Medien), Vorbilder (vor allem im öffentlichen Leben)</p> <p>Trennung von lieb gewordenen Gewohnheiten (Kindheit), Entfernung vom infantilen Selbst</p> <p>Heraustreten aus dem Symbiotischen, Abnabelung vom Mütterlichen (Matrix):</p> <p>Sich gegenüber den Eltern abgrenzen, sie zurückweisen, sie in Frage stellen</p> <p>Rebellieren gegen Autoritäten (Tabus brechen, Idole stürzen, Bildersturm, Scheiß-Bauen, Regeln in Zweifel ziehen), Gefühl des Alleinseins und der Einsamkeit</p> <p>Selbstvergrößerung, Selbsterniedrigung, Selbstentwertung, Selbsthass</p> <p>(Ju): Robin Hood, Highlander, Indiana Jones, Krieg der Sterne, Top Gun</p> <p>(Mä): Grüne Tomaten, Dirty Dancing, American Werewolf, Der mit dem Wolf tanzt, Der Feind in meinem Bett, Entscheidung aus Liebe, Friedhof der Kuscheltiere, Pretty Woman//</p>
<p><i>Zweiter Akt/ Konfrontation</i></p> <p>Bewährungsproben</p>	<p><i>Trennung/Ablösung („Weg der Prüfungen“)</i> (vor allem im Alter von 15/16 Jahren)</p> <p>Auseinandersetzung: mit den Erwartungen von außen (Familie, Schule, Ausbildung);</p>

	<p>mit der Umwelt insgesamt (Realwelten, Medienwelten, Konsumwelt, Gruppendruck); mit den eigenen Ängsten (vor dem Unbekannten, vor der Zukunft, vor Gewalt/Bedrohung); Berührungen: (erste) erotisch-sexuelle Begegnungen, Erfahrungen („Prinzen-Suche“), Enttäuschungen („gebrochene Herzen“); Erproben der Dauer/Stärke von Freundschafts- und Partnerbeziehungen; Glücksgefühle Grenzsituationen: Krankheit, Verlust; Begegnung mit dem Tod; Reisen: Kleine und große Reisen („Welt-Reisen“): in der Fremde (allein) bestehen müssen; Auszug aus dem Elternhaus: das Ende der „familiären Erziehung und Kontrolle“ Verbündete: Eltern, Lehrer, Freunde/Freundinnen (können auch zu Feinden werden) Verbündete: Personale Vorbilder (Idole) sowie imaginative Vorbilder (z. B. Medien-Stars)</p>
Vordringen zum tiefsten Kern (Kampf)	<p>Risiko-Verhalten, Gefährdungen, Grenz-Verletzungen; Gewalt gegenüber Anderen Auto-Aggression („Kampffeld: der eigene Körper“), Drogen, provokante Sexualität, Selbstmordgedanken, Selbstmordversuche, Aushalten von extremen Medienerlebnissen Selbstüberschätzung, Selbstvergrößerung, Selbsterniedrigung, Selbstentwertung, Selbsthass</p>
Entscheidende Prüfung (Feuerprobe)	<p>Der Blick in den Spiegel: „Erkenne Dich selbst!“ (das „Gute“ und das „Böse“) Auseinandersetzung mit dem eigenen Aussehen sowie der eigenen Persönlichkeit Die Suche nach dem Vater, der Mutter, dem Männlichen, dem Weiblichen; Identität finden</p>
Belohnung	<p>Selbsterkenntnis und Annahme der eigenen Person Anerkennung durch die Anderen</p>
//persönliche Lieblingsfilme der Jugendlichen	<p>Ju: Schindlers Liste, Das Schweigen der Lämmer, BoyZ'n Hood, Ohne Ausweg, Mä: Schindlers Liste, Das Schweigen der Lämmer, Maverick, Philadelphia, Gilbert Grape, My Private Idaho, Die Schöne und das Biest //</p>
<i>Dritter Akt/Auflösung</i> Rückweg	<p><i>Erkenntnis / Versöhnung (vor allem im Alter von 19/20 Jahren)</i> Die Suche nach dem eigenen Platz: „Wo bin ich zu Hause?“; Versöhnung mit den Eltern, Rückkehr als Erwachsener, als junge Frau, als junger Mann; der versöhnliche Rückblick auf Kindheit und Pubertät; die Erfindung des eigenen Lebens-Traumes</p>
Auferstehung	<p>Gewachsen und Erwachsen, Zurückgekommen und Wiedererweckt das Bewusstsein, zum eigenen Abenteuer aufgebrochen zu sein, die Prüfungen bestanden zu haben, sowie selbstständig, eigenverantwortlich und eigenständig sein zu können</p>
Rückkehr	<p>Erfahrung verschiedener Wirklichkeiten: Gut-Böse, Frau-Mann, Leben-Tod</p>
mit dem Elixier	<p>Erweiterung der eigenen Erfahrungen, Einstellungen, Meinungen, Verhaltensweisen</p>

(Erfahrungsschatz, Erkenntnisgewinn)	Zunahme der Kompetenz von Handlung und Entscheidung; Selbstständigkeit, Selbstsicherheit, Fähigkeit zu Nähe und Distanz; sich im anderen spiegeln können.
//persönliche Lieblingsfilme der Jugendlichen:	Ju: Leon der Profi, Easy Rider, Lost Highway, From Dusk till Dawn, Menace to Society, Mä: Men in Black, Braveheart, Don Juan de Marco, Brücken am Fluss, Hochzeit meines besten Freundes, Switch, Titanic, Ein Vater zu viel, Während du schiffst //

AK 2: Diskontinuitäten in familialen Lebensverläufen

Zusammenfassung

MARIA STECK

Zu Beginn des von Martina Beham-Rabanser moderierten Arbeitskreises wurde in einem gemeinsamen Brainstorming erhoben, welche Themen im Rahmen des dreieinhalbstündigen Diskussionsforums bearbeitet werden sollen. Folgende Aspekte wurden seitens der AK-TeilnehmerInnen genannt:

1. Allgemeine Definition von Diskontinuität als Gegenteil von Kontinuität
2. Betrachtung unterschiedlicher Perspektiven, aus denen im familialen Rahmen Diskontinuität erlebt werden kann (z. B.: Perspektive der Kinder, der Mutter, des Vaters)
3. Faktoren, die das Erleben von Diskontinuität beeinflussen
4. Hilfsangebote zur Unterstützung von Familien mit diskontinuierlicher Entwicklung
5. Fokussierung auf eine der folgenden Formen diskontinuierlicher Entwicklungen, an Hand derer die Punkte 2-4 diskutiert werden sollen:

- Trennung bzw. Scheidung
- Geburt eines Kindes
- Fremdunterbringung bzw. Abnahme von Kindern
- Tod eines/r Angehörigen
- Verlust von Freunden
- Verlust der Arbeit
- Wohnortwechsel

Definition von Diskontinuität

Diskontinuität tritt auf, wenn ein *unvorhergesehenes* Ereignis im Leben eines Menschen von diesem als subjektiv kritisch empfunden wird. Es stellt einen sogenannten „*turning-point*“, eine Bruchsituation dar, die beim betroffenen Menschen zu einer Veränderung des Lebens führt. Das Ereignis fordert vom Individuum den Erwerb neuer bzw. die Modifikation bestehender *Copingstrategien*, die der Rückführung zur Kontinuität dienlich sind.

Sowohl Kontinuität als auch Diskontinuität kann positive und/oder negative Auswirkungen auf das Leben eines Menschen haben.

Das Erleben diskontinuierlicher Ereignisse am Beispiel der elterlichen Trennung

Die TeilnehmerInnen entschieden sich, Diskontinuität familialer Lebensverläufe am Beispiel der **Trennung bzw. Scheidung** der Eltern aus der **Perspektive der Kinder** zu diskutieren.

Die Trennung der Eltern bedeutet die Auflösung der ursprünglichen Familie, woraus Diskontinuität für das betroffene Kind erwächst.

Wie dieses Ereignis seitens des Kindes erlebt wird, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Aus der Sicht der AK-TeilnehmerInnen spielen u. a. personenspezifische und umweltspezifische Variablen eine Rolle für das Erleben der elterlichen Trennung aus der Perspektive des Kindes.

Personenspezifische Variablen:

- Alter des Kindes
- Geschlecht des Kindes

Umweltspezifische Variablen:

- Strittigkeit der Eltern vor, während und nach der Trennung
- Verfügbares soziales Netz des Kindes (z. B.: Großeltern, Geschwister)
- Möglichkeit der Beziehungsweiterführung mit beiden Elternteilen
- Angebote zu offenen Gesprächen bezüglich der elterlichen Trennung
- Fähigkeit der Eltern, ihre Partnerschaft zu beenden, jedoch ihre Elternschaft weiterzuleben

Helene Wagner – sexualpädagogische Moderatorin im Rahmen des Modells LoveTalks – schildert in ihrem Statement anhand konkreter Fallbeispiele aus ihrer praktischen Arbeit, welche Kriterien aus der Sicht der Kinder für die Verarbeitung der elterlichen Trennung von Bedeutung sind. Ergänzend zu den bereits angeführten personen- und umweltspezifischen Faktoren nennt die Referentin:

- Die dem Kind eingeräumte Möglichkeit, bei der Gestaltung der Besuchskontakte Mitspracherecht zu besitzen
- Größtmögliche Kontinuität u. a. in räumlichen (z. B.: vertraute Wohnumgebung) und sozialen Dimensionen (z. B.: Freundeskreis, Schule) für das betreffende Kind
- Neue Lebenspartner der Eltern sollen nicht versuchen, die Vater- bzw. Mutterrolle einzunehmen

Hilfsangebote

Unterstützungsmaßnahmen bezüglich des diskontinuierlichen Ereignisses „elterliche Trennung“ sollten bereits präventiv, d. h. im Vorfeld einer tatsächlichen elterlichen Trennung ansetzen. Besonders betont wurde seitens der AK-TeilnehmerInnen die Notwendigkeit von *präventiven Maßnahmen*, die einerseits bei Eltern (z. B.: in Form von Elternbildung) und andererseits direkt bei Kindern (z. B.: durch die Förderung ihres Kommunikations- und Konfliktlösungspotentials) ansetzen. Um die Verbreitung präventiver Maßnahmen flächendeckend zu garantieren, wurde u. a. die Nutzung medialer Instrumente, beispielsweise in Form von Diskussionsforen oder Beiträgen in Fernsehen, Rundfunk und Internet, diskutiert.

Als gesellschaftspolitische Aufgabe wurde zudem die *Schulung* von ScheidungsrichterInnen bezüglich des Umgangs mit Kindern während eines Scheidungsprozesses sowie die Fortbildung von PädagogInnen, als wichtige außerfamiliale Kontaktpersonen für „Trennungskinder“, gesehen.

In einem weiteren Schritt tauschten sich die ArbeitskreisteilnehmerInnen zu bestehenden Ressourcen im Zusammenhang mit der Unterstützung von Kindern, die von einer elterlichen Scheidung betroffen sind, aus. Folgende Maßnahmen wurden gesammelt:

- BeraterInnen und ModeratorInnen, die von Institutionen angefordert werden können, um mit Eltern, LehrerInnen und SchülerInnen präventiv, u. a. zum Thema „Konflikte“, ins Gespräch zu kommen.
- BeratungslehrerInnen, die eigens für die Unterstützung von Kindern mit psychosozialen Problemen ausgebildet werden.
- Informationskampagne der Kinder- und Jugendanwaltschaft zum Thema Trennung.
- Die Kinderbegleitung bei Mediation.
- Professionelle Beratungsangebote, die sich auf die Unterstützung von „Trennungskindern“ spezialisieren.
- Die sozialpädagogische Erziehungshilfe bzw. Familienintensivbetreuung als Unterstützungsleistung des Amtes für Jugend und Familie für „Multiproblemfamilien“.
- TäterInnenarbeit als Interventionsmaßnahme bei Gewalt in der Familie, u. a. im Zusammenhang mit der elterlichen Trennung.

Resümierend wurde festgestellt, dass ein Defizit an Informationsangeboten und Hilfen – vor allem von niederschweligen – für von Trennung betroffene Kinder zu verzeichnen ist. Initiativen, die das größere soziale Umfeld von Kindern (z. B.: Schule, Kindergarten, Eltern) miteinbeziehen, werden seitens der TeilnehmerInnen vermisst.

Soziale Treue

HELENE WAGNER

In meiner Tätigkeit als Moderatorin bei LoveTalks (Eltern, Lehrer, Schüler – Partner in der Sexualerziehung) arbeite ich im Rahmen dieses Schulprojektes vorwiegend mit Kindern zwischen zehn und fünfzehn Jahren. Durch das „Stellen dürfen“ von Fragen zur Sexualität, im weiteren Sinne zu Beziehungen, ist es den Kindern möglich, ihre Bedürfnisse zu formulieren. Dies tun sie in Form von anonymen Fragen, wobei ihnen die Verschwiegenheit in bezug auf ihre Person zugesichert wird, sowie mit offenen Fragestellungen. Die Kinder nehmen die Möglichkeit Antworten zu finden gerne wahr. Sie tun dies selbstständig in Gruppenarbeiten. Mich verblüfft es immer wieder, welche Gedanken sich Kinder zum Thema Beziehung und Partnerschaft machen und welche Eindrücke sie haben.

Bezugnehmend auf das Thema „Kontinuitäten in familialen Lebensverläufen“ fällt mir auf, dass folgende Bedürfnisse von Kindern dieser Altersgruppe immer wieder geäußert werden:

Zitat: „Es genügt, wenn sie einander achten und wie Nachbarn miteinander umgehen; mit wem sie Sex haben ist mir wurscht ...“

Elternschaft geht trotz getrennter Partnerschaft bzw. Sexualpartnerschaft der Eltern weiter. Elternschaft ein Leben lang.

Zitat: „Meinen Papa, meine Freunde, mein Zimmer ... muss ich aufgeben NUR ... weil Mama einen anderen will.“

Veränderungen der vertrauten Situation werden als bedrohend, verbunden mit großem Verlust, wahrgenommen. Der tägliche Kontakt mit dem Vater, auch wenn nur sehr kurz, ist wichtig. Die 14-Tage-Regelung finden Kinder oft unzumutbar.

Zitat: Seitensprung sollte erlaubt sein.

Kinder glauben, dass dadurch der Wechsel der Sexualpartner der Eltern nicht so einen gravierenden Einfluss auf ihr alltägliches Leben haben würde.

Zitat: „Ich habe nichts gegen den Freund meiner Mutter – er ist nur nicht mein Vater.“

Die Rollenzuteilung ist hier besonders wichtig. Mütter erwarten oft väterliche Unterstützung des neuen Gefährten, besonders in der Pubertät. Diese ist jedoch für das Kind, oft auch für die Mutter, problematisch. Das Umhütscheltwerden von der Gefährtin des Vaters wird oft als falsch bzw. einschmeichelnd wahrgenommen. Kumpelhaftes Verhalten wäre ihnen lieber.

Zitat: Neue Lösungen – aber wie?

Als Erwachsene wollen Kinder deshalb das Modell Ehe, Elternschaft und Trennung anders gestalten.

Zitat: Kinder haben auch eine Ahnung von der „Beziehung“ – wir sind betroffen ...

Sie sind enttäuscht, dass ihre Wünsche und Bedürfnisse nur sehr eingeschränkt berücksichtigt werden.

Aus vertraulichen Gesprächen mit Kindern dieser Altersgruppe ergibt sich für mich der zwingende Schluss, dass Partnerschaftsstrukturen und die damit zusammenhängenden Gesetze neu überdacht werden

AK 3: Jugendarbeitslosigkeit und Familie

Zusammenfassung

JOHANNES PFLEGERL

Nach einer Themensammlung wurde entschieden, im Arbeitskreis folgende Problemstellungen zu diskutieren:

- Betroffene Jugendliche
- Problematik der Stigmatisierung
- Lösungsansätze

1. Betroffene Jugendliche

1.1. Vergleich der Situation in Deutschland und Österreich

In Deutschland zeigt sich, dass insbesondere Jugendliche in den klassischen Industriegebieten von Chemnitz und Halle besonders betroffen sind, wo im Zuge des Strukturwandels nach der deutschen Wiedervereinigung die Jugendarbeitslosigkeitsrate auf bis zu 20 Prozent gestiegen ist. Hintergrund dafür ist, dass der sozioökonomische Strukturwandel in diesen Gebieten zu einem Bruch bisheriger Familientraditionen insbesondere im Arbeitermilieu geführt hat. Gleichzeitig konnten die im Zuge der Wiedervereinigung gemachten Versprechungen zur Verbesserung der Lebenssituation bisher vielfach nicht erfüllt werden, was zu einer Frustration der Betroffenen führte. Die Folge war ein Umbruch von Familienbeziehungen. In Extremfällen führte dies sogar dazu, dass Kinder von ihren Eltern weggeschickt und zu Straßenkindern wurden, weil die Eltern keine Möglichkeit sahen, ihre Kinder weiter zu versorgen.

Probleme mit Jugendlichen beginnen jedoch oftmals nicht erst mit deren Eintritt in den Erwerbsprozess, sondern bereits früher während der Schulzeit. Dies zeigt sich unter anderem an einer hohen Rate von Schulverweigerern in dieser Region.

Um dem Problem der Jugendarbeitslosigkeit entgegen zu wirken, wurde zwar ein Vielzahl von Weiterbildungsmaßnahmen gesetzt, die allerdings bisher nicht sehr erfolgreich waren. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass es bisher nicht gelungen ist, Industrie und Gewerkschaft zu Kooperationen zu veranlassen, um dieser Problematik wirksam entgegenzutreten.

In Österreich ist das Ausmaß dieser Problematik nicht vergleichbar. Die Anzahl arbeitsloser Jugendlichen ist im europäischen Vergleich insgesamt sehr gering. Allerdings lässt sich vermuten, dass eine gewisse Segmentierung stattfindet, d. h., dass vor allem Jugendliche mit niedriger Schulbildung, bzw. jene ohne Schul- bzw. Lehrabschluss besonders betroffen sind. Dazu zählen auch jugendliche MigrantInnen, da ihre Chancen Arbeit zu finden, durch das Ausländerbeschäftigungsgesetz wesentlich eingeschränkt werden.

Durch begleitend unterstützende Massnahmen wie etwa Arbeitsstiftungen konnte vielen Jugendlichen geholfen werden, einen Lehrplatz zu finden. Im Zuge der Budgetsanierung kam es jedoch zu einer starken Kürzung der Mittel und zu einer Streichung der Stiftungen. Im Unterschied zur Situation zu Beginn der 1990er Jahre übersteigt die Zahl der Lehrstellensuchenden durch Maßnahmenkürzungen jene der Lehrstelleninhaber wieder.

1.2. Bedeutung der Schulausbildung

Im weiteren Verlauf der Diskussion wurde Konsens darüber erzielt, dass die Art der Schulausbildung wesentlich über die späteren Chancen von Jugendlichen am Arbeitsmarkt entscheidet. So zeigt sich, dass in der Industrie vorwiegend Jugendliche mit höherem Ausbildungsniveau und EDV-Kenntnissen Chancen haben, einen Arbeitsplatz zu finden. Vermutlich wird sich daher auch die Bedeutung verschiedener Schulformen verändern. Berufsorientierende Schulausbildungen wie BHS, HAK und HTL werden an Bedeutung gewinnen, während die AHS als Schulform vor der Herausforderung steht, für die Wirtschaft attraktiver werden zu müssen. So zeigt sich auch in Deutschland, dass ein Realabschluss mittlerweile ebenfalls bessere Chancen eröffnet in der Industrie einen Job zu finden als ein Gymnasialabschluss der mittleren Reife.

Diesem Befund steht allerdings die Beobachtung entgegen, dass im Bereich der New Economy und der IT-Branche zunehmend Leute Beschäftigung finden, die keine explizit berufsorientierende Ausbildung wie ein Technik- oder Wirtschaftsstudium sondern ein geisteswissenschaftliches Studium absolviert haben. Offensichtlich sind dort vermittelte Querschnittskompetenzen wie analytisches Denken und die Fähigkeit zu strukturieren sehr gefragt, wenn die AbsolventInnen zudem entsprechende EDV-Kenntnisse mitbringen. Viele von ihnen erweisen sich oftmals auch als sehr flexibel. Dies zeigt sich auch in der Arbeitslosenstatistik, nach der Juristen und Betriebswirte eine höhere Arbeitslosigkeit aufweisen als AbsolventInnen geistes- und sozialwissenschaftlicher Studienrichtungen.

Resümierend betrachtet, erweisen sich nach Ansicht der DiskussionsteilnehmerInnen jene Ausbildungsgänge, die sich an modernen Kommunikationstechnologien orientieren und Jugendlichen in diesem Bereich entsprechende Fähigkeiten vermitteln als günstiger, um Jugendlichen gute Chancen am Arbeitsmarkt zu bieten als andere Ausbildungen

2. Problematik der Stigmatisierung

Im weiteren Verlauf der Diskussion wird die Vermutung geäußert, dass die Stigmatisierung durch Arbeitslosigkeit die Betroffenen Jugendlichen stärker prägt als die materielle Benachteiligung. Davon sind vor allem jene Jugendlichen betroffen, deren Eltern langzeitarbeitslos sind. Es fällt ihnen daher schwer, Selbstbewusstsein zu entwickeln. In diesem Zusammenhang wird die Vermutung geäußert, dass die psychische Disposition der Eltern der Betroffenen an die Jüngeren weitergegeben wird, Arbeitslosigkeit somit von einer Generation an die nächste „vererbt“ wird. Ständige negative Erfahrungen machen es schwer, aus dem eigenen Umfeld herauszutreten. Dies erklärt auch, warum es manche Jugendlichen nicht schaffen, ihre belastende Umgebung zu verlassen und in eine andere Region zu ziehen, wo sie eventuell bessere Chancen hätten. Die psychosoziale Disposition der Betroffenen erklärt möglicherweise auch, warum deren Zahl in den nächsten Jahren wahrscheinlich gleich bleiben wird.

In diesem Zusammenhang wird jedoch die Frage aufgeworfen, ob Erwerbsarbeit heute noch denselben Stellenwert hat wie in früheren Jahrzehnten und daher das Problem der Stigmatisierung als so bedeutungsvoll anzusehen ist. So lassen sich deutliche Hinweise dafür finden, dass manche Jugendliche Erwerbsarbeit nur als einen Teil ihres Lebensentwurfes betrachten. Zunehmend mehr Jugendliche beabsichtigen, nach dem Schulabschluss gar nicht sofort ein fixes Arbeitsverhältnis zu beginnen, sondern zunächst einmal zu jobben. Dazu zählen auch Jugendliche mit guten Noten, die zunächst einmal etwas ausprobieren wollen. Karriere wird von manchen auch gar nicht als erstrebenswert angesehen. Für die Jugendhilfe in Deutschland etwa wird es zunehmend zu einer Belastung, wenn Jugendliche mit Schulabschluss lange Zeit nur jobben und dazwischen immer wieder arbeitslos werden.

Auch in Österreich wird von Jugendlichen berichtet, die einen Schulabschluss absolviert haben und in der Folge keiner Erwerbstätigkeit nachgehen. Problematisch ist, dass diese von den Arbeitsämtern nicht erreicht werden können, auch wenn dafür spezifische Programme vorgesehen sind.

Dennoch wird resümierend darauf verwiesen, dass die Möglichkeit der Teilhabe am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben für viele Jugendliche nach wie vor einen hohen Stellenwert hat. Wenn diese nicht möglich ist, bleiben sie davon ausgeschlossen. Dies erklärt, warum Arbeit auch für die Mehrheit der Jugendlichen nach wie vor sehr wichtig ist.

3. Lösungsansätze

Resümierend wird festgehalten, dass Jugendarbeitslosigkeit vor allem ein Problem für Jugendliche mit nur niedrigem Schulabschluss ohne weitere (Berufs-)Ausbildung ist. Jugendliche, die nur temporäre Arbeitsverhältnisse eingehen, sind eine vergleichsweise weniger problematische Gruppe, außer diese beginnen sich zu dequalifizieren: Folgende Massnahmen erscheinen sinnvoll, um arbeitslose Jugendliche zu unterstützen:

Zunächst gilt es an die betroffenen Jugendlichen durch gezielte Massnahmen heranzukommen. Dies ist vor allem in jenen Fällen nicht einfach, in denen Jugendliche nicht als arbeitslos registriert sind, bzw. wenn sie Unterstützung verweigern.

In der Folge gilt es spezifische Hilfsmassnahmen zu setzen, die von Sozialbetreuung, über spezifische Formen des Coaching bis hin zu schulischer Betreuung reichen. Einzelne Massnahmen reichen oftmals nicht aus, da die Betroffenen oftmals in mehreren Bereichen Defizite aufweisen. So fehlen manchen, neben einer spezifischen Berufsausbildung, etwa Basiskenntnisse in der Rechtschreibung. In diesen Fällen gilt es auf mehreren Ebenen gleichzeitig begleitende Massnahmen zu setzen.

Zusätzlich ist es notwendig, die Betroffenen psychisch zu unterstützen, um ihnen zu helfen aus der für sie belastenden Situation herauszukommen.

Für jugendliche MigrantInnen ist es notwendig, spezifische Bildungsmassnahmen zu setzen. Zusätzlich ist anzustreben, dass sie österreichischen Jugendlichen am Arbeitsmarkt gleichgestellt werden.

Weiters erscheint es sinnvoll, Jobs zu schaffen, in denen Jugendliche mit niedriger Produktivität beschäftigt werden und wertvolle Arbeit leisten können. Diese Arbeitsplätze müssten subventioniert werden. Ein Umstieg in den ersten Arbeitsmarkt sollte möglich sein.

AK 4: Elternarbeitslosigkeit und Familie

Zusammenfassung

CHRISTOPH ARPA

Nach einer Vorstellungsrunde wurde der Arbeitskreis Elternarbeitslosigkeit und Familie mit einem einleitenden Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Reiner Buchegger fortgesetzt. Vorweg erwähnte dieser, dass zum Themenkreis Elternarbeitslosigkeit nur wenige Daten vorhanden sind und daher generell empirisch fundierte Aussagen nur schwer zu machen sind. Der Vortrag beschäftigte sich insbesondere mit den Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf die Arbeitsmarktpartizipation.

Ausgangspunkt der Überlegung war, dass der Hauptverdiener – in der Realität der Mann – arbeitslos wird. Die Frage, die sich nun stellt, ist: wie reagiert die Familie bzw. die Ehefrau auf die Erwerbslosigkeit des Mannes. Eine Möglichkeit wäre, dass die Ehefrau versucht den Einkommensverlust des Mannes zu kompensieren. Falls ein Beschäftigungsverhältnis vorliegt, bietet sich z. B. für die Ehefrau an, eine Teilzeitbeschäftigung zu Gunsten einer Vollzeitbeschäftigung aufzugeben. Wurde hingegen keiner Arbeit nachgegangen, dann wird die Ehefrau auf den Arbeitsmarkt drängen und versuchen eine Anstellung zu finden. Diese Art der Reaktion auf die Arbeitslosigkeit des Mannes ist jedoch durch die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen nur beschränkt möglich. Der Arbeitsplatzverlust des Mannes aufgrund einer schlechten Konjunkturlage bedeutet in der Regel auch schlechtere Jobaussichten für die Ehefrau. Diese Tatsache kann zu resignativem Verhalten und zur Entmutigung, einen Arbeitsplatz zu finden, führen. Im schlimmsten Fall werden Aktivitäten, einen Arbeitsplatz zu finden, sowohl vom Ehemann als auch von der Ehefrau eingestellt bzw. nicht einmal aufgenommen.

Von staatlicher Seite wird die wirtschaftliche Situation einer Familie im Falle von Arbeitslosigkeit dahingehend entschärft, dass Arbeitslosenunterstützung, falls genug Versicherungswochen vorliegen, bzw. die sogenannte Notstandshilfe bezogen werden kann. Diskussionswürdig ist hierbei vor allem die Höhe der Unterstützung, die Abzüge, falls der Partner einer Beschäftigung nachgeht, die Laufzeit sowie die Zuverdienstgrenzen. Damit verbunden ist auch die Frage, wie ein Transfersystem gestaltet sein soll, damit einerseits die wirtschaftliche Notlage gemildert wird und trotzdem weiterhin ein Anreiz bestehen bleibt bzw. geschaffen wird, dass die betroffenen Personen versuchen sich selber zu helfen. Denn in einem schlecht ausgestalteten Transfersystem besteht die Gefahr, dass die betroffenen Familien sich an die Armut gewöhnen und schließlich jegliches Bestreben, ihre Situation zu ändern, verlieren. Dadurch kann eine Art Armutskultur entstehen, die dann eventuell an die Kinder weitergegeben wird. Der Grad der Armutgefährdung ist jedoch nicht für jeden Familientyp gleich. AlleinerzieherInnen werden eher davon betroffen sein als die „klassische“ Familie mit Vater, Mutter, Kind bzw. Kindern. Ein zielführendes Sozialsystem müsste daher auf den Familientyp Rücksicht nehmen, damit eine erfolgreiche Integration ins Erwerbsleben möglich ist.

Der Arbeitskreis wurde dann mit zwei Statements fortgesetzt. In einem Statement von Dr. Brigitte Ettl wurde das Projekt „Begleitung von Arbeitslosen“ vorgestellt, das sich vor allem mit der soziologischen und psychologischen Situation von Betroffenen beschäftigt. Im zweiten Statement wurde von Dr. Paloma Fernandez de la Hoz und Mag. Johannes Pflegerl ein kurzer Überblick über die wichtigsten Schwerpunkte der Forschung in Österreich bezüglich der Wechselwirkung zwischen Arbeitslosigkeit und Familienleben präsentiert.

Im Anschluss daran begann die allgemeine Diskussion zum Themenkreis „Familie und Elternarbeitslosigkeit“ mit dem Statement, dass der aktiven Arbeitsmarktpolitik eine wichtige Rolle in der Reintegration der Betroffenen am Arbeitsmarkt zukommt und dass es insbesondere laut Meinung vieler ArbeitskreisteilnehmerInnen in diesem Bereich zu keinen Rationierungen kommen sollte. Im Rahmen der Programme der aktiven Arbeitsmarktpolitik sollten Betroffene z. B. durch Coaching ermutigt und aufgebaut werden, damit z. B. das Selbstwertgefühl nicht zu sehr unter der Situation leidet. Generell wurde auch vom Diskussionskreis betont, dass der psychologischen Dimension in Zukunft deutlich mehr Beachtung geschenkt werden

sollte. Von Dr. Luitgard Derschmidt wurde darauf hingewiesen, dass der Druck, der auf den Betroffenen lastet, am Land generell größer sein dürfte als in der Stadt.

Die eigene Arbeitslosigkeit wird laut Prof. Buchegger häufig als persönliches Versagen empfunden und dies obwohl häufig Arbeitslosigkeit durch die konjunkturelle Entwicklung – z. B. ein Betrieb sperrt zu – verursacht wird. Jedoch berichtete Mag. Helga Lendl aus ihrer praktischen Erfahrung, dass sich in diesem Bereich eine Wertewandlung vollzieht. Insbesondere bei AlleinerzieherInnen ist zu bemerken, dass Zeiten von Arbeitslosigkeit in der Lebensplanung berücksichtigt sind. Weiters betonte Mag. Lendl, dass sie nicht den Eindruck hat, dass diese Frauen unter Existenzängsten leiden. Prof. Buchegger meinte dazu, dass sich vielleicht aufgrund atypischer Beschäftigungsverhältnisse ein Einstellungs- und Wertewandel vollzieht, wobei aber anscheinend ältere Arbeitnehmer von diesem Einstellungswandel nicht betroffen sind.

Eine Gegenposition wurde hierbei von Mag. Pfliegerl und Dr. Fernandez de la Hoz eingenommen, da beide die Auffassung vertraten, dass es sich bei Arbeit noch immer unverändert um einen zentralen Wert handelt. Argumentiert wurde, dass Arbeit früher an sich Identität stiftete, während heute dies eher über den Konsum erfolgt, wobei aber dieser wiederum in Abhängigkeit zu einer Anstellung steht.

Mag. Lendl wies darauf hin, dass das Funktionieren einer Partnerschaft häufig nur dann gegeben ist, falls eine Beschäftigung vorliegt. Andernfalls ist das Bestehen der Beziehung ernstlich bedroht. Von Dr. Fernandez de la Hoz wurde weiters festgestellt, dass die Betreuung von Betroffenen eigentlich nicht ausreicht, da die Zeit bevor jemand arbeitslos wird als besonders belastend empfunden wird und daher schon ab einem früheren Zeitpunkt ein Betreuungsangebot bestehen sollte. Erwähnt wurde hier auch von Dr. Fernandez de la Hoz, dass die Angst vor Erwerbslosigkeit und Antisemitismus stark zusammenhängen.

An dieser Stelle wurde weiters festgehalten, dass jener Zeitraum, wo die eigene Arbeitslosigkeit vor Bekannten, Freunden und Nachbarn geheim gehalten wird, von den Betroffenen als besonders bedrückend erlebt wird und dass daher laut Mag. Lendl in dieser Phase am häufigsten eine Beziehung in Brüche geht. Mit dem Bekanntwerden, dass man von Arbeitslosigkeit betroffen ist, tritt meist eine spürbare Entspannung ein.

Der zweite Tag des Arbeitskreises begann mit einem kurzen Vortrag von Prof. Buchegger über die Ursachen für das Entstehen von Arbeitslosigkeit. Als erste Ursache kann die wirtschaftliche Entwicklung angeführt werden. Generell führt ein konjunktureller Einbruch zu einer Reduktion der Beschäftigung und damit auch zu Arbeitslosigkeit. Als zweite Ursache können Nachfrageverschiebungen bei Produkten angeführt werden. Neue Produkte werden verstärkt nachgefragt, während alte Produkte vom Markt verschwinden oder nur mehr in geringerer Menge benötigt werden, was wiederum zu weniger Arbeitskräftebedarf in den betroffenen Branchen führt.

Es wurde weiters von Prof. Buchegger darauf hingewiesen, dass sich der amerikanische im Vergleich zum europäischen Arbeitsmarkt durch mehr Flexibilität auszeichnet. Der verstärkte Kündigungsschutz führt dazu, dass Jobsuchende bei einem Konjunkturaufschwung tendenziell später eine Anstellung finden bzw. dass in Europa insgesamt weniger Personen angestellt werden und daher versucht wird die zusätzliche Nachfrage durch Überstunden zu befriedigen. Der rasche technische Fortschritt kann als dritte Ursache für Arbeitslosigkeit angeführt werden und stellt vor allem bei älteren Arbeitnehmern eine Gefahr da, da es diesen im Regelfall schwer fällt, sich auf neue Technologien einzustellen.

Auf dieses einleitende Referat folgte ein kurzer Beitrag zur Problematik Arbeitslosengeld und Notstandshilfe von Mag. Karl Wörister. Generell kann das Arbeitslosengeld maximal 12 Monate lang bezogen werden und wesentlich ist dabei, dass die Höhe dieser Transferleistung unabhängig vom Partnereinkommen ist. Im Anschluss an diese Leistung kann dann Notstandshilfe für weitere 12 Monate beantragt werden. Als wesentliches Charakteristikum dieser Leistung ist dabei jedoch zu erwähnen, dass die Höhe der Notstandshilfe vom Partnereinkommen abhängt und zwar dann, falls das Erwerbseinkommen des Ehepartners öS 6.000,- übersteigt. In diesem Fall nämlich wird jeder Schilling, der mehr verdient wird, von der Notstandshilfe des Betroffenen abgezogen. Folglich haben Ehepartner von Notstandshilfebeziehern keinen bzw. einen deutlich geringeren Anreiz ihre wirtschaftliche Situation zu verbessern, indem sich diese z. B. einen besser bezahlten Job suchen. Die betroffenen Ehepartner werden sich laut Mag. Wörister höchstens verstärkt nach einer „Schwarzarbeit“ umsehen.

Als problematisch eingeschätzt wurde von Dr. Derschmidt weiters, dass für bestimmte Berufe eine immer höhere Qualifikation benötigt wird, obwohl die Anforderungen in vielen Berufen ähnlich bleiben. Als Beispiel wurde hier genannt, dass für die Ausübung als Tagesmutter der Abschluss einer Fachhochschule als Voraussetzung gerade andiskutiert wird. Prof. Buchegger meinte dazu, dass der gesellschaftliche Wandel eine höhere berufliche Ausbildung notwendig macht und dass diese Entwicklung generell vom ökonomischen Standpunkt nicht kritisierbar ist.

Anschließend wurde andiskutiert, wie Betroffenen der Wiedereinstieg ermöglicht bzw. erleichtert werden kann. Als eine Möglichkeit wurde hier die Wiedereinstiegsbeihilfe genannt, die dadurch charakterisiert ist, dass ein gewisser Anteil der Lohnnebenkosten anstatt vom Arbeitgeber vom AMS getragen wird. Positiv beurteilt wurde, dass der Arbeitssuchende dadurch eine vom AMS vermittelte Anstellung finden kann und durch das „Training on the Job“ Qualifikationen erwirbt, die ihm einen Weiterverbleib im Betrieb sichern. Kritisch angemerkt wurde hingegen vom Arbeitskreis, dass durch solche Fördermaßnahmen generell keine neuen Jobs geschaffen werden und dass im Hinblick auf bestimmte Gruppen wie z. B. ältere Arbeitnehmer diese Maßnahme nicht zweckmäßig erscheint.

Als weitere Chance für Arbeitslose wurde dann die „Telearbeit“ erwähnt, wobei von Prof. Buchegger angemerkt wurde, dass es sich hierbei in der Regel um eine etwas qualifiziertere TelefonistInnentätigkeit handelt. Hierbei wurde von Dr. Fernandez de la Hoz auf die Doppelbelastung Telearbeit und Kinderbetreuung, die vor allem Frauen betrifft, hingewiesen, weshalb sich daher ihrer Meinung nach die Frage stellt, ob es sich hier wirklich um eine Chance oder eher um eine Falle handelt.

An dieser Stelle wurde auch von der Diskussionsrunde festgehalten, dass insbesondere bei Vorliegen von Langzeitarbeitslosigkeit eine Vielzahl von Einrichtungen gefordert sind. Darunter fallen psychologische Einrichtungen, das Arbeitsmarktservice, aber auch private Initiativen und die Aktivitäten der NGOs. Im Anschluss daran wurde von Dr. Fernandez de la Hoz berichtet, dass, wie schon zuvor erwähnt, viele Aktivitäten aufgrund der Arbeitslosigkeit, wie z. B. Freunde treffen, und andere Formen von sozialen Kontakten sehr eingeschränkt sind bzw. nicht mehr wahrgenommen werden. Einerseits ziehen sich die betroffenen Familien von ihrem Freundes- und Bekanntenkreis selber zurück, andererseits wollen aber auch Freunde und Bekannte anscheinend nicht mit Arbeitslosigkeit in Berührung kommen. Dr. Fernandez de la Hoz vermutete, dass es auf der einen Seite den Familien unangenehm ist, dass sie sich materiell viel weniger leisten können (z. B. ein nettes Abendessen) und andererseits fürchten Freunde und Bekannte, dass sie selber als Versager angesehen werden, wenn sie von mit Arbeitslosigkeit Betroffenen gemeinsam etwas unternehmen.

Im Anschluss an dieses Statement wurden von Prof. Buchegger die wesentlichsten Aussagen und Ergebnisse zusammengefasst. Als wichtigstes Resultat dieses Arbeitskreis kann festgehalten werden, dass derzeit der materiellen Dimension im Vergleich zur zwischenmenschlichen Problematik wesentlich mehr Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit entgegengebracht wird und diesem vernachlässigten Bereich in Zukunft sowohl von staatlicher als auch privater Seite mehr Beachtung geschenkt werden sollte.

„Aus dem Rahmen gefallen“

Ein Bildungsangebot für Paare, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind

BRIGITTE Ettl

Das Forum Beziehung, Ehe und Familie der Katholischen Aktion Österreichs hat den Themenbereich Arbeitslosigkeit zu einem längerfristigen Arbeitsschwerpunkt erklärt.

Allgemeines:

Phasen der Arbeitslosigkeit sind durch die wirtschaftlichen Umstrukturierungen für immer mehr Menschen Teil ihrer Berufsbiografie. Trotzdem gilt Arbeitslosigkeit gemeinhin noch immer als Makel. Für Betroffene und ihre Familien hat Arbeitslosigkeit daher nicht nur Auswirkungen auf der materiellen Ebene.

Arbeitslosigkeit verändert soziale Zugehörigkeiten, innerfamiliäre Beziehungsmuster und das individuelle Selbstbild.

Die Paarebene steht zwischen den Auswirkungen im sozialen Umfeld (Familie, Freunde, Nachbarschaft, etc.) und der individuellen Persönlichkeitsproblematik. Diese Ebene ist daher zum einen besonders großen Belastungen ausgesetzt, zum anderen kann sie aber bei entsprechender Unterstützung ein tragfähiges „Sicherheitsnetz“ bilden.

Ziele:

1. Auseinandersetzung mit den Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf familiäre Strukturen
2. Konzeption und Durchführung unterstützender Maßnahmen in den Bereichen Begleitung, Bildung und Beratung
3. Öffentlichkeitsarbeit zur Sensibilisierung für die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf der personalen und familialen Ebene

Bisherige Aktivitäten:

1. Studientag mit Univ.-Prof. Dr. Heiner Keupp / München (1.10.1999)
2. Workshop „Arbeitslosigkeit als pastorale Herausforderung“ (16.10.1999)
3. Entwicklung des Projekts „Aus dem Rahmen gefallen“ (seit Juni 2000)

Geplante Aktivitäten:

1. Projektpräsentation (März 2001)
2. Adaptierung des Projekts „Aus dem Rahmen gefallen“ für Eltern arbeitsloser Jugendlicher (1. Halbjahr 2001)
3. Familienurlaubswoche (Sommer 2001)

Projektpartner:

Forum „Beziehung, Ehe und Familie“ der KAÖ
Bildungshaus St. Bernhard / Wiener Neustadt

Projekt-Team:

Helmut Brandstätter, Luitgard Derschmidt, Brigitte Ettl, Eva Rossmann, Horst Rossmann

Kurzbeschreibung:

Bildungsangebot für Paare, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind

Projekt-Teile und -Inhalte:

1. Allgemeiner Informationsabend
2. Seminar

Projekt-Inhalte:*ad 1: Informationsabend*

Als offene Abendveranstaltung in einer Bildungseinrichtung soll dieser Abend einen niederschweligen Einstieg in die Auseinandersetzung mit dem Phänomen Arbeitslosigkeit ermöglichen.

ad 2: Seminar

Die vierteilige Seminarreihe soll:

1. bei Betroffenen und ihren PartnerInnen ein Bewusstsein für jene Ressourcen schaffen, die ihnen nach wie vor zur Verfügung stehen,
2. durch den Austausch mit anderen in einer ähnlichen Situation entlastend wirken,
3. die Kommunikationsmöglichkeiten auf der Paarebene erweitern.

Seminar-Schwerpunkte:

Teil 1: Information, Gruppenbildung, erstes Ansprechen der persönlichen Situation

Teil 2: Selbstwert stärken, Kommunikationsfähigkeiten verbessern

Teil 3: Ressourcen erkennen, Information über Krisenverläufe und unterschiedliche Kommunikationsebenen

Teil 4: Lebensgestaltung im Alltag: Strukturen und Rituale, Bewältigungsstrategien entwickeln

Methodik:

Inhaltliche Impulse

Einzel- und Gruppenarbeit

Austausch im Plenum

Teilnehmer:

Betroffene und/oder ihre Lebenspartner

Gruppengröße:

8 bis 16 Teilnehmer

Seminarleitung:

Die Leitung dieser Gruppen muss bei Menschen mit beraterischer und erwachsenenbildnerischer Kompetenz liegen.

Durchführung:

Frühjahr 2001 / Bildungshaus St. Bernhard
anschließend Evaluation und Fertigstellung des Curriculums

Erwerbslosigkeit und ihre Auswirkungen auf Familie

PALOMA FERNÁNDEZ DE LA HOZ UND JOHANNES PFLEGERL

1. Ausmaß eines Problems

1.1 „Die soziale Dauerkrise Europas“: Merkmale und Bedeutung der Erwerbslosigkeit heute

Seit 20 Jahren hat sich in den EU-Ländern ein Problem herauskristallisiert, das als „die soziale Dauerkrise Europas“ (Bieling 1995¹) bezeichnet wurde. Es handelt sich um den dauerhaften Ausschluss eines immer größeren Anteils der erwerbsfähigen Bevölkerung aus dem Arbeitsmarkt, der mit einem Risiko von Verarmung der Betroffenen sowie mit Prozessen der sozialen Ausgrenzung einhergeht.

Wurde der Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt in den 1970er Jahren als isolierter und individueller Vorfall gesehen, so sind einige Jahre später andere Tendenzen zu beobachten, die auf eine Änderung in der Struktur der Erwerbslosigkeit hinweisen:

1. Die durchschnittliche Dauer der Erwerbslosigkeit ist angestiegen, insbesondere dort, wo die Erwerbslosigkeitsraten hoch sind. Das Phänomen der Langzeiterwerbslosigkeit ist eine Folge davon.
2. Einige Risikogruppen sind besonders betroffen:
 - Wenig qualifizierte Arbeitskräfte
 - Frauen
 - Gesundheitlich labile Personen
 - Personen über 50 Jahre

Diese Gruppen finden sich überdurchschnittlich häufig unter den dauerhaft erwerbslosen Personen. (Eine in Österreich durchgeführte Studie weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass davon insbesondere Frauen, ältere Menschen und vor allem in Wien lebende Personen betroffen sind (Marterbauer & Walterskirchen 1999).

Mit zunehmender Dauer sinken Vermittlungschance der Betroffenen und auch ihre Motivation. Sie resignieren, was sich oft in einer abnehmender Anzahl von Stellenbewerbungen auswirkt.

Folglich wird Erwerbslosigkeit zunehmend als prozesshaftes Phänomen verstanden, in dem die Biografien der Betroffenen sowie ihrer Angehörigen miteinbezogen sind.

Diese Änderung in der Struktur der Erwerbslosigkeit finden allerdings in einem Kontext statt, in dem die Arbeit nach wie vor hoch bewertet wird und sich die Bedeutung zur sozialen Integration nicht im geringsten geändert hat. Dies erklärt den hohen Stellenwert von Erwerbsarbeit für die ÖsterreicherInnen und das entsprechende Negativbild dazu: die Bedrohung durch Dauerarbeitslosigkeit.

1.2. Arbeit und Familie im Wandel

Familie und Beruf werden in Österreich sowie in den anderen EU-Ländern als die zwei wichtigsten Lebensbereiche angesehen. Beide sind stark im Umbruch. Wie Cyba (1996) in einer Längsschnittstudie zeigen konnte, bleibt „Arbeit und Beruf“ nach der Familie der zweitwichtigste Lebensbereich für die

¹ Vgl.: Bieling, Hans Jürgen (Hg.) Arbeitslosigkeit und Wohlfahrtsstaat in Westeuropa: 9 Länder im Vergleich. Forschungsgruppe der Europäischen Gemeinschaft (FEG) Marburg 1995. Zitiert in: Ruckstuhl, Astrid: Ursachen und Folgen der Langzeitarbeitslosigkeit. http://socio.ch/arbeit/index_arbeit.htm

ÖsterreicherInnen. Somit kann weder von einem Bedeutungsverlust der Familie noch der Berufsarbeit die Rede sein. Andererseits setzt der aktuelle Arbeitsmarkt auf Individuen. Dies führt zu krassen Unterschieden zwischen den Interessen des Marktes und jenen der Familien.

1.3 Auswirkungen der Arbeitslosigkeit – Entwicklung der Wahrnehmung eines Problems

In den bisher durchgeführten Untersuchungen bestätigen sich einige zentrale Erkenntnisse immer wieder. So ist wiederholt auf die doppelte Dimension der Arbeitslosigkeit als wirtschaftliche und auch als psychische Bedrohung hingewiesen worden. In neueren Studien gewinnt eine prozesshafte Auffassung des Phänomens Erwerbslosigkeit zunehmend an Bedeutung. Dabei wird die sogenannte „andere Seite der Arbeitslosigkeit“ (d. h. die Zeit vor dem Verlust der Erwerbstätigkeit) immer wichtiger. Unter diesem Gesichtspunkt ist es um so überraschender, dass Studien, in deren Mittelpunkt Familien stehen, nach wie vor eine Seltenheit bilden.

2. FAMILIENMITGLIEDER ALS BETROFFENE – Auswirkungen der ARBEITSLOSIGKEIT

2.1. Offene Fragen

Familien im Mittelpunkt

Erfahrungen, wie etwa Dauererwerbslosigkeit, prägen nicht nur das Leben der direkt betroffenen Person sondern auch das Leben ihrer Angehörigen (Bleyer-Rex et al. 1985, 11-176). So konnte bei österreichischen Familien gezeigt werden, dass es je nach sozialen und familiären Merkmalen der arbeitslosen Personen sowie nach Betroffenheit der einzelnen Haushaltsmitglieder bedeutsame Unterschiede in den ökonomischen Veränderungen sowie in den Bewältigungsformen und -möglichkeiten gibt (Fischer et al. 1990). Studien, in deren Mittelpunkt nicht so sehr Individuen (z. B. erwachsene Arbeitslose) oder soziale Gruppen (z. B. Kinder von Arbeitslosen) sondern Familien stehen, sind für Österreich allerdings nach wie vor rar.

Familiäre Vielfalt

Die besondere Problematik, mit der Familien von AlleinerzieherInnen oder nicht-eheliche Lebensgemeinschaften im Fall von Erwerbslosigkeit konfrontiert werden, ist nach wie vor nicht ausreichend bekannt. Ähnliches gilt für Migrantenfamilien, für die Verwandtschaft oder familiäre Verbindungen oftmals eine andere Bedeutung haben können, als für Personen in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld in Österreich, in dem sie leben.

Die bereits vorhandenen, vorwiegend in Deutschland durchgeführten Untersuchungen² bieten zwar wertvolle Informationen, dennoch ist Vorsicht bei der Übertragung ihrer Ergebnisse auf andere soziale Kontexte geboten.

Längsschnittstudien

Deutsche und österreichische Untersuchungen bestätigen die Bedeutung von Geschlecht, Alter, beruflicher Qualifikation und Dauer der Erwerbslosigkeit für die Erwerbsbiografie (Wallner-Ewald 1999, S. 90). Eine flüchtige Erfahrung von Erwerbslosigkeit hinterlässt kaum Spuren, insbesondere, wenn durch eine neue Stelle der frühere Berufsstatus der Betroffenen nicht beeinträchtigt wird. Die Dauer ist in doppeltem Sinn ausschlaggebend:

² Vgl. die Untersuchungen von Hornstein et al. 1986, Lambelet 1997, Luedtke 1997.

Je länger sie anhält, desto wahrscheinlicher wird das Auftreten von ökonomischen und psychosozialen Problemen.

Darüber hinaus kommt es bei längerfristiger Erwerbslosigkeit zu einer wechselseitigen Bestärkung zwischen ökonomischen und psychosozialen Defiziten.

Durch diese können Individuen und Familien in sehr unterschiedlicher Weise betroffen sein, da eine Vielzahl von Faktoren (wie etwa die Stabilität der Partnerschaft, regionale Zugehörigkeit, Lebensalter, etc.) zu unterschiedlichen Auswirkungen führen können.

2.2. Auswirkungen auf die familiäre Gruppe – ökonomische und psychosoziale Belastung

Einkommensverlust und psychosoziale Belastungen für die gesamte Familie sind die häufigsten und bedeutendsten Folgen von Arbeitslosigkeit. Wie sich diese auswirken, hängt von den konkreten familiären Umständen ab. Dabei muss allerdings mitberücksichtigt werden, dass nicht alle Langzeiterwerbslose als solche registriert sind. Einige beziehen nur für kurze Zeit, manche sogar überhaupt keine Sozialhilfe, da ihre Erwerbslosigkeit „unsichtbar“ geworden ist. Dies gilt etwa für verheiratete Frauen oder Jugendliche, die nach einiger Zeit auf eine weitere Arbeitssuche verzichten und zu Hause bleiben (vgl. Stelzer-Orthofer 1996).

Zu jenen Risikogruppen, die besonderen finanziellen und psychosozialen Belastungen infolge von Arbeitslosigkeit ausgesetzt sind, zählen nach wie vor alleinstehende Mütter, Familien mit vielen Kindern sowie Familien, in denen die (früheren) Verdienner minderqualifiziert sind. Dieser schon seit Jahren festgestellte Tatbestand (Silbereisen & Walper 1989 S. 538) deckt sich auch mit den Ergebnissen neuerer österreichischer Untersuchungen (Bacher 1997, S. 43-44). Bei Alleinerzieherfamilien kommt es besonders in sozialen Krisensituationen zu einer sichtbar hohen psychischen Belastung (Wallner-Ewald 1999, S. 86).

2.3. Spezifische Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf die Familienmitglieder

Heute herrscht Konsens darüber, dass dauerhafte Erwerbslosigkeit negative psychosoziale und gesundheitliche Konsequenzen hat (Brinkmann 1987, Fineman 1987). Umstritten bleibt hingegen, ob und inwieweit bestimmte Gruppen – wie etwa ältere Arbeitnehmer oder Frauen – spezifische Beeinträchtigungen erleiden. In Österreich ist noch wenig bekannt, wie die spezifische Situation von Kindern und Adoleszenten sowie von alleinstehenden Männern aussieht. Dennoch gibt es Indizien dafür, dass auch sie von dauerhafter Erwerbslosigkeit schwer betroffen werden.

Das Leben und die Zukunftschancen von Kindern und Jugendlichen werden aufgrund der mit den Folgen von Arbeitslosigkeit einhergehenden Verschlechterungen des Familienlebens oft negativ beeinflusst.

Das Problem alleinstehender Männer hingegen liegt vielmehr in ihrer „Familienlosigkeit“, d. h. in ihrer Einsamkeit, die besonders dann zu einem Problem wird, wenn sie mit schwerwiegenden außerhäuslichen Problemen konfrontiert werden.

2.3.1. Männer und Frauen: Die Gender-Dimension der Arbeitslosigkeit

In diesem Zusammenhang geht es um die Bewertung der Betroffenheit von Frauen durch Arbeitslosigkeit. Im Zentrum steht die Frage, ob diese weniger als Männer beeinträchtigt werden, da sie neben der Erwerbstätigkeit eine alternative Rolle als Hausfrau und Mutter einnehmen können.³

Einige Untersuchungen, die deutliche Unterschiede in der Reaktion von Männern und Frauen auf den Status der Erwerbslosigkeit feststellten, scheinen diesen Kompensationsansatz zu unterstützen.

Eine genauere Analyse zeigt, dass diese Ergebnisse allerdings nicht frei von Widersprüchen sind. Zudem korrespondieren sie nicht mit Erkenntnissen der epidemiologischen Forschung. Unabhängig ob Frau oder Mann, Erwerbslose sind gegenüber Erwerbstätigen in einem schlechteren psychischen Gesundheitszustand.

³ Für diese Diskussion siehe Mohr 1997, S. 63-99.

Die Situation von dauerhaft erwerbslosen Frauen verlangt nach spezifischen Untersuchungen, ohne zu vergessen, dass „kurzfristig entlastende Wirkungen langfristig erschwerende Bedingungen beinhalten können“ (Mohr 1997, S. 98).

Einige Studien haben bestätigt, dass bei Männern Erwerbstätigkeit und Berufsstatus einerseits und Betroffenheit durch Arbeitslosigkeit andererseits eng miteinander verbunden sind. Bleyer und Rex konnten für Deutschland zeigen, dass Männer, die ihre Identität vorwiegend auf ihrer Rolle als „Familienernährer“ gründeten, sich in Folge von Erwerbslosigkeit stark geschwächt fühlten (Bleyer-Rex et al. 1985, S. 128).

Obwohl die Situation von alleinstehenden Männern besonders problematisch ist, stehen diese im Schatten der Armutdebatte: „Die Situation alleinstehender Männer im Armutsbereich ist somit häufig von Vereinsamung und mit fortschreitender Dauer auch einem Verlust sozialer Fähigkeiten und zunehmender Verwahrlosung geprägt“ (Wallner-Ewald 1999, S. 89; vgl. auch Denz et al. 1990).

Bei weiteren Untersuchungen über die Auswirkungen von Erwerbslosigkeit auf Frauen und Männer darf zudem der gesamte sozio-ökonomische europäische Lebenskontext, in dem Familien heute leben, nicht übersehen werden. Trotz der gegenwärtigen Krise auf dem Arbeitsmarkt nimmt die Erwerbstätigkeit der Frauen in Europa stark zu. Dies schließt aber nicht aus, dass insbesondere sie von Erwerbslosigkeit, Unterbeschäftigung und zunehmend unsicheren Beschäftigungsverhältnissen betroffen werden (Maruani 1995; vgl. auch Immerfall 1997, S. 114). Die aktuelle wirtschaftliche Konjunktur unterstützt einen Arbeitsmarkt und auch ein Arbeitsrecht, das in Europa „für auf Männer zugeschnittene Beschäftigungsmuster“ ausgerichtet wurde (Supiot 1998, Abs. 649).

2.3.2. Der Faktor Alter:

Kinder und Jugendliche

Die Situation von Kindern und Heranwachsenden wird meist nur im Hintergrund beleuchtet. Aufgrund des zentralen Stellenwerts, den Familie für das Leben von Kindern und Adoleszenten hat, scheint es sinnvoll zu sein, sich damit zu beschäftigen, was in ihnen vorgeht, wenn die Erwachsenen zu Hause mit Arbeitslosigkeit konfrontiert werden.

In Österreich sind Kinder von Einkommensarmut stärker gefährdet als andere Personengruppen (Lutz et al. 1993). Dies ist auf sozialstrukturelle Ursachen zurückzuführen. Das Wissen über Umfang, Struktur und Auswirkungen von Kinderarmut in Österreich ist dennoch unzureichend (Bacher 1997, S. 39, 41). In Hinblick auf die Erfahrung von Erwerbslosigkeit in der eigenen Familie ist die von Bacher getroffene Unterscheidung zwischen „objektiver“ und „subjektiver“ Betroffenheit von Kindern bedeutsam: Zwischen deren Wohlbefinden und der Verarmung der Familie zeigt sich kein Zusammenhang. Die Annahme, dass die Befriedigung der Handlungsbedürfnisse kleinerer Kindern von der Verfügbarkeit anderer, nicht-monetärer Ressourcen abhängt, deckt sich mit Untersuchungen über ältere von Erwerbslosigkeit betroffene Kinder bzw. Jugendliche. In diesen Studien zeigen sich deutliche Verbindungen zwischen Konsummöglichkeiten und Sozialisierungsprozessen.⁴

Junge Frauen

In Deutschland gibt es seit Jahren Indizien dafür, dass sich Arbeitslosigkeit auf junge Männer und Frauen unterschiedlich auswirkt. Vergleichende Studien zwischen jungen Männern und Frauen zeigen, dass für sie die Auswirkungen der Erwerbslosigkeit meist noch gravierender sind. Diese Erfahrungen führen zu einer stärkeren Einengung, zur Abhängigkeit von der Familie und zur Unterordnung unter den Freund. Die Entwicklung eigener Bedürfnisse und Interessen wird dabei entscheidend behindert (Bilden 1984), während konservative Leitbilder bestärkt werden (Reinbold 1985, S. 36-46). Auch Schindler und Wetzels konnten nachweisen, dass Töchter von Arbeitslosen signifikant häufiger als Söhne unter emotionalen Belastungen in sozialen Beziehungen zu Gleichaltrigen litten und Probleme bei der Freizeitgestaltung sowie in ihren Beziehungen zu Erwachsenen hatten (Schindler & Wetzels 1985b S. 70-80, Schindler & Wetzels 1985a).

⁴ Eine Zusammenfassung dieser Studien im deutschsprachigen Raum befindet sich in Neuberger (1997).

3. Mit dauerhafter Arbeitslosigkeit leben

3.1. Innerfamiliäre Dynamik

In vielen Fällen bieten Familien den Individuen emotiven Rückhalt und erweisen sich bei wandelnden sozialen Rahmenbedingungen, konkret im Fall von Erwerbslosigkeit, als anpassungsfähig (Bleyer-Rex et al. 1985, Luedtke 1997, Zilian 1990). Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie ungünstige Lebensumstände wie etwa Schwierigkeiten am Arbeitsmarkt, Verarmungsprozesse und deren Konsequenzen beseitigen können. In dieser Hinsicht gilt nach wie vor die Warnung vor „der romantischen Idee, dass die Zuneigung und die Loyalität der unmittelbaren Bezugspersonen die psychologischen Kosten der Arbeitslosigkeit irgendwie kompensieren könnten“ (Zilian et al. 1990, S. 122). Erwerbslosigkeit von Familienmitgliedern stellt das Beziehungsgefüge in der Familie vor Herausforderungen, denen es oft nicht gewachsen ist. Zudem erweisen sich eine länger anhaltende Entkoppelung vom Arbeitsmarkt und der Mangel an beruflichen Perspektiven in vielen Fällen als schwere Belastungen für die Aufnahme oder den Fortbestand von Partnerschaften (Esser 1984, Bleich & Witte 1992).

Fischer-Kowalski et al. beobachteten in ihren Untersuchungen ein weites Spektrum von Familien. In einigen führte die Erwerbslosigkeit allmählich zu einer Neudefinition der Hausarbeit zwischen Eheleuten, in anderen kam es zu Partnerkonflikten oder zu einer Verfestigung alter Muster von Geschlechterrollen.

3.2. Veränderungen zu Hause

Wie Familien ihre eigene Situation wahrnehmen, ist ausschlaggebend, um die durch Erwerbslosigkeit entstehenden Veränderungen bewältigen zu können. Die Deutung von Verarmung bzw. von Einkommensverlust durch die Betroffenen scheint die weitere Entwicklung des Familienlebens der Betroffenen zu beeinflussen. Diese Vermutung bleibt dennoch zu prüfen (Walper & Silereisen 1994).

Erwerbslosigkeit wird in Familien insbesondere dann als bedrohendes Ereignis wahrgenommen, wenn die Ansprüche ihrer Mitglieder nicht realisierbar sind (Frustration von sozialen Erwartungen). Dies führt in der Folge sehr oft zu Krisen. Ein hoher Anpassungsgrad, eine starke Kohäsion der familiären Gruppe sowie geringerer Traditionalismus, geringer Materialismus und hohes Verantwortungsgefühl fördern weniger konfliktgeladene Bewältigungsstrategien.

Die Reaktionen jedes einzelnen – darunter auch jene jüngerer Menschen – auf die Erfahrung von Erwerbslosigkeit hängen u. a. vom Lebensabschnitt ab, in dem die Betroffenen mit dieser Situation konfrontiert werden. Je älter Kinder werden, desto gravierender sind die Auswirkungen von Einkommensgefährdung. Dies hängt unter anderem damit zusammen, dass es mit zunehmendem Alter bedeutsamer wird, nicht nur Status symbolisierende Dinge gebrauchen oder ausborgen zu können, sondern diese auch zu besitzen.

Wohnen

Bleyer-Rex, Mergeay und Schindler wiesen bereits 1985 auf die Bedeutung der Wohnverhältnisse hin. So kam es in vielen Fällen zu der paradoxen Situation, dass mit zunehmender räumlicher Nähe das persönliche Verhältnis zwischen den Ehepartnern distanzierter wurde und sich gleichzeitig das Konfliktpotential zwischen ihnen erhöhte (Bleyer-Rex et al. 1985, S. 128).

Die mit Erwerbslosigkeit einhergehende Einkommensgefährdung hat oftmals Sparmaßnahmen in der Wohnung (etwa bei Heizung und Elektrizität) sowie finanzielle Schwierigkeiten bei der Bezahlung der Miete zur Folge. Dies zwingt manche, in billigere Wohnungen zu übersiedeln, wobei die Betroffenen in diesem Fall meist eine schlechtere Wohnung und ein schlechteres Wohnumfeld in Kauf nehmen müssen. Vor allem Kinder leiden unter dieser Situation, insbesondere dann, wenn sie die Schule wechseln und somit auf ihren vertrauten Freundeskreis verzichten müssen.

Essen – Gesundheit

Wiederschwinger u. a. analysierten die Entwicklung des familiären Konsumsverhaltens. Auf der Suche nach weiteren Hintergründen stieß die Forschergruppe bei den direkten Gesprächen mit den Betroffenen oft auf Schwierigkeiten: „Eine eingeschränkte Lebenslage, in der man sich vieles nicht leisten kann, unterliegt einem starkem Tabu“ (Wiederschwinger 1984 S. 221ff.).⁵

In den USA und in den Niederlanden durchgeführte qualitative und quantitative Studien über Kinder erwerbsloser Eltern zeigen, dass diese vermehrt unter Krankheiten mit eindeutig psychosomatischen Erscheinungen (Ess- und Verdauungsstörungen, Schlaflosigkeit) litten. Aus anderen Untersuchungen, wie etwa jener von Linnenbank in Dortmund, lässt sich eine Korrelation zwischen psychosomatischen Krankheiten der Eltern und ähnlichen Störungen bzw. Aggressivität ihrer Kinder erkennen.

3.3. Anpassungsstrategien bei jüngeren Menschen

Arbeitslosigkeit und der Mangel an Lehrstellen zusammen führen zu Isolation und Frustration bei den betroffenen Jugendlichen. Die im Umfeld von Jugendlichen ohne Lehrstellen entstandenen Subkulturen und Gegennormen erweisen sich als Stabilisierungsfaktor, indem sie Freiräume für jene schafften, welche die herrschenden Normen nicht erfüllen konnten (Fielhauer 1987:101-119).

Eine weitere Anpassungsstrategie kann etwa auch darin bestehen, sich auffällig zu verhalten. Das persönliche Unbehagen wird durch symbolische oder direkte Aggressivität gegen andere Jugendliche, gegen Erwachsene oder gegen sich selbst zum Ausdruck gebracht.

Andere Kinder von Erwerbslosen wiederum reduzieren ihre Wünsche und Ansprüche und akzeptieren die geforderte Sparsamkeit zwar äußerlich, innerlich oftmals jedoch nicht. Manche zeigen Konformität nach außen, um ihre Eltern nicht zu kränken oder traurig zu machen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie persönliche Frustrationen verarbeiten konnten.

3.4. Veränderungen in der Öffentlichkeit

Zahlreiche Studien über langfristig arbeitslose Menschen und ihre Familien weisen darauf hin, dass sich diese aus ihrem sozialen Umfeld zurückziehen. Langfristige Erwerbslosigkeit führt zu einem sozialen Abstieg. Sehr oft kommt es in dieser Situation zu einer Art „Teufelskreis“, der um so schlimmer wird, je mehr die Betroffenen von ihrem sozialen Umfeld isoliert werden. Diese Vereinsamung lässt sich nicht so sehr auf geografische Umstände (wie etwa den Gegensatz Stadt-Land) als vielmehr auf eine geringere Intensität an Kommunikation der betroffenen Familien mit Außenstehenden zurückführen (Jansche-Isenberger & Rieden 1991, S. 90-96). Der Rückzug aus der Öffentlichkeit hängt somit sehr stark mit den Charakteristika des sozialen Umfeldes zusammen, in dem Erwerbslose leben.

Der Rückzug von Erwerbslosen und ihren Familien aus der Öffentlichkeit geht oft mit ihrer sozialen Stigmatisierung einher. Dies prägt das Leben jüngerer Menschen meist tiefer als die Verringerung ihrer materiellen Lebenschancen. Durch diese subjektive Wahrnehmung der Benachteiligung verstärken sich Ängste oder Minderwertigkeitsgefühle. Aus dieser Perspektive ist es nicht verwunderlich, dass etwa betroffene Jugendliche an der Schule Diskussionen über Arbeitslosigkeit vermeiden und dort ein „auffälliges Verhalten“ an den Tag legen, was ironischerweise ihre Stigmatisierung verstärkt.

⁵ Unterschiedliche Informationen über Verbindungen zwischen materiellen Einschränkungen und psychischen Reaktionen – insbesondere Frustration und Scham bzw. Kompensationsmechanismen – finden sich in Feichtingers Literaturanalyse über Ernährungsweise und Armut. Dabei handelt es sich um ein noch wenig bekanntes Problemfeld, dem in der letzten Zeit zunehmend Aufmerksamkeit geschenkt wird (Feichtinger 1996, S. 38-39).

Resümee

Die Erwerbslosigkeitsforschung in Österreich hat sich bis dato vorwiegend darauf konzentriert, die Zahl und die Charakteristika der Betroffenen besser kennen zu lernen. Zusätzliche Information bieten solide Studien aus der Armutsforschung, deren Ergebnisse allerdings nicht automatisch auf Erwerbslose übertragen werden können. Dauerhafte Entkoppelung vom Arbeitsmarkt birgt zwar ein wesentliches Verarmungsrisiko, allerdings führen auch andere Faktoren zur ökonomischen Deprivation.

Nur bei wenigen bislang durchgeführten Studien über die Auswirkungen von Erwerbslosigkeit stand die familiäre Dynamik im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. In den bisherigen Untersuchungen wurde immer wieder auf die Komplexität der Faktoren hingewiesen, die das Leben von Familien im Schatten der Erwerbslosigkeit sowie ihre Bewältigungsstrategien prägen. Gerade deshalb ist Vorsicht bei der Übertragung von Ergebnissen auf andere Länder bzw. in einen anderen sozialen Kontext geboten. Bei der Anwendung von Ergebnissen aus bereits vorhandenen Studien muss der jeweilige Zeitpunkt der Durchführung mitberücksichtigt werden, da es in den letzten Jahren zu umfangreichen sozialen Veränderungen (Zunahme der Erwerbslosigkeit, Auswirkungen von staatlichen Sparmaßnahmen) gekommen ist.

Zum besseren Verständnis der Auswirkungen von Erwerbslosigkeit auf Familien wäre es notwendig, diesbezüglich in Österreich eigene Untersuchungen durchzuführen, die von ihrer Konzeption her die Betroffenen als Subjekte und handelnde Personen betrachten.

Wie Erwerbslosigkeit – insbesondere wenn sie dauerhaft ist – das Leben von ÖsterreicherInnen prägt und wie diese darauf reagieren, könnte in der Debatte über die Zukunft der Arbeit äußerst relevant in Hinblick auf die Suche nach Alternativen für „Normalerwerbsbiografien“ (Vollbeschäftigung, stabiler Arbeitsplatz und Beruf) sein. Bis vor kurzem galten diese noch als obligat, in Zukunft aber werden viele ÖsterreicherInnen alternative, vielfach weniger sichere Beschäftigungsformen annehmen müssen.

Die Situation von Frauen ist in diesem Zusammenhang besonders delikat, insofern sich ihre nach wie vor schwache Position am Arbeitsmarkt gerade in Zeiten konsolidiert, in denen dieser Arbeitsmarkt neu geordnet wird. Hinter der sozialen Debatte über die Zukunft der Arbeit verbergen sich unterschiedliche Auffassungen von Geschlechterrollen. Daraus ergibt sich die Gefahr, auf vergangene Muster zurückzublicken, d. h. einerseits weiter auf einem traditionellen Geschlechterrollenverständnis zu beharren oder andererseits nach wie vor auf das Mittel Vollerwerbstätigkeit als einzige anzustrebende Beschäftigungsform zu setzen. Die Zunahme dauerhafter Erwerbslosigkeit und der „Working Poor“ führen unweigerlich zur Frage nach einer sozial gerechten Aufteilung der Arbeit und des Wohlstandes. Dies betrifft Frauen in Männer in gleichem Maße.

Auf der Suche nach „neuen kulturellen Modellen“ (Albrecht 1991), die dem Menschenbild kritisch gegenüberstehen, das der gegenwärtige Arbeitsmarkt fördert, darf die zentrale Bedeutung von Arbeit, Erwerbsarbeit und Beruf für die Identität von Menschen nicht ausgeblendet werden. Allerdings gilt es, sich zu fragen, welche Integration verfolgt wird.

In diesem Zusammenhang ist das Familienleben von Relevanz. Gerade bei jenen, die nicht nur erwerblos sondern auch ‚familienlos‘ sind, werden die drastischen Auswirkungen sichtbar, die der Ausschluss vom Arbeitsmarkt mit sich bringt. Familien wirken nicht nur als ‚Resonanzkasten‘ sozialer Probleme, sondern auch als ‚Labor‘, in dem neue Lebensweisen ausprobiert werden können. So wertvoll all diese Versuche auch sind, ersparen sie keineswegs politische Antworten auf die Problematik der Erwerbslosigkeit. Der private Bereich kann den öffentlichen nicht ersetzen. Öffentliche Unterstützungsleistungen für familiäre Lebensformen sind daher notwendig, weil diese nach wie vor einen hohen Stellenwert haben.

Literatur

- Albrecht, Richard (1991): Aus der Not eine Tugend? Von sozialer Ausgrenzung zum neuen kulturellen Modell. In: SWS-Rundschau, 3(31. Jg.), S. 363-382.
- Bacher, Johann (1997): Einkommenarmutsgefährdung von Kindern in Österreich und deren Auswirkungen auf die Schullaufbahn und das subjektive Wohlbefinden. Eine Sekundäranalyse des Österreichischen Kindersurveys. In: Sozialwissenschaftliche Rundschau, 37 Jg.(1/97), S. 38-61.
- Bilden, Helga (1984): Arbeitslose weibliche Jugendliche soziales Netzwerk und Partnerbeziehungen. In: Sexualpädagogik und Familienplanung, Jg. 12(Nr. 5), S. 4-6.
- Bleich, Christiane & Witte, Erich (1992): Zur Veränderungen in der Paarbeziehung bei Erwerbslosigkeit des Mannes. In: Zur Veränderungen in der Paarbeziehung bei Erwerbslosigkeit des Mannes, 4(44. Jg.), S. 731-749.
- Bleyer-Rex, Iris; Mergeay, Colette & Schindler, Hans (1985): Die Familie in der Arbeitslosigkeit. Bremen: Angestelltenkammer Bremen.
- Brinkmann, Christian (1987): Familiäre Probleme durch Langzeitarbeitslosigkeit. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Ed.) Familie und soziale Arbeit : Familienideal, Familienalltag Stuttgart: Kohlhammer, S. 550-574.
- Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales (1998): Bericht über die soziale Lage. Analysen und Ressortaktivitäten. Wien: Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales.
- Busch-Geertsema, Volker & Ruhstrat, Ekke-Ulf (1993): „Das macht die Seele so kaputt...“ . Armut in Bremen. Bremen: Ed. Temmen.
- Cyba, Eva (1996): Arbeit und Beruf – Beharrung und Veränderung. Einstellungen und Werthaltungen (1979), 1986 und 1993. In: M. Haller, K. Holm, K. Müller, W. Schulz & E. Cyba (Eds) Österreich im Wandel. Werte, Lebensformen und Lebensqualität 1986 bis 1993 Oldenburg:Verlag für Geschichte und Politik, S. 31-49.
- Denz, Hermann; Hörl, Christian; Kremmel, Theo & Mayer, Hermann (1990) Bericht zur Obdachlosensituation in Vorarlberg 1989. Bregenz: Amt der Vorarlberger Landesregierung).
- Diezinger, Angelika; Marquardt, Regine; Bilden, Helga & Dahlke, Kerstin (1983) Entwicklungsprozesse arbeitsloser Mädchen Bd. 1: Aktuelle Belastungen und berufliche KonsequenzenDJI-Forschungsbericht. München: DJI Verlag.
- Eck, Thomas (1994) Die Rolle des Sozialstaates in Zeiten erhöhter Arbeitslosigkeit am Beispiel Österreichs. Wirtschaftswissenschaft Universität Linz: Linz).
- Esser, Johannes (1984): Auswirkungen der Arbeitslosigkeit in der Familie. In: Sexualpädagogik und Familienplanung : Zeitschrift der pro familia, Jg. 12(r. 5), S. 2-4.
- Feichtinger, Elfriede Verfasser (1996): Armut und Ernährung. Literaturanalyse unter besonderer Beruecksichtigung der Konsequenzen für Ernährungs- und Gesundheitsstatus und der Ernährungsweise in der Armut. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Arbeitsgruppe Public Health.
- Fernández de la Hoz, Paloma (1995) Historische Wurzeln der aktuellen Einstellungen zur Ehe in Österreich und Spanien: Versuch eines interkulturellen Vergleichs. Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte – Geisteswissenschaftliche Fakultät Wien: Wien
- Fielhauer, Hannelore (1987): Zur beruflichen Integration von Jugendlichen am Beispiel von Jugendlichen ohne Lehrstelle. In: K. Beitzl (Ed) Gegenwartsvolkskunde und Jugendkultur: Referate des 2. Internationalen Symposiums des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vom 4. bis 8. Juni 1985 in Mattersburg, Vol. 01 Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften – Institut für Gegenwartsvolkskunde, S. 101-119.
- Fineman, Stephen (1987): Unemployment. Personal and social consequences. London: Tavistock Publ.
- Fischer, Lisa ; Flecker, Jörg & Richter, Ulrike (1990) Veränderung der ökonomischen und familialen Situation von Arbeitslosen bzw. Arbeitslosen-Haushalten im Verlauf der Arbeitslosigkeit Wien: Bundesministerium fuer Arbeit und Soziales.
- Fischer-Kowalski, Marina; Cyba, Eva & Fischer, Lisa (1986) Arbeitslosigkeit in Österreich und Frankreich. Ihre gesellschaftliche Bewältigung am Beispiel zweier Industriegemeinden. Österreichischer Teilbericht. Arbeitslosigkeit in der Stadt Gmünd(Wien, Institut für Höhere Studien).

- Foerster, Michael (1994): Familienarmut und Sozialpolitik eine vergleichende Studie von 14 OECD-Ländern. Wien.
- Haller, Max (1996): Einstellungen zur sozialen Ungleichheit im internationalen Vergleich. In: K.H. Max Haller, Karl Müller, Wolfgang Schulz, Eva Cyba (Ed) Österreich im Wandel. Werte, Lebensformen und Lebensqualität 1986 bis 1993 Oldenburg:Verlag für Geschichte und Politik, S. 188-220.
- Hawlik, Elisabeth (1998): Erwerbstätigkeit im Jahr 1997. In: Statistische Nachrichten, (12), S. 1013-1023.
- Hornstein, Walter; Lueders, Christian; Rosner, Siegfried; Salzmann, Wolfgang & Schusser, Horst (1986): Arbeitslosigkeit in der Familie. Eine empirische Studie über Prozesse der Auseinandersetzung mit Arbeitslosigkeit innerhalb von betroffenen Familien im Hinblick auf soziale Ausgrenzung und gesellschaftliche Wandlungsprozesse. München: Institut für pädagogische und erziehungswissenschaftliche Forschung der Universität der Bundeswehr München.
- Immerfall, S. (1997): Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich. Opladen: Leske + Budrich.
- Jansche-Isenberger, Sigrid & Rieden, Elisabeth (1991): Frauen erforschen Frauenarbeitslosigkeit in Kärnten. In: B.f.A.u. Soziales (Ed) Leben ohne Arbeit, Vol. 38 Wien: BM für Arbeit und Soziales, S. 1-122.
- Kammer für Arbeiter und Angestellte für (1997): Sozialleistungen im Überblick. Lexikon der Leistungen und Ansprüche. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes.
- Kreimer, Margareta (1995): Arbeitsmarktsegregation nach dem Geschlecht in Österreich. In: Wirtschaft und Gesellschaft (4) 21. Jg., S. 579-608.
- Kronauer, Martin (1998): „Exklusion“ in der Armutsforschung und der Systemtheorie. Anmerkungen zu einer problematischen Beziehung. In: SOFI-Mitteilungen, (26), S. 117-126.
- Lambelet, Catherine (1997): Le chômage et ses conséquences sur la famille: trajectoires et changement. In: P. Mathez (Ed) Reflexions sur un projet de musée, le chômage et l'agriculture; Neuchatel, S. 67-83.
- Luedtke, Jens (1998): Lebensführung in der Arbeitslosigkeit. Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft.
- Lutz, Hedwig ; Wagner, Michael & Wolf, Walter (1993): Von Ausgrenzung bedroht. Struktur und Umfang der materiellen Armutgefährdung im österreichischen Wohlfahrtsstaat der Achtziger Jahre. Wien: Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Marterbauer, Markus & Walterskirchen, Ewald (1999): Bestimmungsgründe des Anstiegs der Arbeitslosigkeit in Österreich. In: WIFO – Monatsberichte, 3(72. Jg.), S. 167-175.
- Maruani, Margaret Verfasser (1995): Erwerbstätigkeit von Frauen in Europa. In: Informationen zur Raumentwicklung, S. 37-47(H. 1), S. Tab. 1995.
- Mohr, Gisela (1994): Ouvrieres de l'industrie au chômage une etude longitudinale. In: L'Orientation scolaire et professionnelle, 23(4), S. S. 481-491.
- Mohr, Gisela Verfasser (1997): Erwerbslosigkeit, Arbeitsplatzunsicherheit und psychische Befindlichkeit. Frankfurt am Main: P. Lang.
- Neuberger, Christa (1997): Auswirkungen elterlicher Arbeitslosigkeit und Armut auf Familien und Kinder. Ein mehrdimensionaler empirisch gestützter Zugang. In: U. Otto (Ed) Aufwachsen in Armut – Erfahrungswelten und soziale Lagen von Kindern armer Familien Opladen: Leske + Budrich, S. 79-122.
- Pratscher, Kurt (1992): Sozialhilfe: Staat – Markt – Familie. In: E. Talos (Ed) Der geforderte Wohlfahrtsstaat. Traditionen – Herausforderungen – Perspektiven Wien:Löcker Verlag, S. 61-95.
- Reinbold, Brigitte (1985): Arbeitslosigkeit von Mädchen ein Randproblem der Jugendberufsnot? In: Psychosozial, Jg. 8(H. 27), S. 36-46.
- Schindler, Hans & Wetzels, Peter (1985a): Subjektive Bedeutung familiärer Arbeitslosigkeit bei Schülern in einem Bremer Arbeiterstadtteil. Individuelle und gesellschaftliche Kosten der Massenarbeitslosigkeit: psychologische Theorie und Praxis hrsg. von Thomas Kieselbach u. Ali Wacker: Weinheim, S. Beltz; S 120-138.
- Schindler, Hans & Wetzels, Peter (1985b): Vorübergehend zu Hause Auswirkungen elterlicher Arbeitslosigkeit bei Kindern und Jugendlichen. In: Psychosozial, Jg. 8(H. 27), S. 70-80.
- Schmidt, Wilhelm & Wendt, Peter-Ulrich (1995): Armut – sozialer Wandel – Sozialpolitik. Kinder und Armut – die Verlierer der Konsumgesellschaft sind jung. In: M. Perik, W. Schmidt, P.-U. Wendt & (Hrsg.) (Eds) Arm dran: Armut, sozialer Wandel, Sozialpolitik. Marburg: Schüren, S. 39-50.
- Schulz, Wolfgang (1996): Ehe und Familie. In: M. Haller, K. Holm, K. Müller, W. Schulz & E. Cyba (Eds) Österreich im Wandel Oldenburg:Verlag für Geschichte und Politik, S. 138-154.

- Silbereisen, Rainer & Walper, Sabine (1989): Arbeitslosigkeit und Familie Auswirkungen ökonomischer Deprivation durch Arbeitslosigkeit auf die Familie und die Entwicklungsperspektiven ihrer Mitglieder. In: M. Manfred (Ed) Handbuch der Familien- und Jugendforschung: Bd. 1: Familienforschung Neuwied: Luchterhand, S. 535-557.
- Stelzer-Orthofer, Christine (1996): Der Mythos der Sozialschmarotzer? In: WISO, 19. Jg.(2), S. 62-85.
- Supiot, Alain (rapporteur général) (1998) Transformations du travail et devenir du droit du travail en Europe. Rapport final. Commission de L'Union Européenne.
- Tálos, Emmerich (1998): Soziale Sicherung im Wandel. Österreich und seine Nachbarstaaten. Wien: Böhlau.
- Talos, Emmerich & Wörister, Karl (1994): Soziale Sicherung im Sozialstaat Österreich. Baden- Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Wacker, Ali (1990): Einleitung. In: H.-P.-W. Schindler, Ali – Wetzels, Peter (Ed) Familienleben in der Arbeitslosigkeit. Ergebnisse neuer europäischen Studien Heidelberg: Roland Asanger.
- Wallner-Ewald, Stefan (1999) Leben am Rand des Sozialsystems. Die Klientinnen und Klienten der Sozialberatungsstellen der Caritas Österreich. Wien: Julius-Raab-Stiftung).
- Walper, Sabine & Silbereisen, Rainer (1994): Economic hardship in Polish and German families some consequences for adolescents. In: E. Todt (Ed) Adolescence in context: the interplay of family, school, peers, and work in adjustment. Berlin: Springer, S. 125-148.
- Wiederschwinger, Margit; Flecker, Jörg; Richter, Ulrike; Neyer, Gerda; Fischer, Lisa & Laburda, Angelika (1992) Veränderung der ökonomischen Situation von Arbeitslosen bzw. Arbeitslosen-Haushalten im Verlauf der Arbeitslosigkeit (Wien, Bundesministerium für Arbeit und Soziales)
- Wiederschwinger, Margit (1984): Frauenarbeit in Krisenzeiten Frauen – zurück an den Herd! Zum Problem der Frauenarbeitslosigkeit und deren Stellung in der Arbeitslosenforschung. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, Jg. 13(H. 3), S. 343-352.
- Wolf, Walter (1995): Arbeitslosigkeit und Einkommen. In: Statistische Nachrichten, (6), S. 441-444.
- Zilian, H G; Fleck, Christian; Hoedl, Josef; Krickl, Anton (1990): Die verborgenen Kosten der Arbeitslosigkeit. Frankfurt am Main: Hain.

AK 5: Vorschulische Kinderbetreuung

Zusammenfassung

CHRISTOPH ARPA

Nach einer kurzen Begrüßung durch den Arbeitskreisleiter Prof. Dr. Helmuth Schattovits begann der Arbeitskreis "Vorschulische Kinderbetreuung" mit dem Statement von Doris Bichler und Manuela Kendler, in dem das Projekt "Family Business" näher vorgestellt wurde, das sich zum Ziel gesetzt hat Eltern bzw. Interessierte über die Dienste und Angebote der Kinderbetreuungseinrichtungen zu informieren.

Im Anschluss daran präsentierte Dr. Schattovits empirische Daten über den Bedarf nach vorschulischen Kinderbetreuungseinrichtungen. Als Informationsquellen wurden der Mikrozensus, der Family & Fertility Survey und die Tagesheimstatistik herangezogen.

Aus Erhebungen des Mikrozensus geht hervor, dass sich bei den Unter-Dreijährigen 5% in einer externen Betreuung und 95% in einer nicht-externen Betreuung befinden. 90% der Befragten gaben an, dass kein Bedarf ihrerseits besteht und nur 4% sagten, dass eine externe Betreuung wünschenswert wäre, aber die Nutzung dieser aufgrund von äußeren Umständen nicht möglich ist. 6% der Eltern kreuzten die Kategorie persönliche Gründe an (z. B.: ich möchte eine externe Betreuung meinen Kind noch nicht zumuten).

Hingegen besuchen laut Mikrozensus 66% der Drei- bis Sechsjährigen eine Kinderbetreuungseinrichtung und nur 34% werden ausschließlich zu Hause bzw. innerhalb der Familie betreut. Der Bedarf nach externen Kinderbetreuungseinrichtungen wäre jedoch um fast zwanzig Prozentpunkte höher als vorhanden anzusiedeln. Insgesamt lässt sich sagen, dass die Nachfrage nach Kinderbetreuungseinrichtungen für die Unter-Dreijährigen mit 4% sehr gering ist, während der Bedarf nach Kinderbetreuungseinrichtungen bei den Über-Dreijährigen nicht gedeckt scheint.

Als nächstes wurden dann einige Ergebnisse aus dem Family & Fertility Survey präsentiert. Eruiert wurde hierbei, wie die Gestaltung der Kinderbetreuung aus Sicht der Mutter optimal wäre. Als Resultat kann festgehalten werden, dass zwischen 11% und 29% der Frauen aus dem Beruf komplett ausscheiden wollen, sobald mindestens ein Kind da ist, während rund 80% der befragten Frauen sich ausschließlich der Kindererziehung bis zum zweiten Lebensjahr des Kindes widmen wollen.

Als Abschluss des empirischen Überblicks wurden die tatsächlichen Besuchszahlen aus der Tagesheimstatistik vorgestellt, wobei hier ersichtlich ist, dass bei den Vier- bis Fünfjährigen eine Besuchsquote von rund 90% vorliegt.

Erwähnt wurde von Dr. Schattovits weiters, dass die Erwerbsquote bei Frauen, deren Kinder eine externe Einrichtung besuchen und jünger als drei Jahre sind, extrem hoch ist und zwischen 80-90% liegt. Laut Dr. Schattovits kann das so interpretiert werden, dass hier der Betreuungscharakter im Vordergrund steht, während bei Eltern von Kindern, die über drei Jahre sind und die sich in externer Betreuung befinden, der Anteil der Erwerbstätigkeit bei weitem nicht so hoch ist. Daraus kann laut Dr. Schattovits geschlossen werden, dass der sozialpädagogische Aspekt für den Kindergartenbesuch ausschlaggebend ist.

Im Anschluss an den Einführungsvortrag berichtete eine Diskussionsteilnehmerin aus Deutschland, dass die Nutzung von Kinderbetreuungseinrichtungen von der Erwerbstätigkeit abhängt. Viele Mütter würden laut dieser Aussage gerne einer Arbeit nachgehen und weiters wären sogar genügend externe Kinderbetreuungseinrichtungen zwar vorhanden, jedoch wird diese Möglichkeit der externen Kinderbetreuung nicht genutzt, da die Frauen keine Anstellungen finden. Als Folge daraus widmen sich die Frauen ganztätig der Kinderbetreuung und daher wird das Betreuungsangebot nicht zur Gänze ausgeschöpft.

Hingewiesen wurde vom Arbeitskreis auch darauf, dass insbesondere im Burgenland Frauen nach Wien pendeln müssten um eine Anstellung zu finden und dass damit für viele Frauen die Ausübung der Berufstätigkeit aufgrund der Öffnungszeiten von Kindergärten unmöglich wird.

Dr. Schattovits wendete hier ein, dass von Müttern nicht die Öffnungszeiten sondern eher die Schließzeiten von Kindergärten, z. B. während der Sommermonate, als problematisch empfunden werden. Hierzu meinte Marlene Trolf, dass die Schwächen der Öffnungszeiten durch private Tagesmütter abgefangen werden. Ein Kind geht z. B. in der Früh in den Kindergarten und im Anschluss daran hält es sich bei der Tagesmutter auf.

Marlene Trolf erwähnte weiters, dass Tagesmütter auf die individuellen zeitlichen Bedürfnisse der Mütter Rücksicht nehmen müssen. Das beinhaltet z. B., dass sich Tagesmütter auch am Abend um Kinder kümmern. Darunter fällt aber auch, dass kranke Kinder versorgt werden, weil in vielen Fällen ansonsten die Mutter, wenn sie während der Arbeitszeit beim Kind bleiben würde, Gefahr läuft ihren Job zu verlieren.

Es wurde dann von Dr. Martina Beham-Rabanser an Dr. Schattovits die Frage gerichtet, wie sehr das Angebot den Bedarf bestimmt. Dr. Schattovits vertrat hier die Auffassung, dass es sicherlich eine Wechselwirkung zwischen Angebot und Nachfrage gibt, wobei aber die kulturelle Auffassung über eine adäquate Kindererziehung mehr ins Gewicht fallen dürfte.

Hierauf wurde von Dr. Ursula Nissen eingewendet, dass im Rahmen einer Studie festgestellt wurde, dass ein Unterschied zwischen Bedarf und Bedürfnis existiert. Die Diskrepanz hängt laut Dr. Nissen in Deutschland mit dem traditionellen Rollenbild zusammen. Mütter werden als Rabenmütter angesehen, falls sie ihre Kinder der Betreuung einer Krippe anvertrauen. Diese Sichtweise ergänzt sich mit der Krippensituation, da diese eine schlechte Qualität aufweisen (Betreuung, Einrichtung). Hingegen gelten Kindergärten in Deutschland als eine sozialpädagogische Einrichtung.

Von Fr. Trolf wurde angemerkt, dass die Nachfrage nach Tagesmüttern vor allem im ländlichen Raum schwankt, da am Land anscheinend die Großmütter größtenteils die Betreuung der Kinder übernehmen. Deshalb existiert auch laut Marlene Trolf in manchen Gemeinden kein Angebot. Dr. Schattovits vertrat hier die Auffassung, dass ein Gutschein – wie beim Kinderbetreuungsgeld vorgesehen – einen Anreiz schafft, verstärkt externe Betreuung nachzufragen. Als abschließender Punkt wurde dann festgehalten, dass in der nächsten Sitzung zu diesem Arbeitskreis der Kinderbetreuungsscheck vorgestellt wird.

Wie am Vortrag vereinbart, wurde der zweite Teil mit einem Vortrag von Dr. Schattovits über die Machbarkeitsstudie Kinderbetreuungsscheck¹ fortgesetzt. Ausgangspunkt der Idee eines Kinderbetreuungsschecks war laut Dr. Schattovits das Ergebnis einer Untersuchung im Auftrag des Familienministeriums über die Teilzeitbetreuung von Vorschulkindern². Darin zeigte sich nämlich ein beachtliches Defizit in der Unterstützung der zwei- bis vierjährigen Kinder. Zur Illustration, wie die Aufwendungen nach Altersklassen derzeit aussehen, legte Dr. Schattovits eine Grafik vor: die Aufwendungen bei den null- bis zweijährigen Kindern betragen rund 13 Mrd. Schilling, bei den Zwei- bis Vierjährigen rund 3,5 Mrd. und bei den Vier- bis Sechsjährigen rund 11 Mrd. Dr. Schattovits vertrat hierbei die Auffassung, dass aus Gerechtigkeitsgründen alle Kinder im gleichen Ausmaß gefördert werden müssten und dass dies zu einer der Zielsetzungen der Studie wurde. Ein anderes wichtiges Ergebnis, das schon am Vortrag präsentiert wurde, war, dass die Betreuungswünsche der Mütter sehr unterschiedlich sind und daher eine Pauschallösung unmöglich ist.

In der Machbarkeitsstudie, die vom Österreichischen Institut für Familienforschung erstellt wurde, wurden einerseits Modelle entwickelt und andererseits die vorgeschlagenen Modelle auf ihre Auswirkungen hin untersucht. Grundsätzlich wurden zwei Modellvarianten entworfen. Die erste Variante war dadurch charakterisiert, dass die Höhe des Kinderbetreuungsschecks der Höhe des damaligen Karenzgeldes entsprach. Die Überlegung war dabei, dass durch eine familienpolitische Maßnahme niemand vom ursprünglichen

¹ Schattovits, Helmuth (Hrsg.) (2000): Kinderbetreuungsscheck: Modellentwicklung und Analysen. (Machbarkeitsstudie Kinderbetreuungsscheck). Wien. (Schriftenreihe des ÖIF, Bd. 9)

² Denk, Günter & Schattovits, Helmuth (1995): Teilzeitbetreuung von Kindern in Österreich. Eine Bestandsaufnahme zur Orientierung über Formen, Kosten und Finanzierung. Wien. (Schriftenreihe des ÖIF, Bd. 1)

Bezieherkreis wirtschaftlich absolut schlechter gestellt werden sollte. Im zweiten Modell entsprach die Höhe dem Ausgleichszulagenrichtsatz nach dem ASVG. Dr. Schattovits argumentierte dazu, dass gesellschaftlich relevante und wertvolle Tätigkeiten seiner Meinung nach zumindest in Höhe dieses Existenzminimums vergütet werden sollten.

Diese beiden Modelle wurden dann noch weiter in zwei Altersklassen, null bis vier und bis sieben Jahre, unterteilt. Das siebente Lebensjahr wurde deshalb miteinbezogen, da der Umstieg vom Kindergarten in die Schule häufig als problematisch empfunden wird und daher einem Elternteil die Möglichkeit eröffnet werden sollte, für dieses Jahr noch beim Kind bleiben zu können.

Der Kinderbetreuungsscheck besteht generell aus drei Komponenten, nämlich aus einer Geldleistung, aus der Anrechnung der Betreuungszeiten als pensionsbegründend und einem Gutschein für einen Kinderbetreuungsplatz, der bei einer anerkannten Betreuungseinrichtung eingelöst werden kann. Bis zum vollendeten vierten Lebensjahr erhalten die Eltern einen Geldbetrag, aber keinen Gutschein, womit für einen Elternteil die Möglichkeit geschaffen wurde entweder sich ganztägig um das Kind zu kümmern oder sich um dieses Geld eine externe Betreuung kaufen zu können. Bei den Fünf- bis Siebenjährigen wird dann die Bargeldkomponente auf einen Geldbetrag und auf einen Gutschein aufgeteilt. Argumentiert wurde vom Vortragenden, dass ein Kindergartenbesuch positive Auswirkungen auf die Entwicklung des Kindes hat und dass ein Gutschein einen starken Anreiz für den Besuch schafft.

Dr. Schattovits führte weiters aus, dass auf Seiten der Anbieter durch einen Gutschein auch die Sicherheit geschaffen wird, dass ihre Leistungen auch nachgefragt werden. Damit könnte gewährleistet werden, dass genügend Kinderbetreuungseinrichtungen angeboten werden. Generell kann der Gutschein bei anerkannten Kinderbetreuungseinrichtungen eingelöst werden. Hinzu genommen wurde dann noch auf Wunsch des Familienministeriums eine weitere Variante. Diese deckt sich mit der ersten Variante, nur dass die Leistungen bis zum dritten Lebensjahr des Kindes bezogen werden können. Diese Variante wurde dann mit dem Namen Kinderbetreuungsgeld versehen.

Seitens des Arbeitskreises wurde dann nachgefragt, wie eigentlich die Höhe der Gutscheine festgelegt wurde. Hier antwortete Dr. Schattovits, dass die Höhe des Gutscheines nicht den tatsächlichen Kinderbetreuungskosten pro Kind entspricht, weil diese von der öffentlichen Hand nicht erhoben werden. Daher wurde laut Dr. Schattovits die Höhe so gewählt, dass tatsächlich ein Lenkungseffekt ausgeht, diesen Gutschein einzulösen.

Gefragt wurde auch nach Verhaltensänderungen, die durch einen Kinderbetreuungsscheck zu erwarten sind. Als Antwort berichtete Dr. Schattovits dann über die Erfahrungen, die in den Pilotgemeinden in Kärnten gemacht wurden. Zusammenfassend lässt sich hier laut Dr. Schattovits sagen, dass keine Verhaltensveränderung feststellbar sind. Es zeigt sich eher, dass die Umsetzung bestehender Lebenskonzepte durch den Kinderbetreuungsscheck leichter wird.

Von der Diskussionsrunde wurde weiters angeregt, dass die Gutscheinkomponente schon ab dem dritten Lebensjahr des Kindes gelten sollte. Auch wurde weiters vorgeschlagen, dass der Wert des Gutscheines mit steigendem Alter des Kindes angehoben wird, während gleichzeitig der reine Geldbetrag im gleichen Ausmaß reduziert wird.

Argumentiert wurde dies damit, dass der Eintritt in den Kindergarten ungefähr mit dem dritten Lebensjahr erfolgen sollte, damit Probleme von Kindern frühzeitig erkannt werden und eine professionelle Hilfestellung rechtzeitig erfolgen kann. Durch die vorgeschlagene Variante wäre auch der ökonomische Druck vorhanden, Kinder frühzeitig in den Kindergarten zu geben. Hier wurde seitens Dr. Schattovits angeführt, dass die Entscheidung über den Eintritt in den Kindergarten den Eltern überlassen werden sollte und die vorgeschlagenen Varianten einen Eingriff in die Wahlfreiheit bedeuten würden. Betont wurde auch von Dr. Schattovits, dass vorgesehen ist, den Bezug der Leistungen an die Mutter-Kind-Pass-Untersuchungen zu koppeln, womit die Früherkennung von Problemen gefördert wird.

Nach einer kurzen Zusammenfassung über die Ergebnisse beider Arbeitstage endete dieser Arbeitskreis. Insgesamt lässt sich als Resümee der beiden Arbeitstage festhalten, dass ein großes Interesse an Informationen über Kinderbetreuungseinrichtungen besteht. Sowohl aus den präsentierten Daten als auch aus der

praktischen Erfahrung von Berufstätigen in der Kinderbetreuung geht hervor, dass eine Verbesserung der Situation anzustreben ist und dies durch eine Neugestaltung, wie z. B. durch den Kinderbetreuungsscheck, erreicht werden kann.

Family Business

Projektbeschreibung

DORIS BICHLER UND MANUELA KENDLER

Der Verein „Family-Business – Initiative zur Vernetzung, Vermittlung und Analyse von Kinderbetreuungsangeboten“ beschäftigt sich mit einem Projekt zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Kindgerecht und bedarfsorientiert

Erhebung
Analyse
Vernetzung
Beratung
Vermittlung

Sämtliche Kinderbetreuungsarten in ganz Österreich werden erhoben, um damit den Familien im jeweiligen Bundesland eine optimale Beratung über Möglichkeiten der Kinderbetreuung anzubieten. Die Recherchen umfassen die gesamte Anzahl der Kindergärten, Kinderkrippen, Kindergruppen, Kinderhorte, ganztägige Schulformen und Tagesmütterorganisationen.

Die Beratung erfolgt direkt über unsere Zentrale in St. Pölten (Tel.: 02742/79990) bzw. Außenstelle in Linz (Tel.: 0732/608685) oder über eine eigens dafür eingerichtete Internet-Homepage (www.familybusiness.at bzw. www.kinderbetreuung.at).

Die Suche kann nach folgenden Varianten erfolgen:

- | | | |
|----|-----------------|-----------------------|
| 1. | Sortierung nach | Bundesland |
| 2. | | Bezirk |
| 3. | | Postleitzahl bzw. Ort |
| 4. | | Einrichtungsart |
| 5. | | Integrationsplätzen |

Für die an der Beratung interessierten Familien sind daher die wesentlichen Suchkriterien abgedeckt.

Der gefundene Lösungsvorschlag beinhaltet folgende Informationen:

- Name der Kinderbetreuungseinrichtung
- Telefonnummer (evtl. E-Mail, Internetadresse)
- Ansprechperson
- Öffnungszeiten
- Integrationsplätze ja/nein
- Anzahl der freien Plätze
- Richtwert der Kosten für die Eltern
- Extras
- Änderungsdatum

Die persönliche Beratung, direkt durch unseren Verein, soll den Rat suchenden Eltern helfen, die für ihr Kind geeignete Betreuungsform zu finden, da jedes Kind auch im selben Altersabschnitt einen sehr unterschiedlichen Entwicklungsstand haben kann und somit nicht eine Betreuungsart für jedes Kind gleich gut geeignet ist.

Im Gespräch kann man den Eltern die verschiedenen Betreuungsformen genau vorstellen, die Unterschiede erklären und die jeweiligen Vor- und Nachteile für ihr Kind abwägen. Zum Beispiel ist für Kinder im Babyalter zwischen 0 und 1 1/2 Jahren die Betreuung im eigenen Haus (Projekt „Flying Nannies“ in NÖ) oder durch Tagesmütter vorzuziehen, da die Kleinkinder hier in einer familienähnlichen und liebevollen Atmosphäre aufwachsen können.

Die Eltern schaffen sich somit einen Überblick über die für sie in Frage kommenden Einrichtungen, können eine erste Auswahl treffen und dann gezielt mit dem Ansprechpartner der jeweiligen Betreuungsstätte in Kontakt treten und sich dort über sämtliche weitere Details informieren. Ein wichtiger Punkt dabei ist, dass zwischen **allen** Betreuungsangeboten, d. h. allen Kindergärten, Kindergruppen, Kinderkrippen, Schülerhorten und Tagesmütterorganisationen, selektiert werden kann. Der Verein Family Business bildet somit eine wichtige Schnittstelle zwischen dem Angebot der betreffenden Einrichtungen sowie der Nachfrage der interessierten Familien. Für die Mütter und Väter bietet diese Möglichkeit eine wesentliche Erleichterung bei der Suche nach geeigneten Betreuungsplätzen für ihre Kinder und somit einen großen Fortschritt in der Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Dieses Service steht nicht nur den Familien sondern auch beratenden Einrichtungen (AMS, Familienberatungsstellen) und Behörden (z. B. Jugendämter) jederzeit kostenlos zur Verfügung.

In weiterer Folge werden alle Angebote vernetzt und die Defizite analysiert. Die Vernetzung erfolgt durch ständige Kontakte mit den Anbietern einerseits sowie mit fachlich befassen Behörden und betroffenen Familien andererseits. Auf Grund der Analyse werden neue Betreuungsplätze überlegt und entwickelt.

Mit diesem Projekt besteht nun erstmals in Österreich die Möglichkeit sich über alle Kinderbetreuungsarten aktuell und unbürokratisch informieren zu können. Durch laufende Aktualisierung der Daten (autorisierte Einrichtungen können diese Aktualisierung demnächst selbstständig vornehmen) können sich die Familien über das momentane Angebot lückenlos auf dem laufenden halten. Derzeit wird an der Aufnahme einer Babysitterdatenbank gearbeitet, zukünftig soll auch der Bereich Ferienbetreuung ausgebaut werden. Das Projekt Family Business ist daher eine unentbehrliche Schnittstelle zwischen den Einrichtungen die Kinderbetreuung anbieten bzw. den Familien die diese in Anspruch nehmen wollen.

AK 6: Autonomie in der Paarbeziehung

Zusammenfassung

ILSE BAROBECK

Zum Beginn holte sich die Arbeitskreisleiterin Frau Univ.-Prof. DDr. Christiane Spiel die Zustimmung der Arbeitskreisteilnehmerinnen und -teilnehmer, den Arbeitskreis „Autonomie in der Paarbeziehung“ mit Unterstützung der Technik des Mindmappings anders als sonst üblich zu gestalten. Diese Technik prägte auch die Arbeitskreistreffen, denn zugunsten des Mindmappings wurde bei den beiden Statements von Dr. Maria Brigitta Beghella und Mag. Karl Wörister auf eine längere Diskussion verzichtet.

Das Mindmapping wurde – da nicht alle Arbeitskreisteilnehmer mit dieser Technik vertraut waren – von der Arbeitskreisleiterin den Anwesenden vorgestellt. Die Methode ermöglicht die Verknüpfung sprachlich-logischen Überlegens mit grafischer Gestaltung. Sie empfiehlt sich z. B. wenn die Struktur von Konzepten erarbeitet und verglichen werden soll.

Vorerst machte jeder der Arbeitskreisteilnehmer für sich alleine ein Mindmapping zum Thema. Bei der Vorstellung und Diskussion der individuellen Ergebnisse zeigte sich sehr deutlich, dass jede Person einen anderen Zugang zum und ein eigenes Verständnis vom Thema Paarautonomie hat.

Daran schloss das erste Statement von Dr. Maria Brigitta Beghella an. Ihr Kurzreferat stand unter dem Titel „Paarberatung – neue Beziehungsgestaltungsmöglichkeiten?“. Dabei stellte sie drei Fallskizzen aus ihrer psychotherapeutischen Tätigkeit vor (siehe anschließende Langfassung des Statements).

Danach wurden Gruppen-Mindmappings erarbeitet. Als Ergebnis kristallisierten sich folgende vier meistgenannte Themen bezüglich Autonomie in der Paarbeziehung heraus:

- Selbstdurchsetzung
- Ich bin ich – Du bist Du – Wir?
- Gesellschaftliche Normen und Kontexte
- „Räume“ schaffen

Nach einem demokratischen Entscheidungsfindungsprozess mit abschließender Abstimmung wurden im Arbeitskreis folgende zwei Themen diskutiert:

- Ich bin ich – Du bist Du – Wir?
- Gesellschaftliche Normen und Kontexte

In die sehr engagiert geführte Diskussion wurden verschiedene Meinungen und Ansätze eingebracht, wobei die psychologische Sichtweise die bestimmende war.

Abgeschlossen wurde dieser Arbeitskreis mit einem Statement von Mag. Karl Wörister, einem Mitarbeiter der Arbeiterkammer Wien. Er referierte über die „Eigenständige Absicherung von Frauen“ und brachte damit eine sozialpolitische Sichtweise in den Arbeitskreis ein.

Paarberatung - neue Beziehungsgestaltungsmöglichkeiten?!

MARIA BRIGITTA BEGHELLA

Anhand einiger Fallskizzen aus meiner Psychotherapiepraxis werden Ideen über Beziehungsgestaltungsmöglichkeiten dargestellt, Erklärungen angeboten und zur Diskussion gestellt. Die Aufmerksamkeit richtet sich dabei auf nicht-alltägliche Versuche, mit Situationen in einer anderen als der üblichen Art und Weise umzugehen.

- Ein Paar kommt in Beratung und beschreibt seine aktuelle Beziehungssituation als einen Mangel an echten „Austausch“, der dazu geführt habe, dass der Mann sich in eine Außenbeziehung begeben habe. Mann und Frau stellen sich die Frage, was in ihrer Ehe das Auseinanderdriften in die Wege geleitet habe. Der Mann sieht es vor allem darin, dass er zu wenig seine eigenen Bedürfnisse wahrgenommen habe, sich den Wünschen und Entscheidungen der Frau – wohl auch aus Bequemlichkeit – untergeordnet habe. Die Frau sieht sich vor allem in der Rolle der Mutter der zwei Kinder und als teilzeitbeschäftigte Frau. Die Familienorganisation im Alltag klappe vorzüglich – der Mann war als Vater präsent, die Liebesbeziehung aber eingeschlafen. Dem Manne wurde im Laufe der Therapie deutlich, dass er mehr seine eigenen Bedürfnisse und Wünsche wieder wahrnehmen, sich nicht zwischen zwei Frauen zerreiben und auch entdecken möchte, was ihn an seine Frau binde. Er beendete die Außenbeziehung und entschied sich dafür, eine eigene Wohnung zu nehmen, wobei er mit seiner Frau die Betreuung der Kinder absprach. Dies wurde nicht mit der Idee, eine Scheidung anzustreben, sondern mit der Idee, zu schauen, was wie an Beziehung zwischen beiden möglich wäre. Die Frau stimmte dieser Regelung zu. Nach wenigen Wochen stellte sich heraus, dass die emotionale Beziehung zwischen den beiden wieder neue Nahrung erhielt, die Frau sah sich als frisch verliebt in ihren Mann, die sexuelle Beziehung war neu und intensiv lebbar. Die Qualität der Familienorganisation veränderte sich durch dieses neue Arrangement nicht. Die Frau beschrieb sich – für sie selber überraschend – als eine, die sich nun mehr mit sich selber auseinandersetzen müsse, auch ihre eigene Beziehung zu den Eltern, die sehr nahe leben, reflektiere und die neue Form der Beziehung als bereichernd wenn wohl auch anstrengender erlebe. Der Mann beschrieb sich nun mehr auf sich selbst zurückgeworfen und unsicher in dem, wie er entdecken könnte, was seine Wünsche und Bedürfnisse sind, d. h. auch, wie leicht er sich den Ideen anderer unterordne.
- Ein Vater mit einem mittlerweile zweijährigen Sohn meldet sich zur Psychotherapie an. Er berichtet, dass er nach Ende des Mutterschutzes eine Teilzeitkarenz begonnen habe, sodass er nur mehr zwei Tage pro Woche seiner Lehrtätigkeit nachgehe, die restliche Zeit für seinen Sohn zur Verfügung stehe. Er wirkt vollkommen erschöpft, beschreibt sich als leer und ausgelaugt, ohne Zukunftsvisionen. Dies eine Beschreibung, die mir von Müttern mit kleinen Kindern sehr vertraut ist. Für ihn kommt dazu, dass er sich in den üblichen Möglichkeiten des Austausches in Mutter-Kind-Gruppen fehl am Platze erlebe, er werde dort als etwas Besonderes am Anfang wahrgenommen und dann eher ignoriert. Er beklagt den mangelnden Austausch mit Erwachsenen, das zweijährige Kind fordere ihn sehr und akzeptiere erst nach längeren Diskussionen eine Grenze. Er könne jederzeit auf der Stelle einschlafen. Falls auch erschöpft ins Bett, erlebe den Schlaf aber nicht als Erholung.
- Drittes Beispiel: eine Frau mit vier Kindern, Bäuerin, macht sich Sorgen um ihren Mann, der Antidepressiva verordnet bekommen hat, selber aus einer Familie stammt, wo Depressionen sogar zu einem Suizid geführt haben. Sie folgt der Idee, dass er weniger depressiv wäre, wenn er das, was ihn bedrückt, mit ihr austausche. Sie dränge ihn, laut ihrer Erzählung, dies zu tun; er flüchte dann zu seiner

Mutter im Austragshaus, sie kämpfe um ihn, schaffe es aber nicht. Die alternative Reaktion des Mannes seien auch Gewaltausbrüche, wo er neben Schreien auch handgreiflich wird. In der Erzählung der Frau kommt nicht zum Ausdruck, dass sie sich vor ihm fürchtet, sie könne sich wehren, auch dafür sorgen, dass er ihr nichts antut. Sie möchte sich nicht scheiden lassen, sie möchte zu ihrem Mann einen Kontakt, der für sie befriedigend ist. Eine Lösung erschien ihr, den Mann bei einem seiner aggressiven Ausbrüche durch die Polizei wegweisen zu lassen. Sie erklärt, dass sie damit anstrebe, dass er merke, wie wichtig es für ihn ist, sie zu haben – gerade dadurch, dass er nicht mit ihr leben kann. Er wohne dann bei seiner Mutter.

Diese drei Beispiele unterscheiden sich in folgenden Ebenen von denen, die ich üblicherweise bisher in meiner Praxis erlebte:

- Die Frauen erleben sich als Handelnde und Entscheidende, werden anscheinend auch von den Partnern so wahrgenommen.
- Bindung wird durch Trennung hergestellt, durch das Getrenntwohnen: einmal durch den freiwilligen und unterstützten Wegzug des Mannes, einmal durch den Rauswurf.
- Männer definieren sich als am Familienleben teilhabende Väter und nehmen aktiv an der Alltagsorganisation der Familie teil.
- Ein Vater in Vaterschaftskarenz, der Erschöpfungssymptome wie auch Mütter in ähnlichen Situationen zeigt, der anscheinend aber weniger Unterstützung durch die Gesellschaft erhält, auch keinen Ort außerhalb des Therapieraumes findet, wo er seine persönliche Situation erzählen, beschreiben kann und sich verstanden fühlt. Auch der Hausarzt reagiert mit der Diagnose "Depression", die mit Antidepressiva behandelt werden muss – und gibt mir am Telefon zu verstehen, dass dies keine bloße Erschöpfung sein könne, bei einem Mann.

Die hier anwesenden KollegInnen möchte ich fragen, ob Sie ähnliche Erfahrungen bestätigen können und welche Erklärungs- und Beschreibungsmuster Sie dazu gefunden haben.

Meine Ideen dazu, die aus meinem Hintergrund als Psychologin und systemische Therapeutin stammen, möchte ich eher plakativ darlegen und Sie einladen, diese mit mir zu diskutieren.

- In der Alltagstheorie scheint das Rollenverständnis noch mehr dem alten Muster verhaftet zu sein: die Frau ist als Mutter für die Kinder zuständig, eine Teilung kann erfolgen; dass der Mann als Vater die Hauptverantwortung für ein Kind trägt – bei aufrechter Ehe – scheint nicht in das Bild zu passen. Er erhält eine Außenseiterrolle, wird mit seinen Bedürfnissen nicht wahr- und ernstgenommen von Frauen, die als Mütter eine ähnliche Alltagserfahrung machen.
- Räumliche Distanz als größere emotionale Nähe scheint eine Möglichkeit zu sein, die Autonomie-Bindungsfrage in Paarbeziehungen zu regeln.
- Räumliche Distanz als Möglichkeit, größere emotionale Verbundenheit zu erleben oder zu erstreben, scheint in der eigenen Bewertung des Paar (s. Fall 1) als unterstützend und nicht als erster Schritt zu einer endgültigen Trennung, sprich als bedrohlich, wahrgenommen zu werden.
- Wegweisung als Möglichkeit Kontakt zum Ehemann herzustellen, scheint bei der Frau aus Beispiel 3 mit der Idee verknüpft zu werden, dass Trennung – auch unter einem als Bestrafung gedachten, wahrscheinlich auch vom Mann so erlebten Vorgehen – das Bedürfnis nach Nähe wecken wird und den Kontakt verbessern. Die genannte Frau schildert dies auch als Ergebnis ihrer Aktion (die Therapie bei mir setzte erst nach dieser Aktion ein).
- Die Frauen in den genannten Beispielen definieren sich selber nicht als Opfer in bestimmten Kontexten: die Frau sieht sich aktiv daran beteiligt, dass die Ehe nicht mehr so gelebt wurde von beiden, wie sie es

sich vorgestellt hatte, und die Außenbeziehung als eine Folge davon, die sie wachrüttelte – niemals war die Rede von Ehebruch oder Schuld des Mannes. Im dritten Beispiel wird das gewalttätige Auftreten des Mannes nicht als bedrohlich beschrieben, sondern als Möglichkeit, eine Trennung zu erreichen, die Nähe herstellen soll.

Fragen, die ich mir stelle und als Ausgangspunkt für Diskussionen sehe:

- Welches Bild von funktionierenden Partnerschaften vermitteln solche Geschichten?
- In welchem Kontext (außer einem therapeutischen) kann verbal ausgedrückte Hilflosigkeit eines Mannes, Vaters, akzeptiert werden und eine nützliche Reaktion auslösen?
- Wie kann ein Mann eine Selbstdefinition, die nicht dem traditionellen Männerbild entspricht, im Kontakt nach außen leben, ohne tendenziell Abwertung und Eingrenzung zu erfahren?
- Welche Selbstdefinition findet eine Frau, die ihre Paarbeziehung mitgestalten will und dabei Strukturen nutzt, die für „Frauen als Opfer“ (s. Wegweisungsrecht) gedacht wurden?
- Sind diese Beispiele exotische, die einer zufälligen Auswahl einer Therapiepraxis entsprechen oder weisen sie auf Veränderungen in der Selbstdefinition von Männern und Frauen in Partnerschaften hin?

Optionen für eine eigenständige Absicherung von Frauen im Alter

Mögliche Maßnahmen im Bereich des Pensionsystems¹

KARL WÖRISTER

A – Aktuelle Daten zur Alterssicherung der Frauen

1. Pensionsniveau

- Mittlere neue Eigenpension*) 1999 (Median)
Pensionen inkl. Ausgleichszulage und Kinderzuschuss

	Männer	Frauen	F in % von M
Gesamte PV	18.484	9.131	49%
Unselbständige	19.052	9.528	50%
Davon Alterspensionen:			
Gesamte PV	20.295	9.615	47%
Unselbständige	21.138	10.081	48%

*) Alters- und Invaliditätspensionen zusammen

Jeweils ohne zwischenstaatliche Pensionen (also nur Personen, die ausschließlich eine Pension aus Österreich haben).

Quelle: Hauptverband der österreichischen Sozialversicherung

- Das Pensionsniveau hängt sehr stark von der Zahl der Kinder ab. Je mehr Kinder eine Frau hatte, desto niedriger ist die Pension. Nach Berechnungen des BMAGS (bzw nun BMSG) erhielten 1996 etwa Frauen mit 2 Kindern um 16% weniger als Frauen ohne Kinder, bei Frauen mit 3 Kindern betrug das Minus schon 30% und bei Frauen mit 4 Kindern 42%. (Siehe Stefanits, H. u. a., in: Soziale Sicherheit 7/8-2000, S. 731)
- Jede vierte neue Eigenpension an Frauen lag 1999 unter öS 6.300,- (inkl. Ausgleichszulage; Unselbständige).

2. Pensionsansprüche an Frauen im Alter (ab 60)

- Wohnbevölkerung ab 60 Jahren (1997): 970.000 Frauen
- Davon bezogen 570.000 eine Eigenpension (inkl. Beamtensysteme)
 - 210.000 dieser Frauen bezogen zusätzlich eine Witwenpension

¹ Ausgeblendet wird hier die wichtige Frage, wie eine eigenständige Absicherung durch eine höhere Frauenerwerbsbeteiligung verbessert werden könnte (bessere Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familie, mehr und bessere Kinderbetreuungseinrichtungen, etc.).

- **Rund 400.000 bezogen keine eigene Pension (also 4 von 10 Frauen)**
 - Davon bezogen 230.000 eine Witwenpension
 - Weitere 160.000 Frauen hatte keine Pension und waren auch nicht erwerbstätig
 - Etwa 10.000 Frauen waren erwerbstätig.

Quellen: Hauptverband der österr. SV-Träger, Statistik Österreich, eigene Berechnungen (Details der Berechnungen in: Statistische Informationen, November 1999).

B – Modelle für eine bessere eigenständige Absicherung

1. SCHLIESSUNG VON VERSICHERUNGSLÜCKEN

1.1. Stärkere Anrechnung von Zeiten der Kindererziehung

- Teil der Kindererziehung als *Beitragszeit* (statt „Ersatzzeit“) (Regierungsprogramm)
 - Dadurch soll ein Teil der Frauen einen Pensionsanspruch erwerben (wenn dadurch 15 Beitragsjahre erreicht werden)
 - Gilt nur für Zeiten der Kinderbetreuung ab 2002
 Diese Regelungen wird erst in vielen Jahren faktisch wirksam; das Niveau dieser neuen Pensionen wird kaum ein Taschengeldniveau überschreiten.
- Umwandlung von Mitteln für Witwenpensionen in Beiträge für Zeiten der Kindererziehung (eine Option in der Studie der Frauenministerin)²
 - Deutliche Verringerung der Hinterbliebenenversorgung
 - Massive Anrechnung von Zeiten der Kindererziehung möglich (höhere Bemessungs / Beitragsgrundlage, zusätzlich Anrechnung von Zeiten bis etwa zum 10. Lebensjahr des Kindes, aber mit geringerer Bemessungsgrundlage).

1.2. Allgemeine Beitragspflicht

- Durchgehende Versicherung von Frauen durch eine Pflichtversicherung für Hausfrauen, soweit nicht schon durch Anrechnung von Zeiten der Kindererziehung abgedeckt. Mindestbeitrag: öS 1.600,- pro Monat.
- Geringere Beiträge bis zu einem bestimmten Lebensalter (etwa 10 Jahre) des Kindes (Differenz zu vollem Beitrag wird subventioniert)
- Bei Bedürftigen Beitrag aus öffentlichen Mitteln (Prüfung der Bedürftigkeit notwendig – Familieneinkommen!) *oder* generell niedrige Beiträge (mit entsprechend niedriger Leistung daraus)
- Modell wird erst in vielen Jahren (Neuzugänge) wirksam

Beide Varianten berücksichtigen nicht

- *Partnerschaftliche Kinderbetreuung (nur zeitlich hintereinander)*
- *Geringeres Einkommen als Folge der Kinderbetreuung (etwa weil Teilzeitbeschäftigung, eingeschränkte Karrieremöglichkeiten)*

Beitragspflicht: Unterscheidung von Arbeitslosen und „Hausfrauen“ schwierig

² BM für Frauenangelegenheiten und Konsumentenschutz (Hg., Redaktion: Ingrid Mairhuber), *Eigenständige Alterssicherung von Frauen*. Band 14 der Schriftenreihe der Frauenministerin, August 1997. – Prinz, Chr., Thenner, M., Rolf-Engel, G., Marin, B., *Alternative Modelle zur eigenständigen Absicherung von Frauen*, in: Prinz, Chr., Marin, B. (Hg), *Pensionsreformen*. Frankfurt (Main), New York 1999, S. 171-309.

2. AUFTEILUNG DER PENSIONSANSPRÜCHE IN DER EHE *)

2.1. Beitragsplitting

- ▶ Pensionsbeiträge werden in der Ehe 50:50 auf beide Teile aufgeteilt (auch Beiträge für Zeiten der Kindererziehung).³
Damit haben Frauen sowohl bei aufrechter Ehe und nach Scheidung im Alter einen eigenen Anspruch.
- ▶ Wirksam erst in vielen Jahren (Neuzugänge)
- ▶ Führt diese Variante zur Verarmung?
Beispiel: Mann hat derzeit öS 10.000,-, Frau: öS 2.000,-. Wenn Ehe sich über gesamte Phase der Erwerbstätigkeit erstreckt, erhalten bei Splitting beide Teile je öS 6.000,-. Zum Vergleich: Der Ehepaarrichtsatz (Ausgleichszulage) beträgt im Jahr 2000 öS 11.859,-. Getrennt Lebende erhalten jeweils den Einzelrichtsatz für die Ausgleichszulage. Derzeit muss der Mann nach Scheidung u. U. einen Teil seiner Pension für den Unterhalt der Frau abgeben – garantiertes Minimum jedoch öS 8.312,- (Einzelrichtsatz).

2.2. Nachträgliches Splitting

- ▶ In der Ehe erworbene Pensionsansprüche werden 50:50 aufgeteilt
- ▶ Sofort wirksam
- ▶ Kann auch auf Scheidungsfälle beschränkt werden (Deutschland: Versorgungsausgleich)

*) Die beiden Varianten sind jedenfalls auf freiwilliger Basis auch bei Lebensgemeinschaften denkbar.

Pensionshöhe hängt stark vom Einkommen des Partners ab: Lebensstandardsicherung statt gleicher Bewertung der Betreuungsarbeit. AlleinerzieherInnen bleiben unberücksichtigt.

3. BEGÜNSTIGUNG VON PERSONEN MIT GERINGEM EINKOMMEN

3.1 Sozialsockel (Grundpension, einheitlicher Grundbetrag)

- ▶ Festbetrag pro Versicherungsjahr als Teil der Pensionsformel begünstigt Personen mit geringem Einkommen (daher besonders Frauen)
- ▶ Kann u. U. auch die gesamte Wohnbevölkerung erfassen (damit auch Schließung von Versicherungslücken – siehe auch Punkt 1.2.)
- ▶ Auf den Sockel kann auch die strenger nach dem Versicherungsprinzip errechnete Leistung angerechnet werden (Modell Finnland und neuerdings Schweden: 50% der Versicherungsleistung wird auf den Sockel aufgerechnet).

Kommt nicht ausschließlich Frauen bzw. Personen zugute, die Betreuungsarbeit leisten. Vor allem auch Umverteilung zu Personen mit kleinen Einkommen (etwa zu Teilzeitbeschäftigten).

³ Eine andere Variante wäre die Garantie auf einen niedrigeren Prozentsatz (20%, 30%, 40%?).

4. KOMBINATION VON MODELLEN

In der angeführten Studie der Frauenministerin wurden zahlreiche Kombinationen berechnet (Elemente für die Kombi-Modelle: stärkere Anrechnung von Kindererziehung, Beitragspflicht für nicht-erwerbstätige Partner/in, Splitting, Sockelbetrag). Alle Berechnungen sahen eine Aufwandsneutralität vor (keine Mehrkosten!).

C – Anhang: Ausländische Beispiele

1. Modell Deutschland (nach Reform 1999/2000)

- Die ersten 3 Jahre der Kindererziehung werden mit 100% des Durchschnittseinkommens bewertet (= ca öS 350,- pro Jahr)
- Die weiteren Jahre der Kinderbetreuung bis zum 10. Geburtstag des Kindes werden ebenfalls begünstigt:
 - Einkommen (etwa aus *Teilzeitbeschäftigung*) werden max. um 50% aufgewertet – höchstens bis zum Durchschnittseinkommen.
Voraussetzung: 25 Versicherungsjahre (inkl. „Kinderberücksichtigungszeiten“ = 10 Jahre für 1 Kind, 15 Jahre für 2 oder mehr Kinder)
 - *Nicht-Erwerbstätige*: 33% des Durchschnittseinkommens (ca öS 115,- pro Jahr)
Voraussetzung: zwei oder mehr Kinder unter 10 Jahren
- Witwenrenten:
 - 40% eines weiteren Einkommens wird auf die Rente angerechnet, jedoch: Freibetrag von öS 9.200,- (bleibt vorerst 10 Jahre gleich)
 - Die Witwenpension wird mit der Reform von 60% auf 55% abgesenkt. Jedoch Zuschlag pro Kind: öS 350,-.
Neue Regelung gilt für Ehen, die nach 2001 geschlossen wurden sowie für bestehende Ehen, in denen beide Partner nach 1961 geboren sind.
- Versorgungsausgleich nach Scheidung
Die neue Anrechnung von Kindererziehungszeiten erfolgt nur für Geburten ab 2002! Die entsprechenden Beiträge an die Pensionsversicherung dienen derzeit – im Rahmen des Umlageverfahrens – faktisch nur der aktuellen Finanzierung der PV.

Wie hoch müsste der monatliche Pensionsbeitrag in Österreich sein, damit die Versicherungszeit dem mittleren Einkommen entspricht?

- Mittleres Einkommen: ca. öS 22.000,- (bzw. öS 25.700,- zwölfmal jährlich)
 - Monatlicher Pensionsbeitrag ca. öS 5.800,-
- Bewertung von Kindererziehungszeiten derzeit:
- öS 8.312,-
 - Erhöhung, wenn daneben Erwerbseinkommen

2. Modell Schweiz (1. Säule – AHV)

- Für Zeiten der Kindererziehung Gutschrift bis zum 16. Lebensjahr.⁴
Betreuungsgutschrift für Betreuung von pflegebedürftigen Angehörigen
- Beitragspflicht für alle erwachsenen Einwohner bis zum Pensionsalter (keine Höchstbeitragsgrundlage, aber Höchstbemessungsgrundlage!); nicht-erwerbstätige Ehepartner/in eines/r Versicherten ist über Partner versichert
- Aufteilung der Pensionsbeiträge während der Ehe 50:50 (**Splitting**)
Auch Kinderbetreuungs- und Pflegezeiten werden aufgeteilt!
- Die Rente beträgt bei aufrechter Ehe 150% der Rente für Alleinstehende bzw. 75% der Einzelrente (nach dem Tod des Partners: 100%)⁵
- Ein **Sockelbetrag** in der Rente begünstigt Haushalte mit geringem Einkommen
- Die Witwenrente beträgt 80% der Einzelrente
- Bei Zusammentreffen von Eigen- und Witwenrentenanspruch fällt nur die höhere Rente an

Anzumerken ist, dass in der Schweiz nur rund die Hälfte des gesamten Pensionsvolumens auf die erste Säule (AHV) entfällt. Ein etwa gleich hoher Anteil entfällt auf die – obligatorische – betriebliche Altersversorgung (BHV). Letztere erfolgt über das Kapitaldeckungsverfahren. Obligatorisches Splitting nur in der 1. Säule!

⁴ Diese lange Dauer hat vor allem im Rahmen des Splittings einen Sinn. Wenn etwa die Ehe zu einem Zeitpunkt geschieden wird, in dem die Kinder noch sehr klein sind, erfolgt das Splitting nur bis zu diesem Zeitpunkt, danach kommt die Gutschrift nur dem Kinder betreuenden Elternteil zugute. Weiters berücksichtigt dieses Modell, dass Einkommensminderungen wegen Kinderbetreuung (Teilzeitbeschäftigung!) auch bis zum Jugendalter der Kinder sehr häufig sind.

⁵ Frauenvertreterinnen fordern in der Schweiz eine „zivilstandsunabhängige“ Rente. Diese wäre bei einer Verlagerung von Mitteln aus der zweiten Säule hin zur ersten Säule realistisch.

8. Interdisziplinäres Symposium *FAMILIENFORSCHUNG*

Strobl – 22. bis 24. November 2000
Bundesinstitut für Erwachsenenbildung, St. Wolfgang

Veranstaltet von: ÖIF – Österr. Institut für Familienforschung und ÖGIF – Österr. Gesellschaft für Interdisziplinäre Familienforschung

PROGRAMM

Mittwoch, 22.11.2000

14.30 Uhr Begrüßung durch *R. Buchegger*

Plenum: FERTILITÄT

Moderation: *M. Beham-Rabanser*

B. Nauk (Chemnitz): Value of Children – ein Forschungsprogramm zur Erklärung interkultureller Unterschiede im generativen Verhalten und in den Generationenbeziehungen

C. Ommen-Isemann (Oldenburg): Belastungen und Bewältigungsstrategien von ungewollt kinderlosen Paaren

anschließend Diskussion

16.30 Uhr Pause

17.00 Uhr Arbeitskreise

18.30 Uhr Abendessen

DONNERSTAG, 23. 11. 2000

8.30 Uhr Arbeitskreise

10.00 Uhr Pause

10.30 Uhr

Plenum: INFORMATIONSGESELLSCHAFT UND FAMILIE

Moderation: *L. Wilk*

F. Oswald (Wien): Informationsgesellschaft? – die Verschiedenheit der Köpfe (J. F. Herbart) wird größer

anschließend Diskussion

12.30 Uhr Mittagessen

14.00 Uhr Plenum: INFORMATIONSGESELLSCHAFT UND FAMILIE

Moderation: *R. Buchegger*

H. Mandl (München): Medienkompetenz in der Wissensgesellschaft – Herausforderung für Familie und Schule

G. Steinhardt (Wien): Telearbeit und familiärer Alltag: Auswirkungen – Risiken – Chancen

anschließend Diskussion

16.00 Uhr Pause

16.30 Uhr Arbeitskreise

18.30 Uhr Abendessen

20.00 Uhr ÖGIF-Vollversammlung

FREITAG, 24. 11. 2000

Arbeitskreise

10.00 Uhr Pause

Plenum: EU-SOZIALBERICHT

Moderation: *H. Schattovits*

R. Richter (Wien): Der Sozialbericht der EU und die Beobachtungsstelle für Familienangelegenheiten
anschließend Diskussion
Verabschiedung

ARBEITSKREISE

AK 1: Medien und Familie

Moderation: *I. Kernthaler*

AK 2: Diskontinuitäten in den familialen Lebensverläufen

Moderation: *M. Beham-Rabanser*

AK 3: Jugendarbeitslosigkeit und Familie

Moderation: *R. Richter*

AK 4: Elternarbeitslosigkeit und Familie

Moderation: *R. Buchegger*

AK 5: Vorschulische Kinderbetreuung

Moderation: *H. Schattovits*

AK 6: Autonomie in der Partnerschaft

Moderation: *Ch. Spiel*

Referent/innen und Moderator/innen **(Stand: November 2000)**

Mag. Dr. Christoph Badelt
Univ.-Prof. für Sozialpolitik, Wien

Mag. Dr. Martina Beham-Rabanser
Univ.-Ass. für Soziologie, Linz

Dkfm. Mag. Dr. Reiner Buchegger
Univ.-Prof. für Volkswirtschaftslehre, Obmann der ÖGIF, Linz

Mag. Irene M. Kernthaler
Leitung Öffentlichkeitsarbeit und Infrastruktur ÖIF, Wien

Dipl.-Psych. Dr. Heinz Mandl
Univ.-Prof. für Pädagogische Psychologie, München

Dr. Bernhard Nauck
Univ.-Prof. für Allgemeine Soziologie, Chemnitz

Dipl.-Soz. Dr. Corinna Onnen-Isemann
Privatdozentin für Soziologie, Oldenburg

Dr. Friedrich Oswald
Univ.-Prof. für Schulpädagogik, Wien

Dr. Rudolf Richter
Univ.-Prof. für Soziologie, Präsident des ÖIF, Wien

Dipl.-Ing. Dr. Helmuth Schattovits
Prof., Geschäftsführer des ÖIF, Wien

Mag. DDr. Christiane Spiel
Univ.-Prof. für Pädagogische Psychologie, Bildungsforschung und Evaluation, Wien

Dr. Gerald Steinhardt
Univ.-Prof. für Sozialisationsforschung, Wien

Teilnehmerliste

(Stand: November 2000)

Christoph Arpa

Österreichisches Institut für Familienforschung
Gonzagagasse 19/8
1010 Wien

Univ.-Prof. Mag. Dr. Christoph Badelt

Wirtschaftsuniversität Wien
Institut für Volkswirtschaftstheorie u. -politik, Abt. f.
Sozialpolitik
Reithlegasse 16
1190 Wien

Ilse Barbeck

Österreichisches Institut für Familienforschung
Gonzagagasse 19/8
1010 Wien

Dr. Jürgen Barthelmes

Deutsches Jugendinstitut e.V.
Nockherstraße 2
81541 München

o. Univ.-Prof. Dr. Urs Baumann

Universität Salzburg
Institut für Psychologie
Hellbrunnerstraße 34
5020 Salzburg

Dr. Dores Beckord

Amt der Salzburger Landesregierung
Abt. 3/02 – Soziale Kinder- und Jugendarbeit
Fanny von Lehnert-Straße 1
5020 Salzburg

Dr. Maria Brigitta Beghella

Girlingstraße 47
5020 Salzburg

Mag. Dr. Martina Beham-Rabanser

Johannes Kepler Universität Linz
Institut für Soziologie
Altenbergerstraße 69
4040 Linz

Doris Bichler

Family Business
Maria Theresienstraße 12
3100 St. Pölten

Dr. Werner Britt

Waldgasse 22
2371 Hinterbrühl

Univ.-Prof. Dkfm. Mag. Dr. Reiner Buchegger

Johannes Kepler-Universität
Institut für Volkswirtschaftslehre
Altenbergerstraße 69
4040 Linz-Auhof

Mag. Dr. Anita Buchegger-Traxler

Hagenstraße 50
4040 Linz

Carine Czirbusz

Österreichische Volkspartei
Abt. Politik
Lichtenfelsgasse 7
1010 Wien

Dir. Günter Danhel

Institut für Ehe und Familie
Spiegelgasse 3/8
1010 Wien

Dr. Luitgard Derschmidt

Katholisches Familienwerk Österreichs
Kapitelplatz 6
5020 Salzburg

Mag. Elisabeth Eppel-Gatterbauer

Interessenvertretung der NÖ Familien
Landhausplatz 1
3109 St. Pölten

GenSekr. Dr. Brigitte Ettl

Katholische Aktion Österreichs
Forum "Beziehung, Ehe und Familie"
Spiegelgasse 3
1010 Wien

Dr. Paloma Fernandez de la Hoz

Österreichisches Institut für Familienforschung
Gonzagagasse 19/8
1010 Wien

Dr. Eva Hasenauer

Reitlehen 111
5731 Hollersbach

Univ.-Prof. Dr. Horst Jürgen Helle

Universität München
Institut für Soziologie
Konradstraße 6
80801 München

HR Dkfm. Werner Höffinger

Amt der OÖ Landesregierung
Familienreferat
Klosterstraße 7
4020 Linz

Gisela Hölzl

Verein Spektrum / Sozialpädagogische
Familienbetreuung
Schumacherstraße 20
5020 Salzburg

Dr. Gerda Huber-Semrad

Erlaufstraße 46/4
2346 Maria Enzersdorf am Gebirge-Südstadt

Univ.-Prof. Dr. Peter Inhoffen

Karl-Franzens-Universität Graz
Institut für Moraltheologie und Dogmatik
Parkstraße 1
8010 Graz

Manuela Kendler

Family Business
Maria Theresienstraße 12
3100 St. Pölten

Mag. Irene Maria Kernthaler

Österreichisches Institut für Familienforschung
Gonzagagasse 19/8
1010 Wien

HR Dr. Edwin Klien

Amt der Tiroler Landesregierung
Abteilung IV e
Michael Gaismair Straße 1
6020 Innsbruck

Monika Korber

Nußdorferstraße 6/18
1090 Wien

Mag. Inge Lang

Auwaldgasse 66/1
8041 Graz

Mag. Helga Lendl

Haslachweg 6b
6068 Mils

Univ.-Prof. Dr. Heinz Mandl

Universität München
Institut für Pädagogische Psychologie und Empirische
Pädagogik
Leopoldstraße 13
82802 München

Univ.-Prof. Dr. Bernhard Nauck

Technische Universität Chemnitz
Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie I
Reichenhainerstraße 41
09107 Chemnitz

Dr. Ursula Nissen

Deutsches Jugendinstitut e.V.
Nockherstraße 2
81541 München

PD Dr. Corinna Onnen-Isemann

Universität Oldenburg
Institut für Soziologie
Ammerländer Heerstraße 114
26129 Oldenburg

MinR Mag. Maria Orthofer-Samhaber

Bundesministerium für soziale Sicherheit und
Generationen
Abt. V/2
Franz Josefs Kai 51
1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Friedrich Oswald

Universität Wien
Institut für die schulpraktische Ausbildung
Maria Theresienstraße 3
1010 Wien

Mag. Johannes Pflegerl

Österreichisches Institut für Familienforschung
Gonzagagasse 19/8
1010 Wien

Hermine Popper

Kopalgasse 54/1/16
1110 Wien

Univ.-Prof. Dr. Rudolf Richter

Österreichisches Institut für Familienforschung
Gonzagagasse 19/8
1010 Wien

Mag. Rolf Sauer

Pastoralamt der Diözese Linz
Referat für Ehe und Familie
Kapuzinerstraße 84
4020 Linz

Prof. Dipl.-Ing. Dr. Helmuth Schattovits

Österreichisches Institut für Familienforschung
Gonzagagasse 19/8
1010 Wien

Mag. Rudolf Karl Schipfer

Österreichisches Institut für Familienforschung
Gonzagagasse 19/8
1010 Wien

Mag. Franz Schützeneder

Büro LHStv. Hiesel
Kärntnerstraße 12
4021 Linz

Mag. Ernst Siebenhofer

Diözese Graz-Seckau
Familienreferat
Bischofplatz 4
8010 Graz

Univ.-Ass. Mag. Dr. Ulrike Sirsch

Universität Wien
Institut für Psychologie
Liebiggasse 5
1010 Wien

Roswitha Smekal

Andreas-Hofer-Straße 30
6020 Innsbruck

Univ.-Prof. Mag. DDr. Christiane Spiel

Universität Wien
Institut für Psychologie
Universitätsplatz 2
1010 Wien

Prim. Univ.-Doz. Dr. Georg Spiel

Landeskrankenhaus Klagenfurt
Abteilung für Neurologie und Psychiatrie des Kindes-
und Jugendalters
St. Veiter Straße 47
9020 Klagenfurt

Mag. Maria Steck

Österreichisches Institut für Familienforschung
Gonzagagasse 19/8
1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Gerald Steinhardt

Technische Universität Wien
Institut für Gestaltungs- und Wirkungsforschung
Argentinerstraße 8/187
1040 Wien

Mag. Elisabeth Stipsits

Arbesbachgasse 15/15
1190 Wien

Marlene Trof

Bachlechnerstraße 12
6020 Innsbruck

Helene Wagner

Speiserstraße 10
3108 St. Pölten

Mag. Petra Wagner

Universität Wien
Institut für Psychologie
Universitätsstraße 7
1010 Wien

Univ.-Ass. Mag. Dr. Harald Werneck

Universität Wien
Institut für Psychologie
Liebiggasse 5/1
1010 Wien

wHR Mag. Wolfgang Windholz

Amt der Niederösterreichischen Landesregierung
Abt. Allgem. Förderung
Landhausplatz 1
3109 St. Pölten

Mag. Karl Wörister

Kammer für Arbeiter und Angestellte
Prinz Eugen Straße 20-22
1041 Wien

HOL Eveline Zehetbauer

Rauschergasse 4
2231 Straßhof